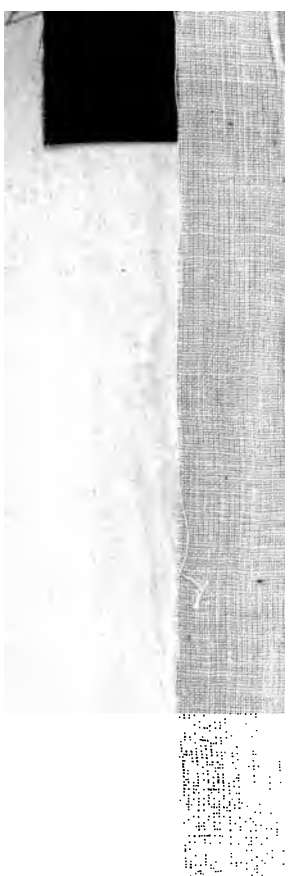
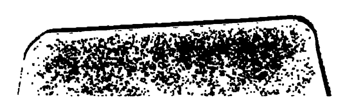


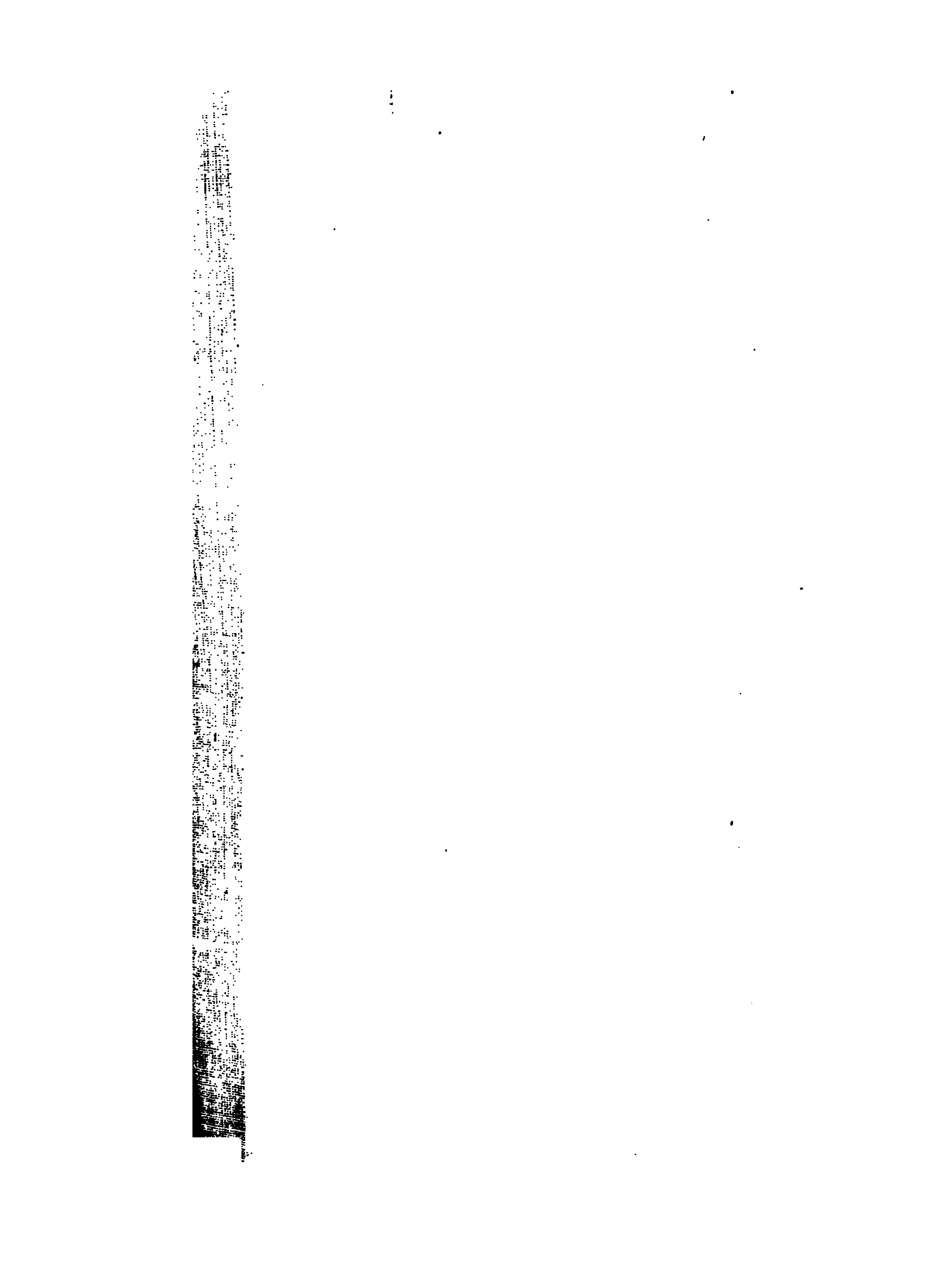


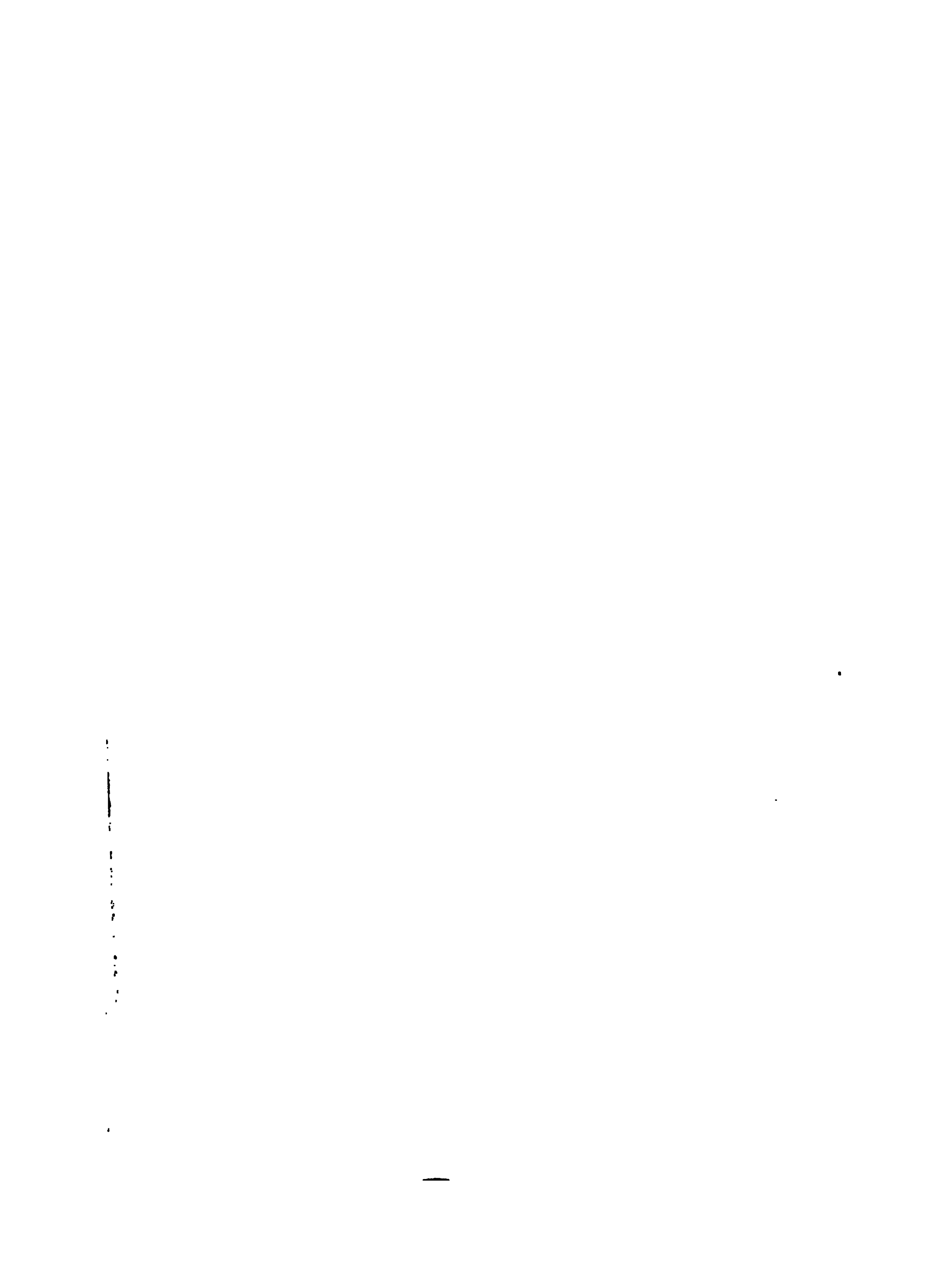


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES









Aus meinem Leben.

Von

Louis Schneider.

III. Band.



Berlin 1880.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung.
Kochstraße 69. 70.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Fanny Oldi. 1851—1855 1
Le Meursius prussien. 1852 39
Zwei Nächte. 1848. 1853 101
Eine Empfangsfeierlichkeits-Erinnerung 112
Der Feldzug 1866 121
Der Feldzug 1870—1871 249

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Fanny Oldi. 1851—1855 1
Le Meursius prussien. 1852 39
Zwei Nächte. 1848. 1853 101
Eine Empfangsfeierlichkeits-Erinnerung 112
Der Feldzug 1866 121
Der Feldzug 1870—1871 249



Fanny Oldi.

1851—1855.

Unter die interessantesten meiner Künstlerbekanntschaften gehört die Sängerin Fanny Oldi, née de Bryans, deren erste Erscheinung mir eben so unvergeßlich bleiben wird, wie ihre spätere Annäherung mich in mancherlei Verlegenheiten gebracht hat. Die Künstlerin schien mir anfangs so durchaus außerhalb jeder gangbaren Auffassung einer Künstlernatur zu stehen, daß ich mich in ungewöhnlichem Grade für sie enthusiasmirte, und obgleich spätere Erfahrungen mich gründlich von dieser allzu poetischen Anschauung geheilt, so bereue ich doch nicht, sie gehabt zu haben; denn die Umstände, unter denen ich sie zum ersten Male hörte, waren ein so heller Lichtpunkt in meinem Leben, daß alles, was sich an ihn knüpft, mir eine theure Erinnerung bleibt.

Seine Majestät der König hatte mich im August des Jahres 1851 mit der Erlaubniß beglückt, die Reise zur Huldigung nach den Fürstenthümern Hohenzollern mitmachen zu dürfen. — Es war die erste Reise, welche ich unmittelbar im Gefolge Seiner Majestät machte; denn meine Berufung nach Warschau im Mai desselben Jahres hatte mich nur die Rückreise mit dem Könige zusammen machen lassen (siehe den Abschnitt

„Eine Kurierreise mit Hindernissen"), meine Freude und Aufregung, namentlich in Bezug auf den Zweck dieser Reise und ihre hohe Bedeutung für die Geschichte meines Vaterlandes, waren groß. Ueber Minden und Köln waren wir am 17. August abends nach Koblenz gekommen, das Dampfschiff hatte indessen hier nicht angehalten, sondern war gleich weiter nach Stolzenfels gefahren, wo ich in der sogenannten Klause vor dem eigentlichen Schlosse in dem obersten Geschosse eines Thurmes eine kleine, ungemein freundliche Wohnung erhielt, aus deren Fenstern ich das ganze Rheinthal bis zum Ehrenbreitstein, das Schloß Stolzenfels selbst vor mir und die Berge über mir übersehen konnte.

In einer Reihe von Aufsätzen, die ich während dieser Reise schrieb und später die Ehre hatte, unter dem scherzhaften Namen „Papierkörbliches aus Hohenzollern" Seiner Majestät dem Könige in Sanssouci vorlesen zu dürfen, findet sich auch eine Beschreibung dessen, was ich in dieser Nacht erlebt, und da ich auch jetzt noch diesen Eindrücken nichts hinzuzufügen habe, so schalte ich hier wörtlich das dort Niedergeschriebene ein:

> Unmöglich! Ich kann nicht schlafen! War denn das alles, ist denn das alles Wirklichkeit? Noch tönen mir die Kanonenschüsse des Ehrenbreitstein — noch die Musik und der Jubelruf in die Ohren, als wir, die königliche Flagge am Mast, durch die abgefahrenen Joche der Schiffbrücke von Koblenz hindurchbrausten. Noch flimmert mir das Heer von Flammen, von Lichtern und Funken vor den Augen. — Noch ist der Sinn fieberhaft von all dem Großen und Lärmenden, von all dem Rührenden und Stillen bewegt. — Noch ist mir zu Muthe wie einem Träumenden; denn unter wie anderen Verhältnissen war ich vor fünf, vor zwölf und vor zwanzig Jahren auf diesen Bergen! — Vergebens zupft der müde Körper und die mattwerdende Hand den Gedanken am Kleide und mahnt

ihn, auszuruhen und sich zu stärken für die Eindrücke der nächsten Tage; denn was ist das alles, was wir heute, gestern und ehegestern gesehen, gegen das, was mich am 23. auf dem Hohenzollern erwartet! — Ich weiß eigentlich nicht, was ich schreiben soll, aber ich muß schreiben; es drängt mir die Feder in die Hand, wie jedesmal, wenn das Gefühl den Gedanken übermannt. Und doch sind Gefühl und Gedanke in diesem Augenblicke nur Eins: — Dank, innigster Herzensdank für den, dessen Gnade mich alles das Große, Schöne und Erhabene mit erleben läßt.

Das Fenster der Klause steht offen. Unten auf dem silberglitzernden Rheine zischt und rauscht das Dampfschiff „Loreley", auf dem wir die Reise gemacht, seine letzten Athemzüge. — Vor mir das noch hell erleuchtete Schloß Stolzenfels, das auf seinem vorspringenden Felsenabhange wie Ruhe gebietend in das noch laute Treiben des Städtchens Kapellen hinabsieht. — Hinter mir schiebt sich dunkles Gewittergewölk über den „großen Kühkopf" und droht bald das ganze Rheinthal zu überschatten. — Eine frohe Gesellschaft von Männern und Frauen, die dem Könige eine Begrüßungs-Kantate vorgesungen, geht den vielfach gewundenen Weg zum Ufer hinunter und erzählt sich, freudig erregt, von der Freundlichkeit und Leutseligkeit des Monarchen. — Es wird still und stiller. — Im Schlosse wie in der Klause sucht wohl alles die ersehnte Ruhe; denn bei solch einer Reise wird nicht allein der Körper, nein, auch die Seele wird matt und abgespannt.

Ist es mir doch, als wäre die alte Zeit mit ihren Fürsten- und Sängerfahrten wieder lebendig geworden, als kletterte die Sage dort an dem Fenstergebälk des Thurmes aus der Schlucht herauf und zu mir herein, als glotzten mir aus den unförmlichen Wolkenköpfen und zwischen den Schießscharten des Wartthurms hervor die ernsten Gesichter vergangener Geschlechter entgegen, als seufzte und klagte es

zwischen den Felsen, in den Bäumen und aus dem rieselnden Bergwasser heraus, daß der „stolze Fels“ seinen fürstlichen Herrn und königlichen Gebieter nur eine Nacht beherbergen soll.

So weit hatte ich geschrieben, als das plötzliche Ertönen einer weiblichen Stimme meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ohne Begleitung anderer Stimmen oder irgend eines Instrumentes schien der Ton erst aus dem Schlosse, als ich mich aber aus dem Fenster legte, von der Gegend der Reitbahn auf der Höhe des „kleinen Kühkopfes“ herzukommen. Sonderbare Zeit und noch sonderbarerer Ort für eine Serenade; denn unten in der Kapelle schlug es eben Mitternacht, und schon ließen unter Wetterleuchten die von Westen heraufsteigenden Wolken einzelne schwere Tropfen fallen. — Wer mag das sein? Anfangs leise und fast gleichgültig, wuchs der Ton nach und nach zu einer solchen Fülle und zu einem Wohlklange, der an eine Meisterin erinnerte, und doch blieb der Gesang so einfach, so ungekünstelt, daß eine Meisterin so nicht singen würde, wenn sie ihre Virtuosität zeigen wollte. Will sie denn das aber? — und was ist das für eine Melodie, die sie singt? — Vergeblich suchte ich nach einer Erinnerung oder einem Vergleich. So würde Mendelssohn einen Ossianschen Gesang, so Löwe eine deutsche Sage, so Schubert einen Traum komponiren! Für den Hörer blieb es ein Lied ohne Worte; man hörte eben nur Töne, ohne die Worte unterscheiden zu können; denn der Wind hatte sich aus den Schluchten aufgemacht und wehte ganze Takte und Rhythmen über den Rhein hinüber auf das jenseitige Ufer. — Je länger dieser wunderbare Gesang dauerte, je unruhiger machte er mich; ja die Wirkung steigerte sich — und wie ich später hörte, nicht bei mir allein — bis zum Nervenreiz. — Es litt mich nicht länger in dem engen Thurm der Klause, ich mußte ins Freie und eilte gegen das Schloßthor hin, um zu erfahren, was diese

seltsame Erscheinung bedeute. — Ich fragte die Schildwachen, und diese zeigten schweigend auf den Abhang des Berges, wo fast in gleicher Höhe mit den Thürmen des Schlosses eine weiß gekleidete weibliche Gestalt mit hoch erhobenem rechten Arme stand und gegen das Schloß hin sang. — Hin und wieder machte sie eine Pause, als wäre ein Vers zu Ende, und doch klang der darauf folgende nie wie der vorige. — Eben wurde der Mond von dem immer weiter herauf drohenden Gewölke bedeckt, aus dessen schwarzem Gewirre es wetterleuchtete, so daß jene sonderbare Gestalt auf Augenblicke wieder sichtbar ward. — Ich wollte den Berg hinauf, da fing es heftig an zu regnen, so daß ich Schutz unter dem Gewölbe des Schloßthores suchen mußte. Aber der Gesang hörte dessenungeachtet nicht auf, wurde auch nicht bewegter, nicht unruhiger, bis endlich ein Triller, wie ich ihn selten in solcher Dauer und Vollendung gehört, den letzten Ton verklingen ließ. Es schlug ein Uhr, als ich mein Zimmer in der Klause wieder betrat, von wo ich vergeblich herabspähte, ob ich auf dem von Laternen erleuchteten Wege nicht die Sängerin beim Heruntersteigen erkennen würde. Immer stärker strömte der Regen herab, und die ganze Gegend lag in Dunkel gehüllt unter der Last der zu Thal drückenden Wolkenmassen.

Der unerklärliche Vorgang hatte mich ungemein aufgeregt. Unwillkürlich ergriff ich die Feder wieder, um das unterbrochene Tagebuch weiter zu schreiben, und siehe da, eben so unwillkürlich standen plötzlich Verse auf dem Papier. Seit dem Jahre 1848 hatte mich Neigung und Kraft zum Dichten verlassen. Nur eines, was seit jener Zeit unverändert geblieben, Lieder von „Soldatentreue“, hatte ich hin und wieder dichten können. Jedem andern Eindruck hatte das verbitterte Herz sich verschlossen. Heute aber, in dieser Nacht auf dem Stolzenfels, kam es wieder über mich, der Gedanke wurde melodisch, und das Gefühl bannte sich in Cäsur und Reim:

„Schon sank die Nacht und wob die dunklen Schatten
Weit über jene stolzen Felsen hin.
Die Kerzen dort im Schlosse schon ermatten,
Und Ruh' umfängt den staunensmüden Sinn. —
Der Ehren breiter Stein mit Donnergrüßen
Sprach seinem Herren schon das letzte Wort,
Und wieder ruhig, rauscht zu meinen Füßen
Der deutschen Gaue alter Ehrenhort.
Da klingt es plötzlich von den Bergeshöhen,
Ein Sang, gewaltig und doch wunderzart, —
So geisterhaft, wie Aeolsharfen-Wehen,
Ja unerklärbar und ureigner Art.
Er klingt wie Mahnung, klingt wie Trost und Klage,
Wie Muth und Zagen, lockend und doch treu,
Und rufet wach die alte Macht der Sage
Vom Wunderlied der holden Loreley. —
Dort unten badet sie sich in den Wogen
Und webt ein Lied aus längst entschwund'ner Zeit
Von Fürsten, die gen Süden einst gezogen,
Von neuen Kronen und von altem Eid. —
Da geht vorüber an dem innern Schauen
Der Zug nach Kostnitz zu der Marken Kur
Und meines Vaterlandes Auferbauen,
Und jetzt das Folgen auf derselben Spur.
Nach viermal hundert sechsunddreißig Jahren
Zieht jetzt der Enkel seinen Ahnen nach,
Das alte Stammesrecht dort zu bewahren,
Wo einst der Ursprung seines Hauses lag. —
Sie sang das nicht — und doch hab' ich's verstanden,
Es war nicht so und mußte doch so sein;
Und sinnend schlug ihr Lied mich so in Banden,
Daß Wirklichkeit mir wurde aus dem Schein.
Der Ton verklang, der Regen rauschte nieder,
Dort in dem Schlosse glüht ein einsam Licht,
Und dem es glüht, dem galten diese Lieder:
So ward im Traum — aus Tönen — ein Gedicht."

Am andern Morgen und ehe die Weiterreise angetreten wurde, war der sonderbare nächtliche Gesang das ziemlich allgemeine Thema der Unterhaltung. Wer ihn gehört, war ergriffen davon, und die eigenthümlichen Umstände, unter denen er erklungen, erzeugten den sehr natürlichen Wunsch, zu erfahren, wer

die Dame gewesen, die trotz Wind und Regen um Mitternacht dem Könige eine so ungewöhnliche Huldigung gebracht. Niemand, weder im Schlosse noch im Städtchen Kapellen, selbst nicht der sonst immer so gut unterrichtete Polizeidirektor Maaß konnte Auskunft geben. Man wußte nur, daß eine festlich weiß gekleidete Dame, von zwei Herren begleitet, sich gegen 11½ Uhr im Schloßhofe eingefunden und angefragt habe, ob sie Seiner Majestät dem Könige nicht durch Gesang ihre Huldigung darbringen dürfe. Da Seine Majestät sich schon zur Ruhe begeben und eben erst die Begrüßungs-Kantate des Koblenzer Gesangvereins gehört hatte, so wurde die Dame bedeutet, daß die Erfüllung ihres Wunsches für heute wenigstens unmöglich sei. Darauf habe die Dame sich zurückgezogen; wahrscheinlich sei sie es aber gewesen, die, allein auf einer Felskuppe stehend, fast eine Stunde lang gesungen. Der König selbst hatte übrigens den Gesang nicht gehört.

Dem allgemeinen Wunsche folgend, und um die Motive dieses sonderbaren Vorganges zu erfahren, zog der Polizeidirektor Maaß seine Erkundigungen ein und berichtete jedem Fragenden, der sich dafür interessirte, daß es eine italienische Sängerin Namens Oldi gewesen sei, die seit einigen Wochen in Koblenz lebe, nur sehr selten öffentlich und nie als Künstlerin vor dem Publikum erscheine, sehr wohlhabend sein müsse und diesen Schritt ganz allein gethan habe, ohne daß jemand ihren Zweck dabei errathen könne.

Diese Notiz kühlte mich sehr ab, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß irgend eine Bittschrift der seltsamen Serenade bald genug folgen werde. Es wäre zwar neu, aber nicht ungeschickt gewesen, durch eine Serenade in Stolzenfels zu Gastrollen in Berlin zu gelangen, und ich hatte nun nicht die geringste Sorge mehr, bald Ausführlicheres von der Dame zu hören.

Die Abreise und die glänzenden Begebenheiten der weiteren Reise bis Hechingen, Sigmaringen, dann an den Bodensee, die

Huldigung auf dem Hohenzollern, sowie meine Rückreise durch die Schweiz und besonders durch Neufchatel verwischten den lebhaften Eindruck jenes wunderbaren Abends auf Stolzenfels; doch beschäftigte er mich in ruhigen Augenblicken noch immer so sehr, daß ich während des Aufenthaltes in Baden-Baden einen Abend dazu verwendete, um das damals zu Papier Gebrachte zu ordnen und das rasch hingeworfene Gedicht etwas zu feilen.

Auf der ganzen Reise kam es zu keiner Vorlesung, sonst würde ich wahrscheinlich gerade diese Schilderung auf das Programm gesetzt haben. Als aber Seine Majestät der König sich bald nach der Rückkehr von der Reise zu den Manövern der 5. Division nach Treuenbrietzen begab und ich dorthin befohlen wurde, las ich mit anderen Kapiteln des „Papierkörblichen" auch das hier bereits Mitgetheilte am 12. September vor einer nur kleinen, durchaus militärischen Gesellschaft.

Am 5. Oktober befahl Seine Majestät der König die Wiederholung dieser Vorlesung in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin auf Sanssouci, und es knüpften sich an die Darstellung allerlei Erkundigungen nach der Sängerin, die ich nicht beantworten konnte, da ich seit jener Auskunft nichts von ihr oder über sie gehört.

Einige Tage nachher fragte mich der Geheime Kämmerier Schöning, ob ich den Aufenthaltsort und die genaue Adresse der Sängerin nicht wisse oder erfahren könne, welche in der Nacht vom 17. auf den 18. August auf Stolzenfels gesungen. Bis dahin war also noch keine Bittschrift derselben eingegangen und kein Wunsch von ihr laut geworden. Das frappirte mich, erfreute mich aber gleichzeitig, weil es jener nächtlichen Erscheinung einen großen Theil der Poesie zurückgab, den die Prosa alltäglicher Erfahrung ihr nur zu bereitwillig entzogen. Zugleich hörte ich, daß Seine Majestät der König beabsichtigte, der Sängerin ein Allerhöchstes Gnadengeschenk, in einem sinnig ge-

formten Bijou bestehend, zukommen zu lassen, und war nun gern erbötig, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Zunächst wandte ich mich an den Hauptmann und Batteriechef im 8. Artillerie-Regiment Coster, den ich in Hechingen kennen gelernt, wo seine Geschütze während der Huldigung auf dem Hohenzollern den Fürstengruß über das weite Thal hindonnerten. Bereitwillig theilte er mir mit — (die bezüglichen Briefe sind sämmtlich in dem betreffenden Konvolute vorhanden) — was er in Erfahrung bringen konnte. Es war nicht viel und vermehrte eigentlich nur das Dunkel, welches diese, mir immer interessanter werdende Persönlichkeit zu umgeben schien. Sie hatte Koblenz bald nach der Abreise Seiner Majestät des Königs verlassen und sich angeblich nach Frankfurt a. M. gewendet. Dortige Musikfreunde erzählten von ihrer schönen Stimme und von ihrer außerordentlichen Kunstfertigkeit im Singen, sowie davon, daß sie sehr bemittelt sein müsse, da sie einen offenen Kredit bei Rothschild in Frankfurt habe; was auch daraus hervorzugehen scheine, daß sie nirgend ein Konzert gegeben oder sonst Vortheil aus ihrer Kunstfertigkeit gezogen. — Mit dem Gesange auf dem Stolzenfels habe es seine Richtigkeit, und sie sei dabei von zwei Koblenzern, dem Musikdirektor Ebell und einem Herrn Geilhausen, begleitet gewesen. Das Motiv zu dem sonderbaren Gesange, den Donizetti ausschließlich für diese Dame komponirt, sei zuverlässig kein anderes gewesen, als den König angenehm zu überraschen und ihm die huldigende Verehrung der Künstlerin zu bezeigen, die sich übrigens durch feine Bildung und elegante Manieren auszeichne.

Ich war nun aufmerksam, ob von Frankfurt oder von einer andern süddeutschen Stadt der Name Oldi nicht öffentlich genannt werden würde. — Es blieb alles still. — Eine Erkundigung in Frankfurt selbst ergab nur, daß allerdings eine Dame dieses Namens dort gewesen, sich aber nur wenige Tage aufgehalten, bei Rothschild Wechsel einkassirt habe und dann

entweder nach Pamplona oder nach Rom gereist sei, wahrscheinlich nach dem ersteren Orte, den sie als ihren Lieblingsaufenthalt bezeichnet habe. Auch in Mannheim tauchte eine Spur auf, verschwand aber ebenso bald wieder. Dagegen hörte ich während des Winters ganz zufällig, daß eine berühmte italienische Sängerin einem Agenten am Rheine den Auftrag gegeben, eine Burg- oder Kloster-Ruine, aber innerhalb Preußens, für sie zu kaufen, wo sie sich ansiedeln wolle, und auf nähere Erkundigung stimmte auch der Name.

Je mehr die erwünschte Auskunft sich vor der Erkundigung zurückzog, desto neugieriger und eifriger in meinen Bemühungen wurde ich; ich wandte mich an einen Theater-Agenten in Wien, der viel mit der italienischen Bühne zu thun hatte, um wenigstens über die früheren Verhältnisse dieser geheimnißvollen Dame etwas zu erfahren. Sie hatte in Neapel und Mailand, aber immer nur kurze Zeit gesungen, Furore gemacht, sei aber stets wie eine „femme toute exceptionelle“ und von ganz besonderen Ansprüchen erschienen. Mit dem Theaterwesen habe sie nie etwas zu thun haben wollen und sich vor mehreren Jahren bereits ganz von der Bühne zurückgezogen, ohne daß man wisse, wohin sie sich gewendet oder was aus ihr geworden.

Nun schien in der That alle Spur verloren. Der Zufall wollte indessen, daß ich im Juli 1852, als ich die Ehre hatte, Seine Majestät den König nach Trier begleiten zu dürfen, auf Stolzenfels den Besuch eines Herrn Weinhaus aus Koblenz empfing, der sich wegen Vermittelung eines Gesuches an den Herrn Ministerpräsidenten an mich wandte. Es ergab sich, daß die Sängerin Fanny Oldi während ihres vorjährigen Aufenthalts in Koblenz mit ihm in einem Hause gewohnt, und daß er in freundschaftlichen Beziehungen zu ihr gestanden. Da er mehrere Personen nennen konnte, von denen sie oft gesprochen, so glaubte er durch diese den Aufenthaltsort der Dame erfahren zu können, bestätigte so ziemlich alles, was ich bisher von ver-

schiedenen Seiten über sie gehört, namentlich ihre anscheinend guten Vermögensumstände und den beabsichtigten Ankauf einer Burg- oder Kloster-Ruine. — Ich bat Hern Weinhaus, nun seinerseits alle möglichen Erkundigungen einzuziehen und alle etwaigen Portokosten mir zu berechnen. *)

Im Oktober 1852 erhielt ich die ersten vollständigen Nachrichten von Herrn Weinhaus. Er hatte nach Paris an das Haus Rothschild, von dem sie ihre Gelder bezog, nach Rom, an Rossini und an noch viele andere Personen geschrieben, deren Antworten er mir übersandte; in der eigentlichen Hauptsache aber ohne allen Erfolg. Ueber ihren Verbleib wußte niemand Auskunft zu geben, und in den Zeitungen tauchte immer noch nirgends ihr Name auf. Herr Weinhaus gab ihr in seinen Briefen beharrlich den Titel einer „Italienischen Hoffängerin", und mit diesem Titel erließ er endlich am 5. März 1853, da alle anderen Bemühungen zu keinem Resultate führten, in der „Speyerschen Zeitung" einen öffentlicheu Aufruf, ob denn niemand Nachricht über den jetzigen Aufenthalt der italienischen Hoffängerin Fanny Oldi, geborenen de Bryans, geben könne. — Da kam wenige Tage nachher ein Brief aus München an Herrn Weinhaus, in welchem ein Herr Thurner, Tonkünstler und Begleiter der Künstlerin, erklärt, die Dame wohne in München und sei begierig zu erfahren, was diese öffentliche Erkundigung veranlaßt.

Nun meldete ich dem Geheimen Kämmerier das endliche Gelingen der Ermittelungen, und nach amtlich eingezogenen Erkundigungen über die Identität der Künstlerin durch die königliche Gesandtschaft in München, erfolgte die Uebersendung des ebenso prächtigen wie sinnigen Gnadengeschenkes Seiner Majestät

*) Ist auch später geschehen und die Mühwaltung des Herrn Weinhaus durch eine Gratifikation des Geheimen Kämmeriers reichlich vergütet worden.

an sie. Es war eine Lyra in blauem Email, über welcher ein Stern in Brillanten schwebt, das Ganze in Form einer Broche, ein kleines Meisterstück.

Damit schien die Sache abgethan, und sehr unerwartet trat sie für mich in eine neue Phase, als ich einige Monate später, am 21. Juni 1853, aus Salzburg von der Dame selbst einen Brief erhielt, der voller Dank und Erkenntlichkeitsversicherungen für mich war; denn sie hatte sich nach Empfang des königlichen Gnadengeschenkes nach Koblenz an Herrn Weinhaus gewandt, um zu erfahren, wie es zugegangen, daß ihr Name dem Könige bekannt geworden, und wer jene Erkundigung nach ihr in der „Speyerschen Zeitung“ eigentlich veranlaßt. — Auf diese Weise hatte sie erfahren, daß ich die Mittelsperson gewesen. — Ihr Brief war ganz geeignet, das Interesse zu steigern, welches ich durch die Ueberzeugung für sie gewonnen, daß sie seit jenem Abende auf Stolzenfels, nun zwei Jahre lang, keinerlei Schritte gethan, um den guten Eindruck auszubeuten, den sie hervorgebracht. Voll Dank und innigster Verehrung für den König, zeigte ihr Styl die gebildete Frau, und selbst die fast übertriebene Sentimentalität, die sich darin aussprach, hatte das Fesselnde jeder gedruckten oder geschriebenen Sentimentalität; leider aber lag die Befürchtung nahe, daß sie wohl dasselbe Schicksal mit jeder Sentimentalität haben möchte, die sich auch in das Leben zu übertragen wünscht. Einiges erfuhr ich wenigstens aus diesem ersten Briefe, was mir die Künstlerin in einem besonders günstigen Lichte erscheinen ließ. Sie sagte:

„N'allez pas croire, Monsieur le Conseiller, que c'est une âme mercenaire, qui développe dans cette circonstance des pensées intéressées ou cupides — sie sprach nämlich von dem Wunsche, in Zukunft nur noch ausschließlich vor Seiner Majestät dem Könige singen zu können — apanage d'une âme vulgaire; bien au contraire, j'aime

et dois Vous le dire sans aucun détour, je n'appartiens nullement à la sphère, où naissent généralement les artistes; des circonstances, que je pourrai Vous faire connaître plus tard, si Vous le désirez, m'ont fait devenir cantatrice, sans jamais pour cela avoir fait un seul instant abnégation de mes sentiments. Ma voix a été cultivée par le célèbre Donizetti, de qui je suis la seule élève. J'ai des succès, c'est vrai, mais j'ai surtout une grande répugnance à faire tout ce qui est nécessaire dans cette carrière. Me trouvant dans une position, où je puis y renoncer, si cela me plait, je m'étais charmée à l'idée (aimant mon art) que la belle étoile Royale me pronostiquait, que peut-être un jour je ne chanterais que pour le Roi et par Ses ordres u. s. w."

Ich antwortete ihr, daß ihr Wunsch ein so ungewöhnlicher und eigentlich bisher ohne Vorgang sei, daß ich ihr auch nicht die geringste Hoffnung auf Erfüllung desselben machen könne, sagte ihr, daß ich nach allem, was ich bis jetzt von ihr gehört, nicht recht wisse, wie ich mit ihr daran sei, und schlug ihr vor, ob es nicht das Beste wäre, wenn sie nach Berlin käme, um sich vor dem Publikum hören zu lassen, dessen Beifall dann leicht über künftig Mögliches entscheiden würde.

Auf diesen Brief erhielt ich zwei Antworten, die eine von dem Baron Friedrich v. Beyder-Malberg auf Schloß Bürgelstein nächst Salzburg, die andere von Madame Fanny Oldi selbst. Beide waren nur zu sehr geeignet, die Signora mit einem poetischen Nebel zu umhüllen. Der Baron schrieb:

„Ein freundlicher Zufall führte im Frühjahr laufenden Jahres eine Dame in mein Haus, welche alsbald mich und die Meinen durch ihre feine Bildung sowohl, als durch ein wahrhaft entzückendes Gesangstalent fesselte. Diese seltenen

Vorzüge knüpften allmälig ein engeres Band zwischen Madame Oldi de Bryans und meiner Familie, wodurch mir denn Gelegenheit geboten wurde, mit den Verhältnissen dieser Dame und deren Standpunkt, der Kunst gegenüber, näher bekannt zu werden."

Leider ging Herr v. Beyder-Malberg nicht auf eine nähere Auseinandersetzung dieser Verhältnisse ein, sondern sprach nur von ihrer „an Umfang unerreichten, an Klang und Schule unübertroffenen Stimme", — von ihrer „Bescheidenheit" — von ihren „Triumphen in Italien" — und von der „ausnahmsweisen Stellung der Dame, die so sehr der gewöhnlichen Bahn entrückt", — während der Zweck des ganzen Briefes darauf hinausging, die in meinem Briefe geäußerten Bedenken, daß ich nicht recht wisse, wie ich mit ihr daran sei, zu beschwichtigen, weiterhin aber sie meiner lebhaftesten Theilnahme zu empfehlen.

Der zweite Brief der Dame selbst, einen Tag später aus dem Schlosse des Freiherrn v. Beyder-Malberg datirt, hatte offenbar dieselbe Absicht und erwiderte meinen ziemlich deutlich ausgedrückten Zweifeln:

„Puisque Vous avez la bonté de me permettre d'entrer dans quelques détails au sujet de ma position sociale et artistique, je vais Vous instruire le plus brièvement possible, pour ne pas trop Vous importuner.

Après une perte de fortune assez considérable, je me trouvai dans un extrême chagrin. Ce fut à cette époque que, où mon organe et la pureté de mon langage, qu'on avait admirés dans le cours de haute litérature, où j'avais fait quelques lectures, l'on me pria d'accepter les rôles de la célèbre Mlle. Mars, qui n'a pu être remplacée à la comédie française à Paris; d'un autre côté, Rossini et Donizetti me persuadèrent que j'avais un trésor immense à ma disposition, si je voulais

mettre à profit la voix exceptionelle, dont le ciel s'était plu de me gratifier. Un avenir des plus brillants me fut prophétisé par ce maestro; étant déjà musicienne, je donnai la préférence au chant. Donizetti prit au cœur de me lancer d'une manière digne dans la carrière théâtrale. Une étude sérieuse de huit heures par jour fut immédiatement commencée à Naples. J'eus du courage, parceque j'avais une grande passion pour l'art du chant; je secondais les efforts de mon maître, et plus tard mes succès dépassèrent même tout ce que mon orgueil s'était imaginé. Cet orgueil satisfait m'a causé bien du chagrin et m'a fait verser bien des larmes. Je compris que la carrière du théâtre était remplie d'écueils pour une dame comme il faut, et surtout peu en rapport avec mes goûts, mes sentiments et mes habitudes. Je quittai donc l'Italie, au plus fort de ma célébrité, pour un motif, qui me fait honneur; je fus longtemps dans l'inaction, d'où je ne suis sortie, qu'après m'être décidée à donner des concerts. Je vins à cet effet en Allemagne, ce pays par excellence de la musique, où vraiment je n'ai eu qu'à me louer du grand enthousiasme du public à mon égard. Mais comme j'ai à lutter sans cesse contre les intrigues et difficultés, que m'opposent les artistes, je leur abandonne immédiatement le terrain; ainsi je perds de cette manière tous les fruits, que devrait me rapporter mon talent. C'est dans ces dispositions chagrinantes, que j'allais mettre fin à ma carrière musicale, en y renonçant; lorsque je reçus d'une manière si inattendue l'encouragement extrêmement honorable et infiniment flatteur de Votre illustre Souverain.“

Mit beiden Briefen war ich eigentlich um keinen Schritt weiter gekommen; im Gegentheil, die Unsicherheit meines Urtheils über die Künstlerin hatte sich nur gesteigert. Das Beispiel einer durchaus edlen weiblichen Natur, die bei höchster Künstlerweihe sich von dem Getreibe des Theaters zurückgestoßen fühlt, lag mir in Jenny Lind so nahe, daß die Aehnlichkeit der hier ausgesprochenen Gesinnungen leicht und gern Glauben bei mir fand. Ein Edelmann nimmt sie in seine Familie auf, spricht mit Bewunderung von ihrer Bildung, ihrem Talente, ihrer Bescheidenheit. Sie sollte eine Mars ersetzen, hat „lectures dans les cours de haute litérature“ gehalten und das Theater, sowie Italien aus Motiven verlassen, „qui lui font honneur.“ Das alles waren Dinge, die wohl geeignet waren, den Nimbus zu erhöhen, den ihre Erscheinung in Stolzenfels und ihr langes Nichthervortreten mit irgend einem Anspruch dafür bei mir hervorgebracht. — Doch blieben immer noch Zweifel genug zurück. — Nirgend in Deutschland hatte die doch sonst so fleißige Kritik von ihrem öffentlichen Auftreten gesprochen, und die widersprechenden Angaben über ihre Vermögensumstände ließen nirgend zur Gewißheit darüber kommen, ob man es für die Zukunft nur mit der Künstlerin oder mit der Dame von Stande zu thun haben würde; denn die letztere Eigenschaft nahm der Brief ihres Beschützers, des Barons v. Beyder-Malberg, unzweifelhaft für sie in Anspruch. Ich suchte nach einem Auswege und glaubte ihn in einem besonderen, vertraulichen Briefe an den Baron v. Beyder-Malberg zu finden, dem ich zwar offen, aber doch so schonend wie möglich die fortdauernden Zweifel mittheilte, welche ich über die Art und Weise hatte, wie man sich der Dame gegenüber zu benehmen habe, und dem ich nicht verhehlte, daß das ganze Verhältniß ein zu ungewöhnliches sei, um von meiner Seite gleich auf unbedingt entgegenkommendes Vertrauen rechnen zu können.

Der Herr Baron antwortete unterm 30. August, daß der

vorige Brief der Madame Oldi an mich bereits alles enthalte, was er selbst von der Dame wisse. Auf meine bestimmte Frage, ob sie so bemittelt sei, um ohne Einnahme durch ihre Kunstfertigkeit einige Zeit in Berlin leben zu können, erfolgte eine ausweichende Antwort; auf die Besorgniß, daß mir die Künstlerin etwas exaltirt erscheine, heißt es:

„Wohl liegt in dem Charakter der Künstlerin viel Poesie, welche jedoch, der herrlichen Gabe, mit welcher die Natur sie so liebreich ausgestattet hat, als Folie dienend, nur geeignet ist, deren Wirkung wesentlich zu erhöhen und ergreifender zu machen. Ich würde vergebens versuchen, Ihnen die Persönlichkeit der Dame in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu zeichnen, es bliebe doch immer nur matter Schattenriß, keinesweges gemacht, Ihren Begriff festzustellen."

So blieb denn auch wirklich selbst nach diesem Versuche, klar zu sehen, mein Begriff von ihr unfestgestellt, und ich sah mich nun genöthigt, alle Poesie und alle Zartheit für einige Zeit bei Seite zu setzen und Madame Oldi in einem rein geschäftlichen Briefe zu fragen, was sie eigentlich wolle, was sie könne, ob sie wirklich so bemittelt sei, um nicht von der Oeffentlichkeit abzuhangen, und ob sie glaube, solche Empfehlungen nach Berlin mitbringen zu können, durch welche die Häuser der vornehmen Welt, abgesehen von ihrer Künstlerschaft, sich ihr öffnen würden. — Dieser Brief kreuzte sich mit einem abermals außerordentlich poetischen, in welchem sie mir anzeigte, daß sie nicht mehr im Schlosse des Barons, sondern in Innsbruck wohne, daß sie durch eine Krankheit sehr an ihrer Stimme gelitten, und daß sie mich bitte, ihr doch nur direkt zu schreiben, was wahrscheinlich so viel heißen sollte, als daß der Baron v. Beyder-Malberg ihr meinen vertraulichen Brief mitgetheilt. Indessen folgte diesem Briefe doch unterm 6. Januar endlich eine klare Antwort auf meine endlich nichts weniger als poetischen Fragen, und diese

Antwort gab doch wenigstens eine gesunde Basis für die Beurtheilung. Sie lautete in der Hauptsache:

„Je ne chante qu'en italien et j'ai un grand dégout de jouer l'opéra. — Je ne remplis donc aucun rôle et ne chante que dans les concerts ou au théâtre des morceaux détachés. Si je ne fais pas la vie d'artiste, c'est que les autres artistes m'en empêchent par leurs intrigues. N'ayant point un caractère à lutter avec eux, je cède et je m'en vais.

Possédant les moyens de voyager sans rien gagner, j'ai d'autant plus ceux de vivre stationnaire à Berlin; quant aux lettres de recommandation, que vous demandez, il me sera facile d'en avoir, soit par Mr. le Baron James de Rothschild, mon banquier à Paris, ou d'autres personnes de ma connaissance."

Da ich ihr außerdem mitgetheilt, daß Seine Majestät der König sie in jener Nacht auf dem Stolzenfels gar nicht gehört, was mir nöthig schien, um den immer höher strebenden poetischen Schwung nur in etwas zu mäßigen, so antwortete sie mir in demselben Briefe auch darauf:

„J'étais bien loin, de me douter que Sa Majesté ne m'avait pas entendue à Stolzenfels. Cette nouvelle m'a alterée et remplit mon âme de douleur. Je ne m'en consolerai jamais! Dès ce moment, je retire toute demande. Il me faut, pour calmer mon esprit, recouvrer mes moyens vocaux, que j'ai perdus à Salzbourg; alors je me rendrai à Berlin, j'y donnerai un concert au bénéfice des pauvres, pour me faire connaître et pour que Sa Majesté puisse savoir, si je suis digne ou non du don Royal, dont Elle a bien voulu me favoriser."

Damit war doch wenigstens eine Handhabe gewonnen, mit der ich der Künstlerin, deren erstes Erscheinen mir nun einmal unvergeßlich blieb, und deren ungeheuchelte Anhänglichkeit und Verehrung für den König mich bei allen sonstigen Zweifeln stets neu erfreute, behülflich sein konnte. Ich ging daher in meinen späteren Briefen vollständig darauf ein, daß sie, mit guten Empfehlungen versehen, zu Anfang des Winters nach Berlin kommen möge, einige Zeit hier ruhig leben, in Privat-Soireen sich hören lassen und dann zuerst in einem Konzert für die Armen auftreten solle, wodurch sich dann wohl Gelegenheit bieten werde, daß Seine Majestät der König sie höre, wovon dann begreiflich alles Uebrige abhängig bleiben müsse. Da der Geldpunkt — nach meiner langjährigen Erfahrung in dergleichen leider der wesentlichste — ihrer bestimmten Aussage nach vollständig geordnet war, so hatten meine Bedenken in dieser Hinsicht aufgehört, und es hing nur noch von der Zahl und der Bedeutung der Empfehlungen ab, die sie mitzubringen versprochen, ob Berlin ihr günstig sein werde.

Ich war im Gefolge Seiner Majestät des Königs im August 1854 in Putbus, als ich unerwartet und nach langer Pause einen Brief aus Berlin von ihr erhielt, der mit den Worten beginnt:

„Enfin! me voici à Berlin!“

Das war aber auch das einzige Positive, alles Uebrige war wieder so außerordentlich sensible et tendre, daß sofort auch die alten Zweifel auftauchten.

> „Sans vous, sans votre constance infatigable, je ne serais jamais sortie de l'incognito, que la délicatesse de la dame bien née imposait à l'artiste“ u. s. w.

Ich schrieb meiner Frau und meiner Tochter, sie möchten sofort nach Berlin hinüber fahren, der Dame einen Besuch machen und sie in meinem Namen willkommen heißen, mir aber

vor allen Dingen berichten, welchen Eindruck sie von ihr empfangen; denn Frauen sehen in solchen Dingen stets schärfer als Männer. Kaum war mein Brief nach Potsdam unterwegs, als schon ein zweiter der Sängerin nach Putbus kam, der geradezu außer sich war vor Sehnsucht nach meiner persönlichen Bekanntschaft.

„car, l'état moral, dans lequel je me trouve, n'est plus soutenable; être ainsi plus longtemps, ma santé en souffrirait assurement."

Zu diesem „état moral" kam auch noch eine Nachschrift, die anderweitig beängstigend klang.

„P. S. J'ai eu le malheur de me loger chez des malhonnêtes gens qui me rendent la vie insupportable. Ne pourriez Vous pas me recommander au chef de la police?"

Das hätte ich nun zwar allerdings gekonnt; denn der General-Polizeidirektor v. Hinckeldey wohnte in Putbus Thür an Thür mit mir und erfreute mich wiederholt mit seinem Besuche. Ich unterließ es aber denn doch, bis ich die Dame selbst gesehen, die ihren Aufenthalt in Berlin gleich mit einem ebenso insoutenablen als insupportablen état moral begann. Der Bericht meiner Frau und meiner Tochter über die erste Visite klang auch keineswegs beruhigend und schien mich schonend auf allerlei Seltsames vorzubereiten. Es gab nun wieder Briefe voll Gefühl und Noblesse, ich war aber schon entschieden kühler gegen jede poetische und sensible Auffassung der Angelegenheit geworden und versparte meine Antworten auf die erste persönliche Unterhaltung mit ihr, die denn auch einige Tage nach meiner Rückkehr von Putbus stattfand und mich vollständig über das bis dahin Räthselhafte orientirte.

Ich fand die Dame in einer Chambre garnie, Behren-

straße Nr. 1a bei einer Madame Litfas, wohnen. Ein junger Mann, ihr Akkompagnateur, sowohl musikalisch als beim Ausgehen, öffnete mir und meldete mich. Von einem ungewöhnlich großen Neufundländer Hunde begleitet, wie ich selten ein so schönes und großes Thier gesehen, erschien endlich Madame Oldi in einem Kostüm, wie ich dergleichen noch nie wahrgenommen. Es war eine Dame in der besseren Hälfte der vierziger Jahre, klein, aber wohl geformt. Die Haare trug sie à l'enfant, aber nicht gelockt, sondern glatt bis auf den Nacken hangend, an diesem Tage aber unzweifelhaft entweder durch starken Wind derangirt oder noch gar nicht arrangirt. — Ueber dieser Coiffure lag ein viereckiges Stück rothen Sammets, das mit goldenen Tressen besetzt war, so, daß eine Spitze auf der Stirn, zwei auf den Ohren und eine auf dem Hinterkopfe lag. Sie trug einen lila seidenen, vorne offenen und bis zum Knie reichenden Ueberwurf mit weiten Aermeln, etwa in neugriechischer Form, darunter einen weißen Jupon mit gesticktem Saume. Mit Thränen in den Augen und außerordentlicher Rührung empfing sie mich, erzählte mir von den Fatiguen der weiten Reise, daß sie für den Hund, diesen einzigen Freund, den sie habe, von Innsbruck bis München 40 Gulden habe bezahlen müssen, um ihn im Wagen bei sich haben zu dürfen, klagte über ihre Wirthsleute und zeigte mir die wirklich magnifique Broche, das Gnadengeschenk Seiner Majestät des Königs. Dabei lag, in Papier gewickelt, ein Stümpfchen Licht, welches ihr den Weg im Dickicht gezeigt, als sie an jenem Abende die Felsen hinter dem Schlosse Stolzenfels erstiegen, und ein ebenso sorgfältig eingewickelter preußischer Thaler, der ihr deshalb so werth war, weil sie auf ihm zum ersten Male das Antlitz des Königs erblickt, dem sie nun entschlossen war, ihr ganzes übriges Leben zu weihen.

War ich von dem ersten Anblicke gewaltig enttäuscht worden, so nahm mich diese ungeheuchelte und vor allen Dingen bethätigte

Verehrung für meinen königlichen Herrn wieder gefangen, und ich war gern bereit, das Exzentrische der ganzen Erscheinung ihrer Künstlernatur zu Gute zu halten. — Geschäftlich waren die Erkundigungen wenig tröstlich. — Sie war immer noch nicht „complètement en voix“, litt an einer fortwährenden Melancholie und hatte nicht eine einzige Empfehlung nach Berlin mitgebracht, weder vom Baron James Rothschild, noch vom Baron v. Beyder-Malberg. Nach ihren Vermögensverhältnissen fragte ich sie nicht, denn diese schienen mir durch die 40 Gulden für den Neufundländer hinreichend beantwortet.

Ich sagte ihr, daß es eine sehr gewagte Sache sei, in Berlin ein Konzert zu geben, wenn man nicht vorher durch einen glänzenden Ruf oder durch Bekanntschaft in der besseren Gesellschaft empfohlen sei, und daß vor allen Dingen nur die ausgezeichnetsten Virtuosen zu der Ehre gelangten, in einem Hof-Konzerte auftreten zu dürfen. Glücklicherweise bot ein von der General-Intendantur der königlichen Schauspiele beabsichtigtes Konzert für die durch Ueberschwemmung verunglückten Schlesier eine günstige Gelegenheit, sich dem Berliner Publikum zu empfehlen und gleichzeitig ein gutes Werk zu thun. Hatte mir doch Baron v. Beyder-Malberg geschrieben, daß sie stets nur für Arme öffentlich gesungen, und auch in Innsbruck war sie in einem solchen Konzerte aufgetreten, über welches sie mir in einem ihrer früheren Briefe einen überaus glänzenden Zeitungsartikel geschickt, der in der That von begeistertem Lobe der außerordentlichen Gesangsleistung überströmte. Augenblicklich war sie bereit zu einem solchen Arrangement, und ich verließ sie, obgleich kopfschüttelnd, doch guter Dinge, weil dieses Uebereinkommen, vor der Hand wenigstens, jede Schwierigkeit zu lösen schien.

Unmittelbar ging ich zu dem Herrn General-Intendanten v. Hülsen, theilte ihm mit, was ich von der Künstlerin wußte, und empfahl dieselbe zur Berücksichtigung für das beabsichtigte Wohlthätigkeits-Konzert. — Gern bereit, alles zu unterstützen

was Seine Majestät den König interessiren könnte, sagte Herr v. Hülsen sofort zu, und da er sie selbst besuchen wollte, um sie einzuladen, so unterließ ich auch nicht, ihn auf die seltsamen Aeußerlichkeiten derselben aufmerksam zu machen. Später theilte ich ihm meine, unter den Eindrücken des ersten Augenblickes geschriebene Darstellung jener Serenade auf Stolzenfels mit, und obgleich Madame Oldi sich weigerte, dem zu ihr geschickten Kapellmeister etwas vorzusingen, weil es einer Künstlerin ihres Ranges unwürdig sei, gewissermaßen Probe zu singen, so hielt Herr v. Hülsen es mit Recht doch für seine Pflicht, da jenes Konzert für die Schlesier sich immer noch verzögerte, dem dienstthuenden Flügeladjutanten die Anwesenheit der von Seiner Majestät so reich beschenkten Dame anzuzeigen und darauf aufmerksam zu machen, daß dieselbe im Falle eines Hof-Konzertes zur Disposition stehe.

Ich erfuhr davon erst am Geburtstage des Königs und hatte mich bis dahin in vorsichtiger Entfernung von der Dame gehalten, weil sie selbst bei einem Besuche, den sie mir in Potsdam machte, nicht dahin zu bewegen gewesen war, uns etwas vorzusingen, was mich denn doch nachgerade ängstlich machte. Meiner Tochter Inez hatte sie bei dieser Gelegenheit in der verbindlichsten und ohne Unart nicht abzuweisenden Art allerlei kleine Schmucksachen aus venetianischem Filigran und Schildpatt geschenkt und sich überhaupt mit so feinem Takte benommen, daß man in der That annehmen mußte, sie habe sich früher zwanglos in der besten Gesellschaft bewegt. Ich hatte zwar nichts dazu gethan, daß Madame Oldi zu der Ehre eines Hof-Konzertes gelangte, war aber doch sehr befangen wegen des Erfolges, da eigentlich jeder Maßstab fehlte; denn was unter ganz besonders anregenden Umständen, in der Nacht, zwischen Felsen und während eines Gewitters gut klingt, gewährt noch keine Garantie für den Salon. Ebenso trug es keineswegs zu meiner besonderen Beruhigung bei, daß die Sängerin

es auch dem General-Intendanten der königlichen Hofmusik, Grafen v. Redern Exzellenz, verweigert hatte, zur Probe zu singen, und so hatte das Schicksal denn seinen Lauf!

Am andern Morgen erkundigte ich mich auf Sanssouci nach dem Erfolge und hörte wenig Erfreuliches. Man kannte von Stolzenfels her meinen Enthusiasmus für die Künstlerin, und es lag daher sehr nahe, mich für den entschiedenen Non-Succeß unter allerlei Necken und Belächeln verantwortlich zu machen. Beide Majestäten hatten zwar in ihrer nicht endenden Güte die Sängerin mit freundlichen Worten ermuthigt, aber der Gesang — es war die große Arie des Romeo — soll denn doch von der Art gewesen sein, daß die abermalige Umgebung von Regen und Wind nicht unerwünscht gewesen wäre. — Um eine Erfahrung reicher, schlich ich nach Hause, glaubte aber nun wenigstens mit dieser Künstlerbekanntschaft abgeschlossen zu haben. Sie kam nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihr ging, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen. — So wohlfeilen Kaufs sollte ich aber nicht davon kommen.

Am 26. Oktober erschien ein Brief, in welchem sie mir die Triumphe schilderte, die sie im Hof-Konzerte errungen, und die alles bisher Dagewesene überträfen. — Sie war nur untröstlich, daß sie die „étiquette en vigueur à la cour de Prusse“ nicht gekannt, und sagte dann:

„pour comble de malheur, on m'a laissée un instant dans le corridor, qui conduit de la galerie du château à la chambre du cafétier, où j'ai attendu le moment d'être introduite dans la salle de concert. Le courant d'air de ce corridor a suffi, pour me donner un mal de gorge, qui m'a gênée dans l'exécution de mon morceau.“

Trotzdem ersuchte sie mich, ihr eiligst und schleunigst den Titel einer „première cantatrice honorifique de Leurs Ma

jestés le Roi et la Reine de Prusse“ zu verschaffen, da sie mit diesem Titel nach England gehen wolle, wo sie, wie ihr die Catalani gesagt, Furore machen und in kurzer Zeit reich werden würde.

Aus dem Briefe ging hervor, daß Madame Oldi vollkommen davon durchdrungen war, ein ganz ausnehmendes Glück bei Hofe gemacht zu haben. Da ich wußte, daß Herr v. Hülsen ihr schreiben wollte, er bedauere, von ihrer Mitwirkung beim Konzerte für Schlesien keinen Gebrauch machen zu können, und voraussah, daß dann sofort ein Brief voll Lamentation und sensibelster Douleur bei mir einpassiren würde, so hielt ich es für das Beste, ihr ein für alle Mal klaren Wein einzuschenken. Ich schrieb ihr daher, daß ich in meiner Stellung nicht das Geringste zur Erreichung ihres Wunsches, „première cantatrice honorifique“ zu werden, thun könne, sondern sie sich damit an Seine Exzellenz den Grafen v. Redern wenden müsse, welcher aber ihr Protektor nicht sei, da ihr Auftreten im Hof-Konzerte ein entschiedener Non-Succès gewesen, was, wie ich gern annehmen wolle, eine Folge jenes mal de gorge sei. Wenn Herr v. Hülsen seine Zusage zurückziehe, sie in dem Konzerte für die Schlesier auftreten zu lassen, so könne ich daran nichts ändern, da ich mich von allen Theaterverhältnissen und überhaupt der Oeffentlichkeit entfernt hielte. So bedauerte ich denn, nichts für sie thun zu können, was ihre künstlerische Stellung zum Publikum fördere, da der Erfolg nicht für sie entschieden.

Von einem Ausgange zurückkehrend, fand ich meine Familie in Verlegenheit, was mit einem kleinen Arbeitskörbchen von Schildpatt anzufangen sei, das Madame Oldi soeben ohne ein erklärendes Schreiben durch die Post meiner Tochter zum Geschenk gesandt, und ich gestehe, daß ich diese Verlegenheit bei der immer noch geglaubten Wohlhabenheit der Dame theilte, also an eine Erwiderung denken mußte, die mir für Unnützes nicht bequem war. Diese Verlegenheit sollte indessen nicht lange dauern;

denn ich erhielt bald darauf eine Antwort auf meinen Brief, der mich aus allen weiteren Zweifeln riß. Sie schließt hoffentlich die Sammlung ihrer Briefe in meinen Händen und ist eine interessante Vermehrung einer kleinen, aber ausgesuchten Zahl von Künstlerbriefen in meinem Portefeuille:

„Quand je dis, que j'ai été gênée dans l'exécution de mon morceau, que j'ai eu l'honneur de chanter à Sanssouci, cela ne signifie pas, que j'ai mal chanté. Etant extrêmement difficile en musique, je n'ai pas été contente de moi; sachant que je pouvais faire beaucoup mieux quand je suis libre de toute émotion. Maintenant sachez que Leurs Majestés m'ont félicité de la manière la plus flatteuse. Après une approbation aussi élevée peut-on nier mon talent? D'autres personnages de la cour se sont aussi approchés de moi, pour me témoigner leur satisfaction et la surprise que leur a causée mon Romeo. C'est encore là, dans le château de Sanssouci que je me suis entendu répéter, que je dépassais de beaucoup la célèbre chanteuse, dont on a tant parlé qui a cessé de chanter depuis peu (Madame Rossi Sontag)."

Bei einer so glücklichen Auffassung der Verhältnisse, wie sie die Künstlerin hier kundgiebt, war ich eigentlich schon hinlänglich auf das nun unvermeidlich Kommende vorbereitet, und es kam denn auch. Sie war nämlich wegen einer Kleinigkeit von 2000 Francs in Verlegenheit, „en attendant l'époque assez reculée, où elle toucherait sa rente." Zwar würde sie die Summe bald erwerben, wenn sie in einem Konzerte auftreten könnte, „mais dans mon état exceptionnel et hors nature" erwarte sie doch Hülfe von meinem „bon coeur" und meiner „main d'ami" oder von meiner Bitte für sie bei Seiner Majestät

dem Könige. Als Postskriptum fehlte auch die folgende zarte und sensible Stelle nicht:

„Vous ne m'accusez pas réception du beau panier en écaille que je Vous ai envoyé avant-hier; j'irai réclamer à la poste, pour savoir ce qu'il est devenu?“ —

Natürlich erhielt sie sofort die meinen Töchtern gemachten Geschenke zurück, und ich theilte ihr nun in unumwundenster Weise, mit Bezug auf ihre sämmtlichen Briefe, die ganze Reihe von Täuschungen mit, denen mich ihr sensibler Briefstyl ausgesetzt. Daß ich ihr die gewünschte Kleinigkeit von 2000 Francs nicht geben könne, liege zunächst wohl darin, daß ich sie nicht hätte, und daß ich nichts für sie zu thun vermöge, werde ihr jeder sagen, der meine Verhältnisse kenne. Aus der Mittheilung des General-Intendanten v. Hülsen, daß sie in dem Konzerte für die Schlesier nicht auftreten werde, möge sie ersehen, ob ich ihr die Wahrheit gesagt, und obgleich ich annähme, daß sie die kleinen Geschenke meinen Töchtern in der unbefangensten Absicht gemacht, so werde sie es mir nach den jetzt klar gewordenen Verhältnissen doch gewiß nicht übel deuten, wenn ich ihr dieselben hiermit zurücksendete.

Madame Oldi wandte sich nun in ihrem état hors nature an Seine Exzellenz den Grafen v. Redern mit einem Briefe, der sich vollkommen folgerecht ihren übrigen poetischen Anschauungen in Briefform anschließt. Von der „première cantatrice honorifique“ ist zwar darin nicht mehr die Rede, denn über diese scheinen ihr nachgerade selbst einige Zweifel aufgestiegen zu sein; dagegen wird die Kleinigkeit von 2000 Francs sofort mit glücklicher Zuversicht abordirt und als Grund dafür angeführt:

„d'après l'invitation et les promesses que Mr. L. Schneider m'avait faites, persuadée qu'il agissait d'après des ordres supérieures, je me suis risquée

d'entreprendre un voyage long et dispendieux, pour me rendre à Berlin et y faire une brillante carrière artistique" — und weiterhin — „Je me trouve par la faute de Mr. le Conseiller dans cette situation critique."

Herr Graf v. Redern Exzellenz hatte die große Freundlichkeit, mir diesen Brief zur Kenntnißnahme und Erklärung zu übersenden, welche Versprechungen ich der Künstlerin gemacht. — Meine Antwort war natürlich: Gar keine! — wie sich aus den glücklicherweise aufbewahrten sämmtlichen Briefen der Sängerin beweisen läßt. Schwerlich wird sie geglaubt haben, daß ich Kenntniß von dieser poetischen Auffassung meiner mannigfachen Bedenken und einer Dame von Stande gegenüber fast unhöflichen Fragen nach ihren Verhältnissen erhalten würde. Am meisten frappirt wohl, daß sie persuadirt war, ich handle „d'après des ordres supérieures", nachdem ich ihr mitgetheilt, daß Seine Majestät der König sie auf Stolzenfels gar nicht gehört, und wenn man ihren Brief liest, wo sie ihren grenzenlosen Schmerz über diese Mittheilung ausspricht.

So angenehm und nützlich sonst ein möglichst hoher Grad von Poesie und Sensibilität bei einer Gesangskünstlerin ist, so wird dergleichen in durchaus prosaischen Geschäftsverhältnissen doch zuweilen hinderlich.

Das ist keine erfreuliche, wie es scheint aber eine unvermeidliche Erfahrung.

Den 9. November 1854.

Bis dahin hatte ich geschrieben, als mir der Gedanke kam, daß bei der bisher bewiesenen Tenacität der ganz exzeptionellen Künstlerin noch weitere Schritte derselben zu befürchten sein dürften, und daß sie dann auch unfehlbar mich wieder in ihre Angelegenheiten zu verwickeln suchen werde. Das beste Mittel,

jedem Mißverständnisse entgegenzutreten, schien mir, das bis dahin Geschriebene Seiner Majestät dem Könige an einem der gewöhnlichen Vorlese-Abende mitzutheilen. Dies geschah am 11. November in Sanssouci (siehe Nr. 310 der Vorlese-Programme). Ich setzte den anlockenden Titel gleich oben an auf das Programm, und Seine Majestät befahlen auch sofort die Vorlesung. Aus den mannigfachen Aeußerungen der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften ging deutlich hervor, daß Ihre Majestät die Königin, Prinz Carl von Preußen und die Prinzessin Friedrich der Niederlande das ganze Auftreten der Dame mißbilligten, Seine Majestät der König aber nicht in demselben Grade gegen sie eingenommen war und die erste Erscheinung derselben sowie ihre anscheinende Uneigennützigkeit nicht vergessen wollte. — Jedenfalls war auf diese Weise Seine Majestät von allem genau unterrichtet, und so jedes Mißverständniß und jede falsche Angabe abgewehrt.

Einige Tage nachher erfuhr ich, daß Graf Redern von Seiner Majestät dem Könige beauftragt worden sei, der Sängerin 20 Friedrichsd'or auszuzahlen, wodurch ihr wohl am besten zu verstehen gegeben wurde, daß der Hof nichts weiter mit ihr zu thun haben wolle. Das Geld wurde mit Dank angenommen, und nun ließ Fanny Oldi einige Zeit lang nichts von sich hören, so daß ich sie abgereist glaubte. Sie hatte aber nur die Wohnung gewechselt und war nach dem Bauhofe Nr. 2 zur Wittwe Schmidt gezogen. Im Dezember tauchte sie indessen wieder mit einem Antrage an den General-Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn v. Hülsen, auf. — Ihr Schmerz sei zu groß, und die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt, zu heftig gewesen, als daß sie bis jetzt an ein öffentliches Auftreten hätte denken können; nun aber sei sie entschlossen, dem Publikum den Beweis ihres Talentes zu geben und ihre zahllosen Feinde zu beschämen. — Herr v. Hülsen, noch in frischer Erinnerung des Fiasco im Hof-Konzerte, gab ihr eine abschlägige Antwort.

Nun wandte sie sich mit einem Immediat-Gesuche an den König, und Herr v. Hülsen erhielt den Befehl, sie auftreten zu lassen. Um von seiner Seite für den wahrscheinlichen Mißerfolg eines Gastspiels im Opernhause nicht verantwortlich zu sein, schrieb Herr v. Hülsen ihr nun, er glaube ihr zwar unbedingt, daß Unwohlsein und äußere Verhältnisse ihr Talent bei dem Hof-Konzert paralysirt hätten, da er aber dem Publikum gegenüber Verpflichtungen habe, müsse sie erst bei vollem Orchester im Opernhause vor ihm und dem Kapellmeister singen, ehe eine weitere Bestimmung erlassen werden könne. Ueberdies bestehe ihr Repertoire aus lauter alten, in Deutschland unbekannten und selbst in Italien längst vergessenen Opern, so daß die Sache jedenfalls Schwierigkeiten haben werde. — Abermalige Entrüstung der Künstlerin über diesen Zweifel an ihrer Vortrefflichkeit. — Auch diesmal wollte sie sich keiner Probe unterwerfen, und so unterblieb denn das öffentliche Auftreten.

Im Januar 1855 sollte ich dagegen wieder desto mehr von ihr hören. Am 10. schrieb Dr. Beutner, der Redakteur der „Neuen Preußischen Zeitung", an mich, Fanny sei bei ihm gewesen, habe ihm von Stolzenfels, von dem Hof-Konzerte, ihren Feinden u. s. w. erzählt und gesagt, sie glaube, daß ihre Gegner Seiner Majestät gesagt hätten, sie sei nicht mehr in Berlin, sondern nach Paris gegangen, und wünsche daher, in irgend einer Weise in der „Neuen Preußischen Zeitung" erwähnt zu werden, woraus man ersehen könne, daß sie noch in Berlin sei. Dem fügte der umsichtige Dr. Beutner hinzu: „Ehe ich mich aber darauf einlasse, möchte ich Sie ganz ergebenst bitten, mich mit zwei Worten wissen zu lassen, ob Sie von ihr wissen, und ob Sie meinen, daß die fragliche Erwähnung besser unterbleibt, möglicherweise ist ja doch etwas vorgefallen."

Da war sie also richtig wieder in der Arbeit! — Ich eilte sofort zu dem befreundeten Dr. Beutner und klärte ihn über die Dame auf. Es bedurfte nur einiger Thatsachen, um diesen

neuen Fechterstreich abzupariren; denn auch auf den Redakteur hatte die exzentrische Erscheinung ihren Eindruck nicht verfehlt.

Nun sollte aber desto entschiedener von ihr vorgegangen werden. Am Sonntag, den 14. Januar, erschien sie bei dem Vormittags-Gottesdienste in der Schloßkapelle zu Charlottenburg und lenkte bald, da sie die vom Könige für Stolzenfels erhaltene Broche trug und oft mit ihrem Akkompagnateur flüsterte, die Augen des Geheimen Kämmeriers Schöning auf sich, der sie zwar nie gesehen, sie aber eben an jener Broche erkannte. Dem später zu erwähnenden Briefe des Geheimen Kämmeriers an den Polizeipräsidenten v. Hinckeldey, der sich bei den Akten der Geheimen Präsidial-Registratur Littr. O. Nr. 97 befindet, ist die folgende Darstellung des Herganges entnommen.

„Am Schlusse des Gottesdienstes beim Fortgehen sagte ich zu dem in der königlichen Loge anwesend gewesenen Grafen Redern: „Die Oldi ist hier in der Kapelle", und er wollte darob in die Knie sinken; denn er glaubte sie in Paris. In meinem Zimmer angekommen, meldete mir alsbald der Polizeidirektor Maaß: er habe die Oldi aus der königlichen Loge entfernt, durch die sie habe Seiner Majestät folgen wollen. — Etwas später erschien die Oldi bei mir, sammt ihrem Führer. In dem Gespräch, was nun stattfand, und in welchem ihr Führer als Dolmetscher diente, erkannte ich bald eine kecke, pretentiöse Person, die darauf ausgehe, die in harmlosester Weise mit ihr gemachte Bekanntschaft auszubeuten. — Zu wiederholten Malen sagte mir der Führer: „Die Dame will nichts; die Dame ist von Stande; die Dame begehrt nichts. Man hat sie hierher kommen lassen, und nun sie hier eine künstlerische Laufbahn betreten wolle, finde sie nichts als Hindernisse; sie sei die erste Sängerin Italiens und halte es somit unter ihrer Würde, vor Graf Redern

Probe zu singen. Graf Redern sei aller musikalischen Kenntnisse baar, und Seine Majestät möge eine andere Person zur Beurtheilung ihrer Talente bestimmen" 2c. 2c. 2c. — Ich machte ihr begreiflich, Seine Majestät habe bereits das Mögliche für sie gethan, nämlich vor sich singen lassen; wolle sie nun noch vor dem Publikum singen, so sei, das zu machen, ihre Sache, Seine Majestät könne doch niemand zwingen, sie anzuhören.

Auf die Frage: wer sie gerufen? sagte sie: „Hofrath Schneider". — Die beiliegende, von ihm mir anvertraute Korrespondenz beweist das Gegentheil."

Am 15. Januar erhielt ich den unter den Beilagen befindlichen Brief des Geheimen Kämmeriers, der mir ungefähr dasselbe mittheilte und mich bat, zu Papier zu bringen, was ich von der Sängerin Oldi wisse, um eine Uebersicht für das nun nachgerade Nothwendige zu haben. Glücklicherweise konnte ich dem Verlangen rasch genügen, indem ich das bis zum 9. November für den König Geschriebene nach Charlottenburg sandte, und hiermit beginnen nun die in der Registratur des Geheimen Polizei-Präsidial-Büreaus vorhandenen Akten, deren Mittheilung ich nach beendeter Angelegenheit der Freundlichkeit des Generaldirektors v. Hinckeldey verdankte.

Der Geheime Kämmerier Schöning sandte nämlich mein Manuskript mit dem schon erwähnten Briefe an den Polizeipräsidenten v. Hinckeldey, erzählte die Vorgänge ausführlich und schloß ihn mit den Worten:

„Ew. Hochwohlgeboren müssen zugeben, daß die Oldi nunmehr unangenehm wird, und somit ist die Zeit da, wo sie ihre Weiterreise anzutreten hat. Noch bemerke ich, wie Graf Redern behauptet, von ihr schriftlich zu besitzen, daß sie sich verpflichtet, Berlin sofort zu verlassen, und das sollte bereits im November geschehen! — Ich bin nun zwar von niemand

beauftragt, diese Angelegenheit vor Ew. Hochwohlgeboren zu bringen, indessen bedürfen Sie ja auch keinen Auftrag, um jemand zu seinem Fortkommen in der Welt behülflich zu sein. Die Schatulle wird natürlich zu diesem Fortkommen behülflich sein, doch bitte ich um weiseste Sparsamkeit; aber schändlich wäre es doch, wenn die Schatulle für den großen Neufundländerhund Eisenbahngeld bezahlen müßte."

Auf diesen Brief verfügte der Polizeipräsident sofort, daß sich der Polizeidirektor Hoffrichter, der sich durch seine Sprachkenntnisse und sein gebildetes Wesen besonders zur Ausführung eines solchen Auftrages eignete, zu der Dame verfügen und auf die schonendste Weise ihre Verhältnisse erkunden solle. Dies geschah am 22. Januar, und ergab der Bericht Folgendes:

„Mademoiselle Fanny de Bryans, mit ihrem Künstlernamen Oldi, ist 43 Jahre alt und in Paris geboren, und wohnt mit ihrem Akkompagnateur Ferdinand Thurner, 37 Jahre alt, aus dem Elsaß, bei der Wittwe Schmidt, Bauhof Nr. 2, gegen eine Miethe von 20 Thalern monatlich. Bis jetzt hat sie alles baar bezahlt, lebt sehr sparsam und eingezogen und geht nur täglich in Begleitung eines großen Neufundländerhundes, der ihr angeblich in Italien das Leben gerettet, und ihres Akkompagnateurs unter den Linden und im Thiergarten spazieren.

Nirgends auf ihren Reisen habe sie sich so zufrieden gefühlt, als in Preußen. Sie liebe und verehre Seine Majestät den König, achte das preußische Volk hoch und sei von Herzen eine Preußin, deshalb gedenke sie in irgend einer Stadt Preußens ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Ihre Melancholie, die ihr angeboren sei und sie selten verlasse, sei während ihres Aufenthalts in Berlin gänzlich von ihr gewichen.

Bei den verschiedenen Unterredungen, welche ich unter angemessenen Vorwänden mit der Mademoiselle Bryans hatte,

erschien mir dieselbe als eine zwar gutmüthige, aber etwas überspannte Schwärmerin, die sich noch viel jünger dünkt, als sie ist, und einen ganz besonders hohen Werth auf ihre künstlerische Stellung als Sängerin legt und in dieser Hinsicht mit der Catalani, Malibran oder der Sontag auf einer Höhe zu stehen vermeint.

Ihre ökonomischen Verhältnisse betreffend, besitzt sie werthvolle Schmucksachen, eine eben so werthvolle Toilette, viel Silbergeschirr und beim hiesigen Bankierhause Bleichröder in der Rosenthaler Straße vom Hause Rothschild einen offenen Kreditbrief auf Höhe von 1500 Francs, von dem sie bis jetzt noch nichts erhoben hat.

Diejenigen 20 Friedrichsd'or, welche sie bereits der Gnade Seiner Majestät verdankt, und die man als ein Reisegeld zur Rückkehr nach Paris angesehen wissen wollte, besitzt sie noch. Sie hat mir dieselben, in einem Kästchen verwahrt, gezeigt, worin sich außerdem das Geschenk Seiner Majestät des Königs für eine Serenade auf Stolzenfels, ein Stümpfchen Licht und ein preußischer Thaler befanden, welche Gegenstände sie als Andenken aufbewahrt und mir als heilige Pfänder der glücklichsten Stunden ihres Lebens bezeichnete, von denen sie sich niemals trennen würde.

Wenn ich mir, alles zusammengefaßt, ein Urtheil über diese Person gestatten darf, so halte ich dieselbe für ganz unschädlich und finde für jetzt keine Veranlassung vor, sie unfreiwillig von hier zu entfernen; ich meine vielmehr, daß, wenn man sie ungehindert ihren Hoffnungen überläßt, diese sich endlich in sich selbst verzehren und die Getäuschte von selbst bewegen werden, den hiesigen Ort zu verlassen." —

Auf diesen Bericht, welcher sogleich dem Geheimen Kämmerier Schöning mitgetheilt wurde, ließ sich allerdings nichts thun. Sie war bemittelt, lebte ruhig, und so hatte die Polizei keinen

Grund, ihr zu ihrer Abreise behülflich zu sein. Jetzt machte sie indessen erneute Versuche, auf Grund der „Ordres supérieurs“ im Opernhause zu singen, und zeigte am 15. Februar dem Polizeipräsidenten in einem abermals äußerst empfindsamen Briefe an, daß sie Hoffnung habe, nun nächstens dem Berliner Publikum zu beweisen, eine wie große Sängerin sie sei. Diesem Briefe folgte aber am 26. Februar ein zweiter, in welchem sie meldete, daß nun alle ihre Hoffnungen fehlgeschlagen seien, und daß sie jetzt wirklich abreisen wolle, wenn Herr v. Hinckeldey beim Könige eine abermalige Unterstützung für Schulden und Reisegeld beantragen und sich dafür verwenden wolle. In dem gewöhnlichen schwunghaften Schmerzensstyl beginnt er:

„Les ennemis sans nombre, auxquels je suis en proie chaque jour, ne me permettent plus de prolonger mon séjour dans votre belle capitale. Joint à cela le désespoir concentré en moi-même depuis plusieurs mois a miné sourdement mon intelligence et ma santé; pour me remettre dans mon état naturel, il me faudrait des consolations impossibles à espérer.“

Nach diesem Eingange kommt sie indessen bald auf die eigentliche Hauptsache — Geld! — Sofort sicherte ihr Herr v. Hinckeldey abermals 20 Friedrichsd'or zu, die ihr am Tage ihrer Abreise ausgezahlt werden sollten. Mit der Verhandlung wurde für den erkrankten Polizeidirektor Hoffrichter der Lieutenant ihres Reviers, Damm, beauftragt. Die Sängerin hatte aber das Unglück, ihren Neufundländerhund zu verlieren, und von tiefem Schmerz über seinen Tod ergriffen, erkrankte sie, so daß die Abreise, nach Auszahlung des Geldes, erst am 22. März erfolgen konnte. Es sollte aber nicht ohne eine Extravaganz von ihrer Seite abgehen. Am Tage vorher sandte sie dem Polizeipräsidenten eine Schachtel, in welcher sich ein schwarz umflorter Kranz von weißen Rosen befand, den eine Silberstickerei

auf schwarzem Sammet umgab. Der wegen des Verlustes ihres Hundes schwarz gesiegelte Brief lautete:

Excellence! Agréez, Monsieur le Ministre, mes remerciments pour l'intérêt que Vous avez eu la bonté de me témoigner. —

Il m'eût été on ne peut plus agréable, d'avoir l'honneur de Vous voir, mais mon état d'esprit est si fortement affecté, que ma présense n'offrirait à Votre vue que l'aspect du chagrin et du malheur ..... — de loin comme de près, croyez que Votre aimable souvenir vivra toujours dans ma pensée.

L'émotion que j'ai éprouvée, dans ma visite au Mausolée de Charlottenbourg, en face de la statue de la Reine Louise, qui, morte si jeune, si belle et si bonne, avait tant souffert sur cette terre, m'a inspiré le désir de poser sur son tombeau une couronne. Cette couronne est faite depuis plus d'un mois, mais, n'osant pas la porter moi même, je Vous l'envoie, Monsieur le Ministre, en Vous priant d'obtenir de Sa Majesté le Roi la permission de la faire mettre sur le tombeau Royal de son illustre Mêre et de l'y laisser toujours. —

L'étoile, c'est l'âme de la Reine au Ciel — La Lyre sans Cordes, c'est le Corps qui a cessé de vivre! —

J'ai l'honneur d'être de Votre Excellence la très respectueuse et reconnaissante

Fanny de Bryans.

Der Generaldirektor v. Hinckeldey begnügte sich als Randbemerkung auf diesen Brief zu schreiben: „Unverschämte Person! — lediglich ad acta!"

Der Kranz selbst ging aber nicht zu den Akten, sondern an mich, und zwar mit der angenehm stichelnden Bemerkung:

„Daß er mir um so mehr von dem Herrn Generaldirektor zur Disposition gestellt werde, weil er mir vermöge der eigenthümlichen Umstände von dem meisten Interesse sein dürfte.“

So kam ich denn selbst am Schlusse — wenigstens dem einstweiligen Schlusse — des Dramas nicht von der verhängnißvollen Bekanntschaft los und hatte mindestens Gelegenheit, jenen Kranz mit aller Muße betrachten zu können.

Er trug auf schwarzem Sammet die silbergestickte Inschrift:

„A la Reine du Ciel, pour la Reine au ciel.“

Oben ein Stern unter einer Lyra — beides sollte offenbar Seine Majestät den König wieder an die sinnige Form der Broche erinnern — und an den Seiten eine Menge silberner Thränentropfen! —

Indessen sollte ich auch direkt noch von ihrer Abreise erfahren. Mir wagte sie nicht mehr zu schreiben; deshalb schrieb sie meiner Tochter am 21. März einen ebenfalls wegen tödtlichen Hintritts ihres Hundes schwarz gesiegelten Brief, der ihrer Sentimentalität die Krone aufsetzt und die Sammlung der Beilagen zu diesem kuriosen Kapitel aus meinem Leben schließt.

Ma chère Inez! — Adieu! — je quitte ce soir Berlin, où la fatalité m'a fait venir . . !!! et où je laisse ce que j'aimais le plus au monde: mon beau chien du désert d'Afrique; mon pauvre Pluton . !!! — est mort! — le froid intense de Berlin me l'a tué! . . . . . mon cher Pluton qui m'aimait tant!!! le seul véritable ami que je possédais! oh! quel malheur m'a frappé ici . . . . . . mon Pluton est mort! il reste à Berlin! mon désespoir est inexprimable . . . . . .

Je me fie en dieu seul, pour calmer mon pauvre être . . . . !! il aura pitié de ma souffrance . . . . . . lui seul saura dans sa justice divine, me procurer la

satisfaction, qui pourra compenser tous mes malheurs de Berlin. Berlin! où reste mort mon cher Pluton!!!!!

Adieu! Adieu!

Berlin, 21 Mars 1855. Fanny Oldi.

In dieser Kopie ist kein Gedankenstrich, kein Punkt, kein Ausrufungszeichen mehr als im Original. Einen besseren, weil so ungemein charakteristischen, Schluß hätte sich dieses Kapitel gar nicht wünschen können. —

Möge er nur auch wirklich der Schluß sein!

Den 29. März 1855.

Le Meursius prussien.

1852.

Es giebt bekanntlich zwei berühmte Philologen und Alterthumsforscher unter dem Namen Meursius, die, Vater und Sohn, am Ende des sechzehnten und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gelebt und der Welt eine ganz ansehnliche Zahl von Glossarien in lateinischer und griechischer Sprache hinterlassen haben. Sie stammten aus Meurs, lebten aber in Holland und waren so erschrecklich gelehrt, daß in Frankreich und Deutschland verschiedene Werke von anonymen Schriftstellern herauskamen, die sich zu ihrer Empfehlung beim Publikum „le Meursius français“ und „der deutsche Meursius“ nannten. — Obgleich es nun auch in dem gegenwärtigen Preußen nicht an erschrecklichen Gelehrten fehlt, so ist doch noch keiner auf die bescheidene Idee gekommen, sich einen preußischen Meursius zu nennen, und da Bescheidenheit eine Tugend — Tugend aber aller Laster Anfang ist — so dürfte es vielleicht nicht befremden, daß ein dilettirender Reise=Schriftsteller, der eine Reise nach Meurs hinter sich und eine Beschreibung seiner Impressions de voyage vor sich hat, den Namen Meursius prussien annimmt, um sich etwaigen Liebhabern einer leichten, durch Schnellzüge beförderten Lektüre zu empfehlen.

Die erste, überraschendste und nachhaltigste dieser Impressi
war natürlich die, daß Meursius second überhaupt mi
nommen werden sollte. Als Schriftsteller konnte er es zwar
allgemeinen nicht leiden, daß er mitgenommen wurde, u
solchen Umständen aber konnte er seine Freude doch n
unterdrücken; denn diese Umstände haben eben das eigenthüm
Erfreuende, daß dadurch unter keinen Umständen Kosten
ursacht werden. Man fährt frei, frühstückt umsonst, wohnt
nichts und schläft vergebens, weil enthusiastische Bevölkerun
hin und wieder viel Schlafstörendes haben, und wenn man
Tag über bereits einige Mal das Lied „Heil Dir im Sie
kranz" gehört hat, die Wiederholung desselben zu nachtschlafen
Zeit, namentlich wenn dasselbe in einer angenehmen Weinla
vorgetragen wird, doch hinderlich werden kann, wie dies in
That verschiedentlich der Fall gewesen ist.

Sehr viel früher, als nöthig war, fand sich Meursius
Jüngere am Mittwoch den 24. März früh auf dem Bahnl
in Potsdam ein, um den gewöhnlichen Schnellzug zu erwar
der den König und das Gefolge nach Dortmund bringen so
— Nach und nach stellten sich die Mitreisenden auch ein.
offizieller, je später; je mitgenommener, je früher. Die Un
haltung aller fand einen angenehmen Mittelpunkt in der mete
logischen Bemerkung: „Sehr kalt, heute morgen!" Eine Uel
einstimmung, die wegen ihrer bemerkten Richtigkeit frappi
aber schon nach den ersten zehn bis zwölf Malen leider den R
der Neuheit verlor und nur noch mechanisch wiederholt wu
als der Schnellzug von Berlin heranbrauste und dieselbe m
gefühlte als überlegte Bemerkung auch aus verschiede
Coupés heraustönte. — Zum ersten Male auf einer Reise
einem Fußsacke bewaffnet, welchen mir die letzte Reise r
Hannover eingetragen, warf ich denselben in ein Coupé zwe
Klasse, welches bereits bis auf zwei Plätze besetzt war, d
meine verhängnißvolle braune Mappe auf einen der leeren Pl

und schließlich mich selbst auf den anderen. Es hatte dieses Eindringen seine Schwierigkeiten, weil die Coupébewohner sich auf die verschiedenartigste Weise anstrengten, den König einsteigen zu sehen, der soeben vorgefahren war. Meine weiße Halsbinde, dito Weste und besonders die braune Mappe flößte ihnen indessen einen mäßigen Respekt ein, und es gelang, durch sechs vorgesteckte Köpfe nebst zwölf unverhältnißmäßig hinderliche Kniee hindurch zu meinem Sitze zu gelangen.

Kaum war dies aber erreicht, als der Zug auch schon fortbrauste. Ein Blick in den Lustgarten überzeugte mich, daß keine Veränderung in den Potsdamer Zuständen zu befürchten war, denn es wurde dort exerzirt. Als wir am vierten Tage darauf nachmittags 6 Uhr wiederkamen, wurde auch noch exerzirt, und dürfte vielleicht auch noch in mehreren Jahren keine wesentliche Umgestaltung dieser Eigenthümlichkeit des Potsdamer Lustgartens zu befürchten sein. Ade Kietz! — Ade Kiewitt! — Kuhfort — Entenfänger und alle ihr romantischen Plätze, all ihr wohlklingenden Namen der Umgegend, die den Einzelnen begeistern, aber den größten Theil des Jahres unter Wasser stehen, was von einer gewissen Feuchtigkeit der Wiesen herstammen soll. Wir trennen uns auf kurze Zeit!

Nachdem dieses süßschmerzliche Gefühl in der Nähe des Jesericher Loches niedergekämpft worden war, warf ich einen Blick auf meine Reisegesellschaft, die aus nicht weniger als drei Engländern, einem Franzosen, einem Handlungsreisenden aus Frankfurt a. M. und einem Tuchfabrikanten aus Genthin bestand. Ich und meine Mappe nahmen den siebenten und achten Platz ein.

Der Frankfurter Handlungsreisende machte in Wein und schien in Berlin gute Geschäfte gemacht zu haben, denn er befand sich in einer rosenfarbenen Laune und benutzte seine Reisegefährten zu Sprachstudien, denen der Genthiner Einsasse mit offenem Munde zuhörte, wahrscheinlich erstaunt über die außer-

ordentliche Volubilität, mit welcher der irrende Ritter der Industrie in fremden Zungen redete und dabei die tollsten Sprachfehler machte.

„Je Vous assure, Monsieur — Potsdam est un très joli ville — very fins town, Sir! — un peu ennuyant, — a little tedious — what we call: langweilig — in German. — Les environs sont extrêmement bon — fine views, Sir, upon the mountains — very much water — c'est à dire très beaucoup de rivière — car la situation de la ville est tres profonde, — mais Sanssouci est plus haut, — I say, Sir, Sanssouci is very much above. When the king is in Potsdam, — le roy, Monsieur — then it is more amusement, et les Potsdammois, ou si vouz volez, les Potsdammiens, sont plus vifs. — Les Berlinois boivent le café à Potsdam, — after dinner, and enjoy nature. — You know, there is not very much nature about Berlin, and therefore the gentlemens go to the nature of Potsdam, to drink their coffee. — Je dis, que les Berliniens vont à Potsdam, pour jouir de leur café environné de nature, — Quelquefois on donne aussi théâtre à Potsdam, — mais il n'y a pas un théâtre régulier dans cette ville — no regular performances, Sir!" —

Mit gewohnter Einsilbigkeit ließen die Engländer sich das oft positiv Unverständliche und jedenfalls Unübersetzliche erzählen und warfen nur hin und wieder eine Frage in den Fluß der Rede. Auch der Franzose schien von der aufgezogenen Redeschleuse überwältigt und hörte nur zu. Als wir Brandenburg erreicht und ich mich noch nicht in das Gespräch gemischt hatte, schien er die Ueberzeugung gefaßt zu haben, daß ich weder englisch noch französisch verstehe, fing an unverschämt zu lügen, band den Zuhörern gewaltige Bären auf und schwelgte in dem Bewußtsein, das Coupé absolut zu beherrschen.

„Voici la ville natale du Ministre Brandenbourg, — qui a écrasé la revolution — aussi la ancienne capitale du royaume de Prusse — the Metropolis of the kingsdom, wherefore the French callet the King of Prussia — only Marquis of Brandenbourg. — Voyez vous Monsieur le Burgermeister mit der großen Kette — la chaîne sur la poitrine, Regarde — look! par la fenêtre, comme il parle avec le roi — he speaks avec le king. C'est un homme très raisonnable — L'empereur de Russie a ici un regiment, parcequ'il est le beau-frère de la Prusse. La ville est très riche — very rich little town. — I make very much bussiness la dedans et dans la noblesse adjacente. Les Romains sous le fameuse général Varus — the Romans, I say, ont fondé cette ville et roi l'aime beaucoup. Ici la Nationalversammlung s'est blamé extrêmement et le Dom est tres vieux.“ —

Hier unterbrach Bierbaum, der Diener des Geheimen Kämmeriers Schöning, noch kurz vor dem Weiterfahren die Unterhaltung. Sein Herr war durch Krankheit verhindert worden, mitzureisen, hatte ihn aber beauftragt, die Bedienung seines Stellvertreters, des Hofraths Richter, zu übernehmen, und dieser sandte mir die Hälfte des offiziellen Frühstücks — belegtes Butterbrot und Wein; kein Déjeuner à la fourchette, sondern aus freier Faust, was unser Frankfurter sofort mit „Déjeuner du poing libre“ übersetzte, über welchen Witz er sich unsäglich freute. Er hatte damit zugleich einen Anknüpfungspunkt an mich gefunden und versuchte daher sofort, einen Kunden für sein Haus zu gewinnen.

Kaum war der Zug wieder unterwegs, als er seine Batterien spielen ließ. — „Sehr angenehmen Duft hat Ihr Wein, mein Herr; aber Sie trinken ja gar nicht. Ich dächte, bei der Kälte wäre ein Gläschen Wein des Morgens sehr willkommen. — Erlauben Sie, daß ich ihn einmal probire; habe immer einen

kleinen silbernen Becher bei mir, damit ich nicht aus der Flasche zu trinken brauche. Bitte, bitte! nicht zu viel! bloß kosten! — habe selbst auch welchen bei mir. — Ah — recht gut! — ungefähr 17½ Sgr. die Flasche. — Ich kann Ihnen dieselbe Sorte für 12½ Sgr. verschaffen — spesenfrei bis ins Haus. Sie brauchen ihn bloß abziehen zu lassen. — Mein Haus ist bekannt für reelle Bedienung. Wenn Sie etwas brauchen sollten, bin ich so frei, Ihnen meine Karte zu offeriren. Wir geben Kredit, drei Monat, sechs Monat, — nach Maßgabe der Verhältnisse. — Wo feste Anstellung ist — auch wohl ein Jahr. — Würde Ihnen einen Dienheimer oder Ingelheimer rathen — leichte angenehme Waare — das beste Geschäft — kann Sie versichern, daß Sie eigentlich sparen, wenn Sie Ihren Bedarf an Wein bei uns nehmen. — Werde gewiß alles aufbieten. — Wie gesagt 12½ Sgr.!" —

Da der Mann aus dem einfachen Grunde kein Geschäft mit mir machen konnte, weil ich keinen Wein trinke, was wieder sehr verschiedene Ursachen hat, so ließ er endlich von mir ab und warf sich mit erneuter Kraft auf die fremdländische Unterhaltung:

„Il est étonnant ce Monsieur! — Strange fellow that gentleman — il ne boit pas de vin! — most probally a churchwarden or a beadle — voyez ses cheveux et sa coiffure, — elle est mirobolante et antidiluvienne. — Maintenant, Messieurs, nous passerons par Genthin — ville peu agréable, on y est toujours entre deux draps — vous comprenez le calembourg — hier sind nämlich viele Tuchfabriken, also befindet man sich immer zwischen Tuch — I am sorry, I can not explain to you Conundrum, I mad just now, — il est intraduisablé. — Connaissez vous le quattrain, qu'on a fait dernièrement à Paris?

Que de transports dans la province!
Que de transports dans les cités!
Jamais avénement de prince
Ne fit autant de transportés.*)

N'est ce pas, c'est joli? Je ne sais pas quelle opinion politique vous professez, Messieurs, mais il faut le dire, Louis Napoléon est un homme extraordinaire; faire transporter les autres, c'est un plaisir, être transporté doit être peu agréable. Je dis homme extraordinaire, car cela n'engage a rien! — I will not hurt your feelings, gentlemen — for I know English-mens do not like him very much!"

Nun war die Klappermühle der sogenannten „politischen Eisenbahn-Konversation" im Gange, und unser Frankfurter Wein-Reisender brachte Europa, noch ehe wir in Magdeburg ankamen, so gründlich in Ordnung, daß es wahrlich nicht an ihm lag, wenn doch hin und wieder noch einige Meinungsverschiedenheiten auftauchen. Ab und zu wollten auch die Mitreisenden ein Wörtchen mitreden, gaben aber den Versuch bald genug wieder auf; denn der Ritter vom Preiscourant ließ sich nicht so leicht unterbrechen und docirte unaufhaltsam weiter. Auf der letzten Station vor Magdeburg bekam der Unverwüstliche insofern einen kleinen Schreck, als ich mit einem der Engländer ein Gespräch in englischer Sprache begann, dann aber, als der Kondukteur die Fahrbillets abforderte, in Ermangelung eines solchen sagte: „Im Reisegefolge Seiner Majestät des Königs!" Dadurch war er in Erinnerung an den Beadle oder Churchwarden — an den Homme étonnant und an die Coiffure antidiluvienne doch etwas scheu geworden und wagte sich nicht weiter an mich heran. Wahrscheinlich wäre der unglückliche Genthiner Tuchfabrikant auf der Strecke bis Magdeburg das Opfer seiner

*) Dies Quattrain erschien in Paris bei der Geburt des Sohnes Napoleons III.

Konversation geworden, wenn er nicht vorsichtigerweise in Burg ausgestiegen wäre.

Da lag nach wenigen Stunden das alte, ehrwürdige Magdeburg vor uns! Unter uns donnerte die mächtige Elbbrücke unter der eilenden Gewalt des Schnellzuges. Stolz ragte der Dom über den Fürstenwall hervor. Drüben lag die Sternschanze, deren unheimliche Tiefe mich immer an die Gefangenschaft Trenks erinnert. Auf dem Platze hinter Fort Scharnhorst exerzirte die Garnison, und weit über das Batardeau herüber ertönten die Trommelschläge des Sturmmarsches. Dieselben Töne schollen vielleicht eben jetzt in Memel und Saarbrück, in Stralsund und Kosel, und wie sie hier aus dem Sturmmarsch in den Goldeschen Parademarsch mit „Heil Dir im Siegerkranz" und „Ich bin ein Preuße" übergingen, so vielleicht auch dort. Beide Melodien sollten wir übrigens im Laufe der nächsten Tage noch verschiedene Male zu hören bekommen! Gewannen doch die einzelnen Verse in jeder Stadt eine besondere Bedeutung. In Magdeburg, Dortmund, Ruhrort, Krefeld:

> „Handlung und Wissenschaft
> Heben mit Muth und Kraft
> Ihr Haupt empor;"

und in Meurs bei der ersten Vertheilung der Hohenzollernschen Medaille:

> „Krieger- und Heldenthat
> Finden ihr Lorbeerblatt
> Treu aufgehoben dort
> An Deinem Thron!"

So wird jede Reise des Monarchen zu einer Illustration unseres Vaterlandsliedes, und der Komponist jenes Marsches muß wohl gefühlt haben, daß unwillkürlich jener unvergeßlichen Melodie: „Heil Dir im Siegerkranz" auch die andere: „Ich bin ein Preuße!" folgen müsse.

Auf dem vorzüglich engen und ausgezeichnet unbequemen Bahnhofe in Magdeburg empfingen die Gewerke Seine Majestät

und der Bürgermeister erwartete die Befehle Allerhöchstdesselben.
Nach dem etwas verlängerten Gesichte des Meisters der Magdeburger Bürgerschaft zu schließen, scheint die Unterhaltung eben keine besonders ermunternde gewesen zu sein; im Gegentheil huschten dunkle Andeutungen den Fürstenwall entlang, als habe der König ernste Worte gesprochen, die auf dem Breiten Wege, am Krökenthore, in der Drei-Brezel-Straße, Knochenhauer-Ufer-Brücke, Sudenburg, vorzüglich aber in der Neuen Kirchen-Gasse*) — bekanntlich eine Sackgasse, aus der man nur durch Umkehr wieder heraus kann — wiederhallen werden. Auf dem Perron — der bei Magdeburg noch seine primitivste und naivste Form eines Brettergerüstes beibehalten hat und sich allerdings zwischen den Bahnhöfen von Potsdam und Braunschweig etwas ärmlich, dafür aber desto länger und fortifikatorischer ausnimmt — stand auch der Kürschner, bei welchem der König auf der letzten Reise nach Hannover einige unvermuthete Fußsäcke ankaufen ließ, mit einem immensen Vorrath von Pelzen, Muffen, Fußsäcken, Pelzmützen, Pulswärmern, Boas u. s. w., in der Hoffnung, vielleicht abermals ein Geschäft zu machen und dann einen Grund mehr für die Anbahnung oder Anstrebung eines Titels als „accidenteller Hoflieferant in partibus, sogar theilweise in partibus infidelium", zu haben. Seine Hoffnung wurde aber zu Wasser, was um so natürlicher war, als eben Thauwetter eintrat.

Ein Schnellzug rechtfertigt bekanntlich seinen Namen weniger durch wirklich schnelleres Fahren als durch kürzeres Anhalten, und so wurden wir denn durch das sehr pfiffig gegebene Zeichen einer Lokomotive Namens „Halberstadt" den Augen der Magdeburger entrückt. Wein-Reisender, Franzose und Engländer waren ausgestiegen, und eine ganz andere, von Leipzig nach Köln gehende

*) Der König war sehr unzufrieden über die kirchlichen Zustände Magdeburgs, namentlich über das Uhlichsche Freigemeindethum.

Gesellschaft Reisender hatte indessen das Coupé gefüllt, die sän
lich ganz erstaunt waren, in einem und demselben Zuge mit
Könige von Preußen zu fahren. — Damen und Herren w
fast alle aus kleinen sächsischen Städten und wußten nichts
dem Zweck der königlichen Reise. Natürlich kamen die au
ordentlichsten Muthmaßungen zu Tage, die ich endlich mit
Erklärung beruhigte, daß es nach Meurs zur einhundert
fünfzigjährigen Jahresfeier der Einverleibung jener Graff
in das Königreich Preußen gehe. Keiner der Mitreise
wußte, wo Meurs eigentlich liegt und was dazu gehört,
Fall, der, wenn man dem Gerücht trauen darf, in mehr
Regimentsbüreaus des Gardekorps ebenfalls vorgekommen
soll, wo man auch nicht wußte, welche Ortschaften denn eig
lich zur Grafschaft Meurs gehören, um danach die Sold
zur Mitreise zu qualifiziren.*)

Sofort kam das bei königlich sächsischen Unterthanen
beliebte und frequente Thema der Vergrößerungen Preußens
Sprache und wurde mit einigen unliebsamen Bemerkungen
gehandelt. — Man erzählte allerlei Anekdoten, die aber k
besondere nachbarliche Befreundung bekundeten, und moq
sich vorzugsweise darüber, daß rund um Leipzig herum
preußische Grenze so nahe, deswegen dem Leipziger aber
Dorn im Auge sei. Da die Herren Sachsen im Coupé
Mehrzahl waren und die Majorität heutzutage immer R
hat, so glaubten sie wahrscheinlich ihres Sieges gewiß zu
und schwelgten in Anekdoten auf Kosten der preußischen Gre
Als mir das zu viel wurde, diente ich ihnen auch mit e
über dasselbe Thema. Bekanntlich verdrängte in den zwanz
Jahren das preußische Geld das sächsische fast ganz vom M
platze. Ein preußischer Kaufmann hatte damals einem Leipz

*) Der König hatte nämlich befohlen, daß sämmtliche bei den G
Regimentern dienenden Meurser für diese Zeit in ihre Heimat beurl
werden sollten, und hatte für sie die Reise bis dorthin und zurück bez

Geld auszuzahlen und ließ unvorsichtigerweise ein Viergroschen-stück dabei vom Tische fallen. Als er es aufheben wollte, sagte der Leipziger: „Ach, lassen Sie doch, es ist ja nur ein preu-ßisches!“ wobei er dem Geldstück noch einen Stoß mit dem Fuße gab. Ruhig sagte der Preuße: „Hören Sie mal, guter Sächser, stoßen Sie nicht so weit! das Viergroschenstück möchte sonst über die sächsische Grenze fliegen!“

Nach dieser Anekdote hatte die weitere Unterhaltung über nachbarliche Gefühle ihr Ende erreicht, und wurde nun desto mehr über Runkelrüben gesprochen, wozu allerdings die eben be-stellten Felder, die bis jetzt Jahrhunderte lang Weizen getragen, einen ziemlich naheliegenden Anlaß gaben. In Braunschweig angekommen, wurde der König von dem Herzog von Braun-schweig Hoheit empfangen und nahm ein Dejeuner ein. Da wir mit dem gewöhnlichen Schnellzuge fuhren, so riefen die Kondukteure beim Anhalten in die Coupés: „Hier werden die Wagen gewechselt!“ An Hochachtung für jede amtliche Autorität gewöhnt, hielt ich mich nicht weiter mit einem Skrutinium des leitenden Artikels aller Eisenbahn-Transporte, des Kondukteurs nämlich, auf, raffte meine verschiedenen Reise-Utensilien zusammen und begab mich, dem allgemeinen Drange der Passagiere folgend, auf die andere Seite des Bahnhofes, suchte mir ein recht behag-liches Coupé aus und installirte mich in dem vollen Bewußtsein, einen bequemen Platz für die Weiterreise vorweg erobert zu haben. In der Ferne sah ich einige andere Herren des Ge-folges in das Restaurationslokal gehen und bemerkte, daß sie von einem sehr artigen und zuvorkommenden Manne geführt wurden. Mit einiger Schadenfreude dachte ich: Ja! geht Ihr nur. Die Coupés sind beinah voll, und nachher müßt Ihr mit dem ersten besten Platze vorlieb nehmen. — Es ist bekannt-lich ein sehr süßes Gefühl, wenn man klüger ist als andere; um so bitterer ist es aber, wenn man aus diesem Gefühl zu

der Ueberzeugung geweckt wird, daß man eigentlich *nicht* klüger als andere ist.

Durch ein Gespräch zweier Passagiere auf dem Perron vor meinem Coupé erfuhr ich plötzlich, daß der Zug, in dem ich saß, nach Harzburg gehe. Schon wollte der Kondukteur die Thüre schließen, als ich noch glücklich hinaussprang und, mit meinen sämmtlichen Sachen unter den Armen, großer Verwunderung im Gesichte, ein Bild des Jammers, den Zug nach Harzburg abgehen sah. Der Pfiff der Lokomotive tönte mir wie Unzufriedenheit und Hohngelächter eines Publikums in die Ohren, und ganz betrübt fragte ich nun, mit welchem Zuge denn eigentlich Seine Majestät der König nach Hannover fahre. Man führte mich zu *demselben* Zuge, aus dem ich mich anfangs entfernt. — Sehr kleinlaut nahm ich hier meinen Platz wieder ein; noch kleinlauter wurde ich aber, als die anderen Herren zurückkamen und von einem Frühstück erzählten, das ihnen — das heißt eigentlich *uns* — der Herzog hatte servieren lassen. Bei der bloßen Schilderung lief mir das Wasser im Munde zusammen, und als man mich fragte, wo ich gesteckt und warum ich mich dem Dejeuner *entzogen* habe, wagte ich die unverschämte Behauptung, daß ich keinen Appetit gehabt und den Herren gute Plätze hätte aufheben wollen.

Den Grad der Unverschämtheit, welche in dieser Versicherung lag, kann man nur ermessen, wenn man bedenkt, daß es 12 Uhr und wir bereits seit 7 Uhr früh gefahren waren. Unwillkürlich fragte ich, wann wir denn in Dortmund ankommen würden. — 8 Uhr Abends hieß es! — Hier übermannte mich mein Magen in seinem „nichtsdurchbohrenden Gefühle"; denn ich hatte einen *vollständigen* Appetit in der Perspektive! — Nur wer sich in ähnlichen Situationen befunden, kann mit mir fühlen und wird es begreifen, daß ich die Verse des alten Volksliedes nach meinem damaligen Zustande modelte:

„Bis mir einst der Sabel bricht,
Braunschweig, Dir vergeß' ich nicht!"

Es ist ein ebenso ängstliches wie unbehagliches Gefühl, wenn man sehr gut gefrühstückt hat und eine Stunde darauf ein eben so gutes Diner in Aussicht steht; denn man weiß nicht, wie man all' dem Guten genügen soll. Ein sehr viel ängstlicheres und bei weitem unbehaglicheres Gefühl ist es aber, wenn man nicht gefrühstückt hat und an dem Orte, wo man diniren könnte, nicht angehalten wird. Diesen Zustand lernte ich zwischen Braunschweig und Hannover kennen. Die Stadt Lehrte war mir peinlich und die Stadt Peine erinnerte mich an das Geleerte meines Magens; so kam es, daß ich Lehrte für Peine und Peine für Lehrte hielt; denn beide Namen weckten übereinstimmend dumpfe Empfindungen in meinem Innern. Von dem Reise-Postmeister Balde hatte ich die beruhigende Versicherung erhalten, daß in Hannover nicht angehalten und vor allen Dingen nicht ausgestiegen werde, was von den übrigen Herren des Gefolges mit um so größerer Freude aufgenommen wurde, als sie gefrühstückt hatten und einstimmig meinten, nun sie satt seien, könne es allen nur erwünscht sein, so rasch wie möglich nach Dortmund zu kommen; eine Ansicht, die ich vollkommen theilte, das heißt, den Wunsch einer baldigen Ankunft in Dortmund, wenn auch aus wesentlich anderen Gründen. Daß dort in Dortmund mein Mund sich angelegentlich beschäftigen werde, glaubte ich mit Gewißheit voraussetzen zu können, befand mich aber in einer so entschieden gereizten Stimmung, daß ich mich nachdenklich in mich selbst zurückzog und nur spärlichen Antheil an der Unterhaltung nahm.

Ein Unglück kommt nur selten allein, und so geschah es denn, daß auf dem ganzen Wege Herr Hofrath Richter nur von den für Meurs und dann später Gütersloh befohlenen Diners sprach und die Schwierigkeiten berieth, welche die königlichen Köche dort zu besiegen haben würden. Jedes seiner

Worte war ein Dolchstich für einen Braunschweigschen Un
gefrühstückten, und Dante singt sehr richtig:

„Nessun maggior dolore,
Ch'il ricordarsi
Del tempo felice
Nella miseria!" —

Rossini hat bekanntlich diese Stelle in seinem Othello äußer
gefühlvoll komponirt, noch kein Sänger sie aber so gefühlvo
gesungen, wie ich auf dem Bahnhofe von Wunstorf, wo d
Eisenbahn nach Bremen abgeht, und wir bald darauf wied
auf preußischem Gebiete uns befanden. — An den bis zu
Porta westphalica immer höher anschwellenden Weserberg
entlang ging es gen Minden. Wir sollten aber dort nicht a
kommen, ohne daß noch eine meiner allerdings ungewissen Hof
nungen scheiterte.

In Bückeburg hätte nämlich möglicherweise der Fürst vo
Lippe-Bückeburg, in Betracht der unstreitig vorhandenen Mittag
zeit, ein Diner servirt haben können. Auch dieses Phantasi
bild erstarb unter sehr abgekürzten Begrüßungen Seiner Durc
laucht, und nun blieb nur noch Minden übrig, wo sich b
Dortmund ein Imbiß hoffen ließ. Ich hatte aber nicht b
rechnet, daß ich unter der Mindener Garnison viele Freun
und besonders Mitarbeiter der Wehr-Zeitung hatte, die sich u
endlich freuten, mich gleich beim Aussteigen begrüßen und
Beschlag nehmen zu können, nach Neuigkeiten und Bekannt
aus Berlin und Potsdam und Angelegenheiten der Wehr-Zeitu
fragten, mich mit Liebenswürdigkeiten aller Art umringten, u
als ich nach dem Restaurationslokal fragte, mir auf die zuvo
kommendste Weise versicherten, daß nicht das Geringste mehr
haben und alles Eßbare bereits von dem seit einigen Stund
überaus zahlreich versammelten Königs-Ankunfts-Publiko vo
ständig aufgezehrt sei. Der Restaurateur hatte zwar bereits
die eine Viertelmeile entfernte Stadt geschickt, um neue Vorrä

holen zu lassen. Der Gedanke eines Schnellzuges und einer Stadt, die eine Viertelmeile vom Bahnhofe entfernt liegt, hat aber in Bezug auf den Appetit eines Reisenden etwas so durchaus Hoffnungsloses, daß ich mich ganz dem Genusse freundschaftlicher Konversation hingab und meine eigentlichen Wünsche bis Dortmund vertagte, das heißt conciser ausgedrückt, einstweilen nur stundete.

So beseligend aber trauliches Gespräch mit Freunden und sogar Mitarbeitern unter Umständen auch sein kann, Schmerzstillendes hat es nicht! — Im Gegentheil kann es sogar störend in die schönsten Hoffnungen des Menschen eingreifen. Der Staatskommissarius der westlichen Eisenbahnen, Regierungsrath Hübener, der mit uns gefahren war, hatte bei dem Inspektor des Mindener Bahnhofes einen sumptuosen Kaffee arrangirt und die Herren des Gefolges dazu eingeladen, — auch mich, den er von Offizieren umringt sah, hatte er einladen wollen, war aber von den anderen Herren bedeutet worden, ich hätte keinen Appetit und schon in Braunschweig nichts essen wollen. So war ich auch um dieses Palliativ gekommen.

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären!"

Dafür brachte auf der übrigen Reise bis Dortmund die Wahl eines andern Coupés einen trefflichen Ersatz für den angeblich nicht vorhandenen Appetit. Da keine Reise-Equipagen dem Train folgten,*) so war die Aussicht aus dem hinteren Coupé des letzten Wagens ganz frei, und wir hatten das schöne Panorama der Porta, die Gegenden bei Bielefeld, Herford, Rheda und Hamm mit der ganzen Linie des Teutoburger Waldes, wie Schildereien in den Rahmen unserer Fenster eingepaßt, vor uns, obgleich wir sie hinter uns ließen. Nur die unvermeidlich

*) Die königlichen Equipagen waren vorausgegangen, kehrten aber mit dem Eisenbahnzuge von Meurs zurück.

gerade Linie der Eisenbahn selbst, die stets in senkrecht
Richtung auf uns zu stand, störte den Eindruck. Als es na
und nach dunkel wurde, erschienen überall die Leuchtsignale d
Wärterbuden und Anhaltestellen, und wie Glühwürmer husch
es über die unabsehbare gerade Linie mit Laternen hin, so d
man in den auftauchenden und verschwindenden Lichtfunken d
geschäftigen Dienst der Bahnwärter erkennen konnte. Da knallt
Böllerschüsse und glühendrother Fackelschein flog an dem Wage
zuge vorüber, — ein Musikchor spielte „Heil Dir im Siege
kranz". — Wir waren in Dortmund oder vielmehr vor Do
mund! Es schlug 8 Uhr. Ich erstaunte, denn in meine
Magen war es schon längst halb neun gewesen.

Dem „Déjeuner de poing libre" zwischen Brandenbu
und Genthin sollte sich nun ein Diner soupatoire auf roth
Erde anschließen! Welch' eine Strecke lag zwischen diesen beid
Speisegelegenheiten! Angeblich sollen Wagen vorhanden gewes
sein, um den König in die Stadt zu fahren. Wir hörten ab
Seine Majestät wolle zu Fuß gehen; also Marsch hinterher!
Die erste Bemerkung, die ich machte, als wir den Bahnhof v
ließen, um unter Akkompagnement verschiedenen Vivatrufens u
von mehreren Fackeln illuminirt, den sanft ansteigenden Weg z
Stadt unsanft anzusteigen, war die, daß die Redensart v
der rothen Erde eine geschichtliche Anmaßung ist. — Nachde
ich in mehrere Pfützen getreten war und mich in mehreren u
verhältnißmäßigen Rinnsteinen aufgehalten, konnte ich die Ueber
zeugung nicht mehr von der Hand weisen, daß die Erde E
und in Dortmund, namentlich in angefeuchtetem Zustand
durchaus keine andere Farbe hat, als irgend eine andere Erd
die sich dito in angefeuchtetem Zustande befindet. Auch d
Eigenheit der Kohäsion vermochte ich dieser Erde nachzuweise
so daß sich in der That kein wesentlicher Unterschied zwisch
heimatlichen und westfälischen Zuständen — bei Rege
wetter wenigstens — entdecken ließ. Ein neben mir gehend

Dortmunder Bürger mit einer immensen schwarz-weißen Schärpe, der mit aller Gewalt mir aus Höflichkeit meine Mappe tragen wollte, war außer sich darüber, daß Seine Majestät zu Fuße in die Stadt ging. Darauf hatte niemand gerechnet, weil sonst Vorkehrungen gegen die ungemeine Weichheit, Anhänglichkeit und Schmucklosigkeit des Pflasters getroffen worden wären. Ich tröstete ihn mit der Versicherung, daß der König dergleichen kaum beachte und häufig Spaziergänge in noch viel schlimmeren Bodenformationen mache. Dadurch sank meinem Dortmundisten ein Stein vom Herzen. Ich wollte, dieser Stein wäre in einen der vor uns liegenden unverschämt breiten Rinnsteine gefallen, durch die wir hindurch mußten. Abstrakte Steine und metaphorische Mineralien können aber leider nicht zur Ueberbrückung von Terrainhindernissen verwendet werden.

Der Jubel vor und in der Stadt bei Annäherung des Königs war ein eben so lauter, wie er herzlich und aufrichtig schien. Kein noch so kleines Fenster in den Straßen, durch die wir zum „Römischen Kaiser", dem Hotel, wo übernachtet werden sollte, gingen, war dunkel. Ueberall sah neben den Bewohnern auch die Freude in mannigfachem Lichtschein auf die Straße hinaus, und die Inschriften trugen fast überall einen eben so einfachen wie herzlichen Charakter: „Willkommen, lieber Herr!" — „Fürchte Gott und ehre den König!" — „Untreue vergeht, Treue besteht!" — „Vivat der König! Vivat Dortmund!" — „Hat's doch schon ärger in der Welt gebrauset, doch was nicht bebte, war der Preußen Muth!" — wie überhaupt vorzugsweise ganze Verse aus dem bekannten Preußenliede, dessen Dichter Bernhard Thiersch damals in Dortmund lebte und segensreich in seinem Berufe wirkte. Trotz der wogenden Menschenmenge wurde der Weg so ziemlich frei gehalten, und nirgend zeigte sich Rohheit oder ungezogene Aufdringlichkeit. Die Dortmunder Schützengilde — die kurioserweise eine Husarenuniform trägt, obgleich sie es seit ihrer Stiftung sorgfältig vermieden hat, sich in der

That zu kavallerisiren — hielt Ordnung und hatte auch zwei Ehrenposten vor den „Römischen Kaiser" gestellt, die mehr mit Güte und Zureden, als mit ihrem Yataghan wirkten, freilich aber auch zwei Gensdarmen neben sich stehen hatten, die ihnen materiell hülfreiche Hand leisteten.

Als ich in den Flur gelangt, tönte mir von einem Kellner des Hotels die peremtorische Frage entgegen: „Wer sind Sie?" — Ganz verblüfft gab ich ein möglichst vollständiges Echo meiner Eisenbahn=Paßkarte und verschwieg nur die besonderen Kennzeichen, weil diese auch auf meiner Paßkarte gestrichen sind. — „Also Hofrath Schneider! Schön!" Der Fragende warf einen Blick in die Liste und sagte dann: „Zwei Treppen hoch, Korridor links, zweite Wendung nach hinten hinaus, Nr. 16, Zimmer für eine Person ohne Bedienung!" — „Wer find Sie?" adressirte der lebendige Wohnungs=Anzeiger auch schon den mir Folgenden, und ich schwankte, ganz betäubt über diese musterhaft geordnete Fremden=Zurechtweisungsanstalt, die Treppe hinauf nach Nr. 16. Als ich die Thür öffnete, trat mir einer jener Friedens=Husaren entgegen, meldete sich als Magistratsdiener und Mitglied der Schützengilde, zeigte auf einen großen Stoß Folianten und rapportirte dienstergebenst, daß der Magistrat sich empfehlen lasse und die gewünschten Bücher und Urkunden bis morgen früh zur Disposition stelle. Ich hatte nämlich von Potsdam aus gleich nach Empfang der frohen Nachricht, daß ich mit nach Meurs reisen dürfe, nach Dortmund geschrieben und gebeten, ob man mir nicht einige interessante historische Aktenstücke über Dortmund zugänglich machen könne, aus denen sich vielleicht Stoff für eine Vorlesung bei Seiner Majestät dem Könige schöpfen lasse. Diesem unverfänglichen Wunsche war man durch Vermittelung des Direktors Thiersch so überreich nachgekommen, daß nicht allein der Tisch, sondern auch das Sopha, das Fensterbrett und die Waschtoilette mit Folianten, Urkunden und Manuskripten bedeckt waren, die ich erst mit Hülfe meines unberittenen Husaren

auf das Bett packen mußte, um für meine übrigen Reiseeffekten nur einen überhaupt möglichen Platz zu gewinnen.

Schon im voraus stolz auf das überaus gelehrte Ansehen, was ich mir geben konnte, wenn ich diese literarischen Schätze in Schweinsleder durchgelesen — grenzenloser Gedanke! — entließ ich den schätzbaren Magistratsboten und erkundigte mich dann, wann gegessen werde; denn das vorliegende Nutrimentum spiritus vermochte doch nicht den Wunsch nach einem mehr körperlichen Nutrimentum zu unterdrücken. Dazu war aber noch keine Aussicht, denn auf den Fluren des Hotels war ein wirres Gedränge von Deputationen, Personen, die Seiner Majestät vorgestellt zu werden wünschten, und in Verlegenheit gesetzten Reisegepäcks, das seinen Eigenthümer, sowie von Eigenthümern, die ihr Gepäck suchten. Auch wurde von einem Fackelzuge mit verschiedenen Reden, Liedern und Lebehochs geflüstert, der voraussichtlich sehr zur Verzögerung endlicher Nutrimenta beitragen konnte. Es ergab sich indessen später, daß dieser Fackelzug weniger den Beginn, als den Verlauf des Diner soupatoire stören sollte.

Das alte Sprüchwort „plenus venter non studet libenter!“ mag unendlich viel Wahres haben. — Ein leerer venter studirt aber auch nicht gern; dies ist eine meiner auf angeblich rother Erde gewonnenen Ueberzeugungen! Es gab daher für den Augenblick kein besseres Mittel, als einen Gang durch die Stadt zu machen, namentlich aber die dem Hotel gegenüberliegende alte Kirche zu besuchen, deren ganze vordere Seite glänzend erleuchtet war, also trotz der späten Abendstunde zugänglich sein mußte. Es hatte indessen seine Schwierigkeiten, aus dem Hotel herauszukommen; denn da die beiden Stadt-Husaren auf ihrem Ehrenposten vor der Thüre sich bei weitem mehr um das bekümmerten, was im Hause vorging, als was sich auf dem fälschlich sogenannten Trottoir vor dem Hause begab, so mußte ich vielen achtbaren, aber mir nicht persönlich bekannten Einwohnern auf

die Füße treten, um ihnen begreiflich zu machen, daß ich durch wollte. — Ich sammelte hier neue Erfahrungen, daß ein Volksvertreter durch das Volk leicht zur Erreichung seiner persönlichen Zwecke gelangt.

Bald umfing mich das eigenthümliche Helldunkel im Innern der alten Hauptkirche, deren hohe Schiffe und namentlich der viel neuere Anbau des Chores nur schwach und flackernd von den an den Fenstern der Vorderseite aufgestellten Illuminationslampen erleuchtet waren, so daß die mächtig gewölbten Formen in ungewisser Beleuchtung verschwammen. Mit dem befriedigenden Vorgefühl, bei Beschreibung dieser Kirche, mit Hülfe der mich auf Nr. 16 erwartenden Folianten, mir das Ansehen einer besonderen und zwar speziell westfälischen Gelehrsamkeit geben zu können, ließ ich mir von dem patriotisch begeisterten, nicht allein illuminirenden, sondern selbst illuminirten Küster alle Merkwürdigkeiten zeigen, hörte aber zu meiner nicht geringen Enttäuschung für die gehofften archäologischen Triumphe, daß der König diese Kirche bereits als Kronprinz besucht und genau besichtigt habe. — Wieder war eine Hoffnung in den Brunnen gefallen, und ich klammerte mich nun an die einzige noch mögliche Aussicht, etwas über das Vehmgericht zu erfahren, was sich zu einem Opusculo historico verarbeiten und eventuell vorlesen ließe. Was hätte ich in diesem Augenblicke nicht um irgend einen alten Keller, etzliche Halseisen, menschliche Gebeine, Folterinstrumente oder dergleichen gegeben! Der sowohl aktiv als passiv an Illumination leidende Küster hatte aber keine Zeit, sich weiter mit mir abzugeben, und so kehrte ich denn in das Hotel zurück, weil die Vermuthung einer herannahenden Restaurationsperiode in der That nun doch immer dringender wurde.

Hatte es aber schon seine Schwierigkeiten gehabt, aus dem Hotel herauszukommen, so wurde das Wiederhineinkommen fast zu einer Unmöglichkeit. Abermals bemerkte ich hier, wie viel Wahrheiten das Volkslied „Heil Dir im Siegerkranz" ent-

hält; denn die „Liebe des freien Mann's" sicherte hier in der That „die steile Höh', wo Fürsten steh'n", dermaßen, daß es auf keine Weise möglich war, in das Haus zu kommen. Das Erscheinen des Königs, wenn der Fackelzug kommen würde, war zugesichert, und man sprach von einer ungeheuren Rede, welche bei dieser Gelegenheit von einem höheren Dortmunder gehalten werden sollte. Beides Grund genug, um die Masse so undurchdringlich wie eine Mauer zu machen. Zureden half gar nichts, und als ich wieder die accidentelle Rolle eines durchdringenden Volksvertreters spielen wollte, hörte ich unangenehme Bemerkungen, fühlte noch unangenehmere Berührungen meiner Rippen und gelangte auf rein physischem Wege zu der Ueberzeugung, daß besagte „Liebe des freien Mann's" sich möglicherweise bis zu körperlicher Züchtigung eines Individui ausdehnen könnte, welches zu ungestüm gegen die besagte „steile Höhe" vordringen wollte. Hätten die Leute in mein Inneres sehen können, so würden sie wesentlich andere Motive für meine Zudringlichkeit erkannt haben. Ich gestehe indessen, daß der Gedanke: da drinnen wird jetzt gegessen! — eine fast krampfhafte Aufregung bei mir hervorbrachte und mich zu einem wahrhaft verzweifelten Entschluß brachte! Hinein mußte ich — von vorn durch die Massen ging es nicht — also das Aeußerste mußte gewagt werden. Mit rücksichtslosem Entschlusse nahm ich meine ganze Kraft zusammen, komme was da wolle — und ging — von hinten in das Haus. Ein Gedanke, der mir nützlicher gewesen wäre, wenn er sich etwas früher mir aufgedrängt, oder ich nachgesehen hätte, ob das Hotel nicht auch hinten einen Eingang hatte.

Auf dem Flur kamen mir bereits die leeren Suppenteller von der königlichen Tafel entgegen, — ein erfahrungsmäßig sicheres Zeichen, daß nun die vollen Suppenteller bald an der Tafel des Gefolges erscheinen würden! — Rasch wollte ich in Nr. 16 den Ueberrock ablegen, fand aber vor der Thür einen Herrn, der ein ganz besonderes Gesuch an mich hatte. Er war

nämlich ein großer Liebhaber von meerschaumenen Pfeifenköpfen und hatte dreißig Jahre seines Lebens darauf zugebracht, dieselben braun zu rauchen. Nachdem er expreß von Iserlohn nach Dortmund gekommen, um dem König diese Sammlung nikotianischer Kuriositäten als einen Beweis seiner loyalen Gesinnung zu zeigen, hatte ihn irgend ein Spaßvogel an *mich* gewiesen, um ihm dazu behülflich zu sein. Bei aller Bewunderung für die Bestrebungen des Iserlohners konnte ich doch nicht umhin, ihn aufmerksam zu machen, daß der König nicht Taback rauche und daher muthmaßlich nur einen geringen Grad von Interesse für braungerauchte Meerschaumköpfe haben dürfte, daß unter allen Umständen aber *ich* nicht die Person sei, die ihm dazu behülflich sein könne. Der Mann schien plötzlich aus allen seinen Himmeln gerissen. Offenbar hatte er gar nicht daran gedacht, daß es auch Nichtraucher geben könne; daß aber einem Nichtraucher seine ganz exzeptionelle Sammlung doch wohl gleichgültig, ja in odoriferanter Hinsicht sogar nicht ganz angenehm sein dürfte, das schien er sich doch aus meiner Auseinandersetzung heraus zu kombiniren. Nun wollte er sie mir zeigen und lud mich ein, ihn in sein Absteigequartier zu begleiten. Aeußerlich höchst verbindlich, innerlich aufs höchste ergrimmt, denn eben wurden die Schüsseln mit Boeuf à la mode unten in den Speisesaal getragen, lehnte ich das liebenswürdige Anerbieten ab, versprach aber, bei meiner nächsten Reise expreß nach Iserlohn zu kommen und mir sein Kabinet anzusehen. Wäre ich von Meerschaum gewesen, so hätte mich der Iserlöhner zuverlässig auch gesammelt, denn mir *rauchte* nun in der That *endlich auch der Kopf.*

„Sehr angenehm gewesen, Ihre schätzbare persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben!" — Mit diesen mehr usuellen als tiefgefühlten Worten entschwand ich den Augen des Dampfmaschinen-Sammlers und schwebte in froher Erwartung die Treppe hinab. Als ich aber in das Zimmer des Reise-

Postmeisters Balde trat, bemerkte ich zunächst mit lebhafter Bestürzung, daß die Tafel besetzt und für verspätete Hofräthe kein Couvert gelegt sei. Da ich nicht zu rechter Zeit erschienen war, so hatte man vorausgesetzt, daß die in Braunschweig erheuchelte Abwesenheit eines naturgemäßen Appetits auch noch am Abend in Dortmund fortdauere, und war in dieser wahrhaft scheußlichen Voraussetzung bestärkt worden, als man gehört, daß ich einen Spaziergang zu archäologischen Zwecken in die Stadt gemacht. — Die Suppe war bereits verflossen, der Lachs vorübergegangen und das Boeuf à la mode nicht mehr da! Diese Bestandtheile des Diners mußten daher überschlagen werden. Um meine später nothwendig zu Tage kommende Voracität zu beschönigen, äußerte ich leicht hingeworfen, daß sich eine Art von Appetit durch die lange Fahrt doch wieder eingefunden, und daß ich wohl aufgelegt sei, von der angenehmen Unterhaltung der Herren zu profitiren. Eben hatte ich Platz genommen und erwartete die Erscheinung irgend eines Gemüses, unter der Voraussetzung möglichst reichlicher Beilagen, als auf der Straße ein außerordentliches Gebummse ertönte. — Eine große Trommel raste die Straße herauf vor das Hotel, und heller Lichtschein durch die Fenster verkündete die Annäherung des Fackelzuges. „Den müssen wir sehen!“ riefen, vom Tische aufspringend, die schon Gegessenhabenden. — „Dann werde ich mit dem Essenholen so lange warten, bis er vorbei ist“, sagte der Diener, welcher die letzten Reste des Boeuf à la mode abräumte, und ich sagte: „Nein, nun hört alles auf!“ Eine ganz falsche Auffassung des eigentlichen Verhältnisses, denn weit entfernt davon, daß nun alles aufhörte, fing der Fackelzug eben erst an, und nach meiner bereits in Fackelzügen gemachten Erfahrung konnte wohl ein halbes Stündchen daraufgehen, ehe eine Fortsetzung der Alimentation interrompue zu hoffen war. Hier halfen aber weder Klagen noch verwunderte Exklamationen. Das Beste war, man genoß den Fackelzug, welchen erwähntes Gebummse einleitete,

angemessener Chorgesang eines schon mehrfach erwähnten Liedes, diesmal mit seinen sämmtlichen Strophen verschönte, eine Rede des Direktors Thiersch verherrlichte, mehrfacher Vivatruf aber ungemein verlängerte. — Der König stand vom Tische auf und erschien vor dem Hotel. — *Halb* gegessen vom Tische aufstehen, mag allerlei Unangenehmes haben; aber *gar nicht* gegessen, ist doch noch schlimmer!

Mit dem Genusse des Fackelzuges war ich am Ende meiner heutigen Entbehrungen angelangt. Er war für mich der Boeuf à la mode gewesen, dem nun endlich das Gemüse folgte. — Man kann in dem Finale einer Oper eine Viertelstunde lang drohen hören: Er sterbe! — oder al campo! à la victoria rufen — *fällt* der Schlag aber, oder *wird* abmarschirt, um endlich al campo zu gelangen, so muß der Vorhang fallen; denn was nun noch kommen kann, ist künstlerisch nicht darstellbar. So mag denn auch hier der Vorhang über die Schilderung des ersten Reisetages fallen, denn die Sehnsucht ist spannend, die Befriedigung prosaisch. Gegen 10 Uhr war ich satt, erfreute mich bis 11 Uhr eines Besuchs des verdienten Direktors Thiersch und dann bis 1 Uhr eines dito des ersten General-Stabsarztes der Armee, Geheimen Rathes Grimm, — der nach diesem Faktum zu urtheilen, spät zu Bette zu gehen pflegt und anscheinend auch andere Individuen gern für diese Gewohnheit gewinnt. — Unter anmuthigen Gesprächen über die neue Militär-Medizinal-Ordnung verflog ein Stündchen nach dem andern. Die Dortmunder Folianten wurden *nicht* gelesen, dagegen ein Brief an Frau und Kind geschrieben, der mit dem Frühzuge nach Potsdam eilen konnte, und dann zu schlafen versucht. Allerlei unruhige Träume setzten die Störungen des Tages auf befriedigende Weise fort.

Ich sah nämlich den Bürgermeister von Magdeburg, wie er im Fackelzuge zu Dortmund Vivat schrie; ich sah den Direktor Thiersch, wie er ein patriotisches Gedicht auf den

ıalwesen machte, was sofort von Neidhard in
ırde; ich sah die ganze Eisenbahn von Potsdam
entlang auf jeder Wärterbude ein Wort des
ır im Siegerkranz" geschrieben, und der Zug
daß man das Gedicht hintereinander von den
onnte; ich sah die Dortmunder Stadt-Husaren
Eskadronsfronten, und zwar in aufgeweichter
en und ängstigte mich furchtbar vor dem Iser-
ım-Pfeifenkopfsammler, der mich mit aller Ge-
wollte, weil er mich für einen leeren Kopf hielt.
sion wurde mir besonders fürchterlich, weil sie
ausging, mich bei meinen Vorgesetzten in üblen
en. Je besser ich braun ansetzte, je leichter
Unwohlgeruchs abgesetzt werden. Glücklicher-
ı Augenblicke, wo jener grauenhafte Iserlöhner
ıem Fidibus anzünden wollte, der Geist des
ınd rief: „Geben Sie sich keine Mühe, guter
wechselt die Farbe nicht! Man hat es schon
Blau bei ihm versucht — es hat nichts ge-
verden Sie mit bloß Braun auch nichts aus-
s wirkte! Mein Traumbild zerfloß in Nebel,
den übrigen Theil der Nacht nur Heiteres, wie
gsminister den berühmten Reitkünstler Baucher
Dortmund mit dem Auftrage geschickt hätte,
te Kavalleriekraft der hiesigen Schützengilde für
entwickeln, und ich sah den desfälligen Uebungen
ın man wohl nicht träumen!
ıecht, welcher mich weckte, um einzuheizen und
ıungen an angeblich rothe Erde von meinen
Gegenständen zu entfernen, behauptete, daß ich
elt habe, ein Beweis, daß mich die träumerischen
Dortmunder Stadt-Husaren in der That somn-

angemessener Chorgesang eines schon mehrfach erwähnten Liedes, diesmal mit seinen sämmtlichen Strophen verschönte, eine Rede des Direktors Thiersch verherrlichte, mehrfacher Vivatruf aber ungemein verlängerte. — Der König stand vom Tische auf und erschien vor dem Hotel. — Halb gegessen vom Tische aufstehen, mag allerlei Unangenehmes haben; aber gar nicht gegessen, ist doch noch schlimmer!

Mit dem Genusse des Fackelzuges war ich am Ende meiner heutigen Entbehrungen angelangt. Er war für mich der Boeuf à la mode gewesen, dem nun endlich das Gemüse folgte. — Man kann in dem Finale einer Oper eine Viertelstunde lang drohen hören: Er sterbe! — oder al campo! à la victoria! rufen — fällt der Schlag aber, oder wird abmarschirt, um endlich al campo zu gelangen, so muß der Vorhang fallen; denn was nun noch kommen kann, ist künstlerisch nicht darstellbar. So mag denn auch hier der Vorhang über die Schilderung des ersten Reisetages fallen, denn die Sehnsucht ist spannend, die Befriedigung prosaisch. Gegen 10 Uhr war ich satt, erfreute mich bis 11 Uhr eines Besuchs des verdienten Direktors Thiersch und dann bis 1 Uhr eines dito des ersten General-Stabsarztes der Armee, Geheimen Rathes Grimm, — der nach diesem Faktum zu urtheilen, spät zu Bette zu gehen pflegt und anscheinend auch andere Individuen gern für diese Gewohnheit gewinnt. — Unter anmuthigen Gesprächen über die neue Militär-Medizinal-Ordnung verflog ein Stündchen nach dem andern. Die Dortmunder Folianten wurden nicht gelesen, dagegen ein Brief an Frau und Kind geschrieben, der mit dem Frühzuge nach Potsdam eilen konnte, und dann zu schlafen versucht. Allerlei unruhige Träume setzten die Störungen des Tages auf befriedigende Weise fort.

Ich sah nämlich den Bürgermeister von Magdeburg, wie er im Fackelzuge zu Dortmund Vivat schrie; ich sah den Direktor Thiersch, wie er ein patriotisches Gedicht auf das

Militär-Medizinalwesen machte, was sofort von Neidhard in Musik gesetzt wurde; ich sah die ganze Eisenbahn von Potsdam bis nach Meurs entlang auf jeder Wärterbude ein Wort des Liedes „Heil Dir im Siegerkranz" geschrieben, und der Zug fuhr so schnell, daß man das Gedicht hintereinander von den Buden ablesen konnte; ich sah die Dortmunder Stadt-Husaren Parademarsch in Eskadronsfronten, und zwar in aufgeweichter rother Erde, üben und ängstigte mich furchtbar vor dem Iserlohner Meerschaum-Pfeifenkopfsammler, der mich mit aller Gewalt anrauchen wollte, weil er mich für einen leeren Kopf hielt.

Diese letztere Vision wurde mir besonders fürchterlich, weil sie offenbar darauf ausging, mich bei meinen Vorgesetzten in üblen Geruch zu bringen. Je besser ich braun ansetzte, je leichter konnte ich wegen Unwohlgeruchs abgesetzt werden. Glücklicherweise kam in dem Augenblicke, wo jener grauenhafte Iserlöhner mich eben mit einem Fidibus anzünden wollte, der Geist des alten Meursius und rief: „Geben Sie sich keine Mühe, guter Iserlöhner, Der wechselt die Farbe nicht! Man hat es schon mit Braun und Blau bei ihm versucht — es hat nichts geholfen — also werden Sie mit bloß Braun auch nichts ausrichten!" — Das wirkte! Mein Traumbild zerfloß in Nebel, und ich träumte den übrigen Theil der Nacht nur Heiteres, wie nämlich der Kriegsminister den berühmten Reitkünstler Baucher aus Berlin nach Dortmund mit dem Auftrage geschickt hätte, die noch unbenutzte Kavalleriekraft der hiesigen Schützengilde für Kriegszwecke zu entwickeln, und ich sah den desfälligen Uebungen zu. Heiterer kann man wohl nicht träumen!

Der Hausknecht, welcher mich weckte, um einzuheizen und um die Erinnerungen an angeblich rothe Erde von meinen Fußbekleidungs-Gegenständen zu entfernen, behauptete, daß ich im Schlafe gelächelt habe, ein Beweis, daß mich die träumerischen Reitübungen der Dortmunder Stadt-Husaren in der That somn-

ambulistisch erheitert und die furchtbare Gestalt des grauenhaften Iserlöhners, der mich anrauchen wollte, verwischt hatten.

Um 7 Uhr sollte abgereist werden. Mit innigem Vergnügen packte ich zuvörderst die Folianten zusammen, die ich nun nicht mehr zu lesen brauchte, verfaßte ein höfliches Dankschreiben an den Magistrat, in welchem ich mein höchstes Entzücken über die gehabte gediegene Lektüre erheuchelte und mein tiefstes Bedauern darüber aussprach, daß Seine Majestät der König am Abende vorher keine Gelegenheit gefunden, sich einige dieser ehrwürdigen Chroniken vorlesen zu lassen, und holte dann die zweite weiße Kravatte aus dem Reisesacke. Auf solchen Reisen ist die Anzahl der weißen Kravatten nämlich eine Art von Kerbholz für die Zahl der Tage. Je reiner die Freude über die Reise wird, je weniger rein werden die Kravatten.

Ungemein froh gestimmt, mit der Aussicht auf die Festlichkeiten in Meurs, wollte ich eben mein Zimmer verlassen, als es an die Thür klopfte und ein Herr hereintrat, der mich um eine kleine Gefälligkeit anzusprechen hatte. „Mit Vergnügen" — erwiderte ich — „wenn ich irgend dienen kann!" nöthigte den Herrn auf das Sopha, war aber nicht wenig erstaunt, als er mir die kleine Gefälligkeit auseinandersetzte, di[illegible] er in anspruchsloser Ungezwungenheit von mir verlangte.

„Sie werden mir zugeben, Herr Hofrath, daß es etwa[illegible] Unangenehmes hat, wenn ein guter Bekannter und Namens[illegible]vetter hingerichtet werden soll!"

„In der That, das läßt sich begreifen!"

„Es freut mich, daß Sie auf meine Ansicht eingehe[illegible] Sehen Sie, da ist der junge Specht, der vor zwei Jahr[illegible] seinen Vater hier in Dortmund ermorden ließ. — Ich hei[illegible] auch Specht und bin durch meine Großtante mit ihm v[illegible]vettert."

„Bedaure sehr, aber inwiefern kann ich bei diesem all[illegible]er-dings lästigen Familienverhältniß —"

„In erster Instanz ist Specht junior zum Tode verurtheilt. Er hat aber im richtigen Gefühl der Unannehmlichkeiten eines solchen Urtheils dagegen appellirt, und die zweite Instanz hat ihn frei gesprochen. Das hat der Staatsanwalt seinerseits wieder unangemessen gefunden und von Staatswegen appellirt. Die Sache wird nun in den nächsten Tagen in Hamm beim dortigen Schwurgericht zum Spruch kommen, und wie man hört, dürfte die Unannehmlichkeit einer Hinrichtung nun doch in Aussicht stehen. Sie begreifen, daß mir, als Specht, das nicht angenehm sein kann!"

„Das begreife ich vollkommen. Weniger vollkommen begreife ich aber, wie ich —"

„O! Ihnen ist das ein Leichtes! Es handelt sich nur darum, daß Seine Majestät den ganzen Prozeß niederschlägt, dann ist die Sache abgemacht. Das ist die Gefälligkeit, um die ich Sie bitten wollte."

Das war mir denn doch zu stark. — Mit einigen weniger gewählten als verständlichen Worten manövrirte ich den über meine Entrüstung ganz erstaunten Specht zur Thür hinaus und ging aus Angst, daß mein Iserlöhner von gestern mich sonst noch einmal abfangen könnte, zu Fuß nach dem Bahnhofe voraus.

Ein wunderschöner Morgen lächelte der Weiterreise. Eine Viertelstunde konnte es wohl noch dauern, ehe abgefahren wurde; ich wollte die Zeit bis dahin also noch zu einem Besuche der alten Vehmlinde benutzen, die ich eigentlich noch nicht in der Nähe gesehen hatte.

„Nimm diese blonde Locke und werde Zerstörer des Vehmgerichts!" so lautet die Unterschrift unter der Titelvignette des dreibändigen Romans von Spieß: „Der alte Ueberall und Nirgends" — eine Lektüre, die mich in den Gymnasialjahren auf dem Werder, Untertertia, zweiter Coetus, einst entzückt hatte. — Jene Entzückungen hatten zwar später durch historische

Studien einige Abschwächung erlitten, doch war immer noch ein ziemlicher Rest unheimlichen Grauens vor dem Vehmgerichte zurückgeblieben. Hier aber unter dieser Vehmlinde, bei heiterem Sonnenschein und in dem Gedanken, daß noch im Jahre 1803 der letzte Freigraf von Dortmund Tobias Löbbike geheißen und zugleich Bürgermeister gewesen sei, scheiterte auch die letzte Illusion der Spießschen Ritterromane, und jene blonde Locke verlor ihre ganze Bedeutung. O, über die Enttäuschungen! Welchen immensen Eindruck hatte Spieß auf den Gymnasiasten gemacht; wie kühl sah der Hofrath auf die Gefühle im zweiten Coetus zurück! Unter Anleitung des Primus omnium hatten wir Untertertianer damals auf dem jetzt veredelten Schneckenberge im Thiergarten auch ein Vehmgericht über einen Quartaner abgehalten, der sich unterstanden, einen Ziegenhayner zu tragen. Um 5 Uhr nachmittags im Winter, als die Schule aus war, begaben sich die „Wissenden" dorthin. Die Vorladung war ganz in Spießscher Manier erfolgt. Der Quartaner stellte sich, wurde verfehmt und zu heftigen Prügeln verurtheilt, zu deren Applikation die größten Untertertianer ausgesucht waren. In dem Augenblick aber, als die Vervehmung beginnen sollte, damals im Werderschen Gymnasio „Holzerei" genannt, rief der Quartaner, der schon während der Formalitäten verschiedene trotzige, unritterliche und unmittelalterliche Aeußerungen gethan, namentlich uns „dumme Jungens" genannt hatte, überlaut: „Kinder der Nacht! herbei und werdet auch ohne blonde Locke Zerstörer dieses Vehmgerichtes!" Auf diesen Ruf entwickelten sich vom damaligen Schulgarten her mehrere Quartaner, fielen über uns her und prügelten uns, trotz unserer richterlichen Würde, äußerst unsanft durch. Ich muß dabei bemerken, daß Quarta in den Gymnasien sich durch vorzugsweise robuste junge Studirende auszeichnet; denn Viehmäster, Brauer, Schlächter u. s. w. lassen ihre geschätzten Söhne gewöhnlich nur bis Quarta studiren, während die schwächlicheren Bürgerklassen ihre Jungen weiter

in die Wissenschaften vordringen lassen, damit sie nur ein Jahr zu dienen brauchen.

So endete ein in der Jugend versuchtes Vehmgericht à la Spieß, und erinnere ich mich, daß wir Untertertianer später auch noch von dem ersten Coetus und sogar von Obertertia deswegen geprügelt wurden, weil wir uns angemaßt hatten, über die Ziegenhayner-Befugniß zur Vehme zu sitzen. Die von den respektiven Eltern wegen der Prügel erhaltenen Prügel erwähne ich weiter nicht; sie verstehen sich von selbst.

Als der König auf dem Bahnhofe erschien, ereignete sich der höchst merkwürdige Fall, daß diesmal weiter keine Rede gehalten, auch kein Lied gesungen wurde; dagegen donnerten die Böller von der Höhe der alten Stadtmauer dem forteilenden Zuge den Abschiedsgruß nach. Die Gesellschaft vom vorigen Tage hatte sich wieder im Coupé zusammengefunden, und als der Reise-Postmeister Balde ängstlich in Papieren, Postkarten, Passagier-Coursen wühlte, erfuhren wir, daß für den nächsten Tag eine Aenderung befohlen worden war. Ursprünglich war festgesetzt, daß der König am 25. bis ein Uhr mittags in Meurs bleiben wolle. Nun hatten aber Deputationen und Bitten einen Besuch in Krefeld und ein Frühstück in Ruhrort zu Wege gebracht, der Reise-Postmeister hatte also Wagen und Postpferde herbeizuschaffen und berieth deshalb mit einem Postbeamten aus Düsseldorf, der sich von Dortmund aus dem Zuge angeschlossen hatte. Außer dieser Fortschaffungs-Angelegenheit war Pumpernickel fast der einzige Gegenstand der Coupé-Unterhaltung, und als die anderen Herren bedauerten, daß sie vergessen, sich einige Vorräthe dieses berauschenden Gebäckes mitzunehmen, da trat ich stolz mit der Erklärung hervor, daß ich mir bei dem Wirthe des „Römischen Kaisers" drei dergleichen Brote bestellt, die derselbe bei unserer am 26. erfolgenden Durchfahrt bereit halten sollte, um mitgenommen zu werden. Ich ertappte mich schon wieder auf dem süßen Gefühle, klüger als andere gewesen zu sein, mußte mich

aber — wie der Verfolg beweisen wird — wie in Braunschweig überzeugen, daß dieses süße Gefühl einen bitteren — oder vielmehr, wie in diesem pumpernickelichen Falle, einen saueren — Nachgeschmack haben kann. Doch davon später!

Durch hübsche Landschaften, bei dem gewerbereichen Essen vorüber, brachte uns das schnaubende Dampfpferd „Rheinländer" — Vater: Cockerill, Mutter: Borsig — in das flaggende und fahnengeschmückte Ruhrort. — Welch ein Unterschied, Ruhrort im Jahre 1826, wo ich diese Stadt zuerst genoß, und Ruhrort 1852! — Wie den ganzen preußischen Rhein entlang, blickt hier Gottes Segen aus den Häusern auf die Straße, und von der Straße lacht er den Fremden an. Obgleich Wagen bereit standen, ging der König doch zu Fuß in und durch die Stadt zu dem Landungspunkte für die Dampffähre. Das Wort „Gefolge" scheint aus der ursprünglichen Wahrnehmung entstanden zu sein, daß dasselbe auch wirklich folgt; indessen ist dies nur dann richtig oder überhaupt möglich, wenn sich auf geachteten königlich preußischen Bahnhöfen keine enthusiastischen Bevölkerungen, offizielle Korporationen, sehnsüchtige Deputationen und sehsüchtige Patrioten weiblichen Geschlechtes befinden, die sich mit wahrhaft bewundernswürdiger Eile, unter Erleidung und Austheilung heftiger Rippenstöße, zwischen das Allerhöchste Objekt und die ergebensten Subjekte des Gefolges schieben. Die Ruhrortskundigen schienen diese drängelnde Disposition der Ruhrorter schon geahnt zu haben, denn eine Ehreneskorte von muskulösen Rheinschiffern und nervigen Ruderknechten, in approximati[illegible] weißen Beinkleidern und farbigen Schärpen, hatte den Auftrag eine wandelnde Chaine um die königliche Promenade zu bilden. Bei Instruktion dieser wandelnden Schiffer-Innung schien ab[illegible] keine, wenn auch nur mäßige Rücksicht auf Vorleser oder de[illegible] gleichen Extra-Reise-Individuen genommen worden zu sein; de[illegible] es zeigte sich, daß, als ich vom Perron herunter wollte, e[illegible]

vollständige Abdrängung bereits stattgefunden hatte. Ein wogendes Meer von Köpfen trennte mich von der Spitze des Zuges.

Hier war periculum in mora! Von Nachkommen auf diesem Wege war ersichtlich keine Rede, denn wenn der ganze Schwarm erst an der Fähre angelangt war, hörte das Durchkommen von selbst auf! Ein Beamter der Eisenbahn sah meine klägliche Stellung, unterm linken Arm Mappe und Regenschirm, unterm rechten Fußsack und Reisesack, vor mir drängelnde Ruhrörter, hinter mir der eben seinen Dampf herauslassende „Rheinländer“ — Vater: Cockerill, Mutter: Borsig. — Mit Sturmesgewalt schleppte er mich durch verschiedene enge Nebengassen und brachte mich glücklich, schon lange vor Ankunft des Königs, auf den Molo von Ruhrort, auf dessen äußerstem Ende die Einschiffung geschehen sollte. Die Dampffähre befand sich noch am jenseitigen Ufer, denn die Ankunft des Königs war früher erfolgt, als man erwartet hatte.

Da lag er wieder einmal vor mir, der alte Rhein, den ich schon so oft und unter wie verschiedenen Verhältnissen befahren! Alle Schiffe flaggten. Die Glocken in Ruhrort und drüben in Homberg läuteten. Ueberall bei heiterstem Sonnenschein die Stimmung und der Schmuck eines Festtages, und hier auf dem Molo keine Drängelei, kein periculum in Molo — wenigstens noch nicht. — Die Dampffähre setzte allen Dampf bei, da sie die Segel nicht wohl beisetzen konnte, und rauschte zu uns herüber. Unglücklicherweise hatte sie die Post von Geldern an Bord, und dieses Viergespann mußte erst vom Verdecke herunter an das Land gebracht werden, was unter Anwendung ungeheurer oder vielmehr rheinländischer Flüche bewerkstelligt wurde. Der Postillon verwilderte ganz unter den verschiedenen Zurufen, die von der Civil- und Militärgewalt an ihn ergingen. „Hier können Sie nicht bleiben, weil Seine Majestät hier einsteigt!“ — rief ein Gensdarm. — „Da können Sie nicht hinfahren, weil Seine Majestät daher kommt!“ — schrie ein

Polizeisergeant. — „Donnerwetter, nicht umwenden, der Wagen hindert hier!" — brüllte eine mir unbekannte Molo-Autorität. — „Zurück hier!" — hieß es vorne. — „Weg da!" von hinten. — „Will der Sakermenter gleich umkehren?!" von links, und: „Nur um Gotteswillen nicht umkehren, sonst rutscht der Wagen in den Rhein!" von rechts. — Das wurde dem Postillon endlich doch zu viel, mit einem kräftigen „Dunnerkiel! (Donnerkeil) wer mir die Pferde anfaßt, dem haue ich mit der Peitsche um die Ohren!" machte er sich Luft und fuhr mit Vehemenz der Stadt zu. Ich sah, wie ihm von dort schon Gensdarmen und Polizei entgegen stürzten, und hörte das melodische „Zurück!" auch von dort ertönen. Was weiter aus diesem Postillon d'outre Rhin geworden ist, vermag ich nicht anzugeben; denn ich sah mich auf der unterdessen bestiegenen Dampffähre schon von einer weißgewaschenen Schuljugend umgeben, welcher ihr Lehrer mit einer Stimmgabel bereits kontinuirlich den Ton angab, aus dem nachher während der Ueberfahrt: „Heil Dir im Siegerkranz" gesungen werden sollte. Auch sah ich ein schwarz gekleidetes Individuum in höchster Angst aus einem Zettel, den es im Hutkopfe angesteckt hatte, eine sehr bedeutende Rede memoriren. Der Mann schien sich in einem unbeschreiblichen Zustande der Begeisterung zu befinden; vorsichtig vermied ich also seine Berührung, wollte niemand geniren und zog mich in die Kajüte zurück. Hier stand auf dem Tische eine feierliche Flasche Champagner, die für Seine Majestät bestimmt war; ein Anblick, der um neun Uhr morgens etwas wahrhaft Ueberwältigendes hat. Um den Tisch herum standen mehrere Kapitäne von Dampfschlepp- und Kohlenschiffen, die sich hier versammelt hatten, um den König recht in der Nähe zu sehen, wenn jener Champagner getrunken würde, dabei aber sämmtlich eine Sorte Cigarre rauchten, die sich bei dem starken Luftzuge auf dem Rhein allenfalls begreifen ließ, auch einen vortheilhaften Begriff für die ökonomischen Neigungen der rheinischen Marine

erweckte, in der Kajüte aber einen Weihrauch entwickelte, an den man doch erst einige Jahre sich gewöhnt haben muß, um ihn genießbar zu finden.

Ich erlaubte mir, den Herren meine desfallsigen Bedenken mitzutheilen, insofern sie einen Besuch des Königs in der Kajüte ambitionirten. Die Cigarren gingen sofort aus, die Fenster flogen auf, und eine athmungsfähige Atmosphäre wurde hergestellt. Ich hatte bei meiner Deduktion das Wort „Atmosphäre" gebraucht und wurde von einem der Herren in einem etwas gereizten Tone belehrt, daß dies keine Atmos-Fähre, sondern eine Dampf-Fähre sei, worauf ich mich damit entschuldigte, daß ich das Wort nur in Bezug eines leichteren Athmens in dieser Fähre riskirt hätte.

Als ich mich nach dieser Interlokution in der Kajüte umsah, bemerkte ich eine nicht allein rührende — denn das Rührende versteht sich an der Ruhr von selbst — sondern in ihrer Art höchst seltene patriotische Demonstration. Der Charon dieser Fähre, namens Roscott, hatte nämlich drei abschlägige Kabinets-Ordres in kostbaren goldenen Rahmen an den Wänden aufgehängt, und eingezogene Erkundigungen belehrten mich, daß dies bereits seit mehreren Jahren der Ehrenplatz besagter abschlägiger Kabinets-Ordres sei. Wenn ich sagte: eine seltene Demonstration, so meinte ich damit nicht die abschlägigen Kabinets-Ordres, denn die sind bekanntlich ziemlich häufig, — sondern deren festliche Verzierung. Was würde der Mann erst mit einer Kabinets-Ordre machen, die ihm auch einmal etwas gewährte! Meine Phantasie erlahmt an dem dann Möglichen, ist aber nicht abgeneigt, die außerordentlichsten Veranstaltungen unbedingt zu vermuthen.

Unter Düsseldorfer Trompeten-Geschmetter — denn die Trompeter des 5. Ulanen-Regiments aus Düsseldorf fuhren mit — kam der König an Bord, und ich zog mich auf den Bugspriet der Fähre zurück, um das Schauspiel auf den beiden Ufern

aus erster Hand zu genießen, besonders aber die Rede zu vermeiden, welche jenes schwarz befrackte Individuum offenbar dem Könige zu versetzen beabsichtigte. — Drüben in dem Dorfe Homberg begann bereits das Gebiet der Grafschaft Meurs, und die alten grafschaftlichen Farben zeigten sich schon an den Fahnen. Die eben so bescheidene und reinliche, wie kleidsame Tracht der Frauen verrieth die Nähe Hollands, und auf allen Gesichtern sprach sich offen die herzliche Freude der Bevölkerung aus, den König auch einmal in dieser abgelegenen Provinz seines Reiches zu sehen. Durch Ruhrort klug gemacht, sprang ich in Homberg zuerst ans Land und sah mich nach einer offiziellen Fahrgelegenheit um; denn possidentes beati! was indessen nicht für Coupéplätze in einem Zuge nach Harzburg gilt, wenn man eigentlich nach Hannover will. Ein postalischer Orangekragen, der hier in der Grafschaft Meurs wegen der oranischen Erbschaft eine ganz besondere Bedeutung gewinnt, wies mich zurecht, und ich hatte die Ehre, mit dem General-Stabsarzt der Armee, Geheimen Rath Grimm, zu fahren, also nicht allein eine offizielle, sondern unter Umständen sogar offizinelle Gesellschaft.

Die Chaussee von Homberg nach Meurs selbst und alle Wege, so weit man in das Land hinein sehen konnte, die Straßen von Wesel, Geldern und Crefeld, schienen wie von einer Völkerwanderung belebt, und wirklich wurde im Laufe des Tages das Städtchen so voll, daß Tausende vor den Thoren umkehren mußten, denn sie konnten nicht allein nicht in die Häuser, sondern buchstäblich nicht in die Stadt! — Ein ganzes Volk hatte sein Sonntagskleid angezogen und die Arbeit weit und breit Feierabend gemacht.

Als heute vor einhundertundfünfzig Jahren der Königlich Preußische Geheime Regierungsrath Hymmen den Bewohnern der Stadt und Grafschaft Meurs ankündigte, daß der König von Preußen von nun an ihr rechtmäßiger Herr sei, herrsch

hier eine wesentlich andere Stimmung, die den Grafschaftern nicht zum Vorwurf, sondern zur Ehre gereichte; denn unter oranischer Herrschaft war es ihnen gut gegangen, und die Liebe zu einem angestammten Fürstenhause zieht man nicht aus, wie einen alten Rock! — Dazu saßen die Holländer in der Citadelle und verbaten sich jede Anhänglichkeit an Preußen; kurz, es dauerte zehn Jahre, ehe Meurs wirklich preußisch wurde, wie ich dies seiner Zeit in einem anderen Opusculo, unter Beibringung eines Originalberichtes des holländischen Kommandanten der Citadelle von Meurs, bereits ans Licht gestellt und fürgebracht.

Die Geschichte ist aber vor einiger Zeit passirt und seit 1702 das einunddreißigste Wappenschild im großen preußischen Wappen ein schwarzer Querbalken im goldenen Felde: „*wegen Meurs*". Da die Farben Schwarz und Gelb bekanntlich nicht ganz preußisch sind, so hatten sämmtliche Grafschafter, die auf irgend eine Weise durch Fahnen oder Draperien ihre Freude zu erkennen geben wollten, dem Schwarz und Gelb auch noch *Weiß* hinzugefügt, wodurch man freilich hin und wieder an russische Werftpfähle erinnert wurde. Vom Eingange in die Stadt an ging man in einem fortgesetzten Laubengange enthusiastischer Tannenäste und begeisterten Buchsbaums. Die reinlichen, wohlhäbig aussehenden Straßen, sowie der Blick, den man hie und da in das Innere der Häuser thun konnte, erinnerten an die Nachbarschaft der reinlichen Holländer, der Jubel in den Schenken und Bierstuben aber wieder desto deutlicher an das Rheinland. Es hatte zwar seine Schwierigkeiten, mit einem Wagen durch dies chaotische Gewühle vorzudringen, der Postillon aber, der unsern Wagen führte, war aus Wesel, hatte also in Meurs weder Bekanntschaften, noch Verwandtschaften zu kultiviren und redete die Leute hin und wieder wirklich etwas zu vertraulich an. Item, es half! Wir mißbilligten die Ausdrucksweise des rücksichtslosen Weselers, aber wir kamen *vorwärts* und langten einige Minuten nach dem Könige vor dem alten Schlosse an.

Hier waren die aus freiwillig eingekleideten Wehrmänner gebildete Kompagnie des 3. Bataillons (Geldern) des 17. Landwehr-Regiments, das Musikchor des 13. Infanterie-Regiments und die Trompeter des 5. Ulanen-Regiments, die sämmtlichen jungen Grafschafter, welche gegenwärtig bei den Truppentheilen des 7. Armeekorps, und auch die, welche beim Gardekorps dienten aufgestellt, und hier war, wie sich bei mir von selbst versteht fortan mein Stand, nachdem ich erfahren, daß mir ein Quartier bei dem katholischen Pastor, Herrn M., angewiesen worden sei ich also wegen eines Unterkommens ganz außer Sorge sein könne, was bei diesem Zusammenfluß von Menschen allerdings meine erste Erkundigung sein mußte. Da ich hierüber beruhigt war, so ließ mich der Wunsch, meinen Wirthsleuten Visite zu machen, sehr viel kühler als der, nun auch der ganzen Feierlichkeit recht con amore beiwohnen zu können, und dazu lief die Gelegenheit sich scheinbar sehr einladend an.

Wir hörten, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen und Höchstdessen Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm, schon gestern angekommen seien, sahen viele liebe Bekannte und Freunde aus den rheinischen Garnisonen und freuten uns besonders über das schmucke Aussehen unserer Garde-Grafschafter, die sich nicht wenig heraus- und zurechtrückten, und aus deren Augen der Stolz herausleuchtete, so vor ihren Landsleuten erscheinen zu können. Sie waren ganz Litze, ganz Haarbusch und ganz Sprungriemen, nebenbei aber auch ganz Dankbarkeit, daß die Gnade des Königs ihnen die Theilnahme an diesem schönen Feste gestattet.

„Stolz lieb' ich meine Potsdamer,
Wenn das Gefäß auch überschäumt!"

Als ich so schauend und überschauend, hörend und beobachtend vor dem alten Schlosse stand, wurde eine Kiste heraus gebracht und einem Unteroffizier des Geldernschen Landwehr-Bataillons, der als Ordonnanz gestellt war, übergeben. S

enthielt die Medaillen des Hohenzollernschen Hausordens, welche am Schlusse der zu erwartenden Feierlichkeit zum ersten Male ausgetheilt werden sollten. Es war eine gewöhnliche sogenannte Nürnberger Kiste, durch den Transport auf der Eisenbahn mit verschiedenen Signaturen in noch verschiedeneren Farben versehen. Sogleich traten mehrere nahestehende Offiziere heran und wünschten eine solche Medaille zu sehen; der konfidentielle Unteroffizier zog ergebenst den Deckel auf, zu sehen war aber nichts, denn die Medaillen waren von der General-Ordens-kommission vorsorglich in Packete zu fünfzig gepackt und jede einzelne wieder höchst sauber in Seidenpapier eingewickelt; dabei lagen mehrere hundert Ellen schwarz-weißen Ordensbandes, ebenfalls höchst sorgfältig zusammengerollt und eingewickelt, so daß eine augenblickliche Vertheilung derselben absolut unmöglich gewesen wäre. Der Unteroffizier wurde sehr wenig von diesem Unannehmlichkeitsumstande affizirt; mir floß aber das Blut desto schneller, und ich wollte mich eben in die außerordentlichsten Auseinandersetzungen einlassen, als der König mit den königlichen Prinzen und dem ganzen glänzenden Gefolge aus dem Schlosse kam, um sich in die Kirche zu begeben.

Obgleich ich mich auf den Gottesdienst gerade am heutigen Tage gefreut, so ging mir die zuverlässig eintretende Verlegenheit und Stockung bei der späteren Vertheilung der Medaillen doch dermaßen im Kopfe herum, daß ich dem Zuge nicht folgte, sondern mich an jenen verhängnißvollen Kasten oder vielmehr an dessen Träger, den Unteroffizier, anklammerte und ihm zu beweisen suchte, daß das Ordensband zerschnitten, die Medaillen ausgepackt, die Bänder durch die Ringe gezogen und für Stecknadeln gesorgt werden müsse, damit sie überhaupt vertheilbar wären. Alle diese Vorstellungen ließen meinen Unteroffizier indessen sehr kühl; er hatte den Kasten ohne alle weiteren Instruktionen zum Aufbewahren erhalten und wollte sich auf keine noch so rationelle Manipulation einlassen, betrachtete mich

und meinen Eifer auch mit entschiedenem Verdachte, so daß ich fast an dieser strikten Befolgung eines erhaltenen Kommissoriums erlahmte. In der Angst wendete ich mich an den eben vorübereilenden Chef des Generalstabes 7. Armeekorps, dem ich den Casus difficilis auseinandersetzte, und den ich um seine Autorität bei dem nur zu gewissenhaften Medaillen-Inhaber bat. Sie wurde gewährt und zunächst eine Scheere aus einem Hause entliehen, ein Brief Stecknadeln in einem Laden gekauft, dann aber auf den Markt geeilt, wo sich bereits die Truppen, Deputationen, Gewerke u. s. w. um den Thronsessel aufgestellt hatten. Hinter diesem Thronsessel begann nun die Arbeit. Als der Unteroffizier meinen Namen hörte, präsentirte er mir, nach seiner Kombination der Verhältnisse, die Scheere zum Zerschneiden des Bandes. Auf die Stufen des Thronsessels gekauert — denn sich zu setzen, verbot der Respekt — schnitt ich 400 viertel Ellen Band, der Unteroffizier wickelte die Medaillen aus den Papieren, dann fädelten wir sie beide ein und steckten in jedes Exemplar eine vorsorgliche Stecknadel. Das alles geschah bei einem eben so anmuthigen wie heftigen Schneegestöber, coram populo und in conspectu omnium.

Eben läuteten die Glocken zum Ausgange aus der Kirche als die vierhundertste Medaille glücklich eingefädelt war. — Nun fragte es sich, wie dem Könige die Medaillen überreicht werden sollten. Nur jene scheußliche Kiste war dazu vorhanden die wahrlich weder zu dem Throne noch sonst zu der königlichen Umgebung paßte. Ich wendete mich daher an die rings umherstehenden Zuschauer, ob nicht eine Schüssel, ein Präsentirteller oder ein Theebrett herbeizuschaffen sei? Keiner rührte sich, denn durch ein gefälliges Eingehen auf meinen ergebensten Wunsch hätte ja der Platz zum Zusehen verloren werden können! — Es blieb daher kein anderer Rath, als über die Massen der Zuschauer hinweg in die dicht besetzten Fenster der Häuser hinein zu rufen. Das half, und fast gleichzeitig mit dem Könige e[illegible]

schien, über die Köpfe wegbalancirend, ein braun lackirtes Theebrett, auf welches nun der Inhalt der Kiste geleert und so alles in Bereitschaft gesetzt wurde.

Wahrscheinlich hielt man mich für einen General-Ordens-Kommissionär, denn ein Adjutant kam auf mich zu und verlangte ein Allgemeines Ehrenzeichen von mir, welches ein alter Bezirksfeldwebel des Geldernschen Landwehr-Bataillons erhalten sollte. Ich setzte dem Offizier auseinander, daß ich nur freiwilliger und accidenteller General-Ordens-Kommissionär sei, wodurch ich entschieden in der bisherigen Hochachtung bei ihm zu sinken schien.

So ungünstig und unfreundlich das Wetter bis zu dem Augenblick des Erscheinens des Königs gewesen war, plötzlich heiterte es sich auf, und der freundlichste Sonnenschein lagerte sich über der bunten Scene, die durch den ganzen Apparat rings umher einen so eigenthümlichen Reiz erhielt, daß ich sie dem unvergeßlichen Augenblick vom 23. August 1851 auf der Burg Hohenzollern an die Seite setze. Das alles war so anspruchslos, das Gepränge so bescheiden, die Umgebung so sinnvoll und herzlich, daß die innere Bedeutung der Stunde nirgend durch Aeußerliches gedeckt wurde. Die Häuser bis zu den Dächern Kopf an Kopf mit Zuschauern besetzt, die Dächer theilweise abgedeckt; das Läuten der Glocken; die Fahnen, Embleme; der Thronsessel auf dem offenen Markte: das alles, von der Idee und der Veranlassung getragen, machte einen tiefen Eindruck auf mich und, wie es schien, nicht auf mich allein! — Der Bürgermeister von Meurs redete Seine Majestät in wenigen, aber gewichtigen Worten an, und der König beantwortete, auf den Stufen des Thronsessels stehend, diese Anrede auf das huldreichste. Als der König am Schlusse der Rede auch der Königin gedachte und ihren Gruß den treuen Grafschaftern brachte, da war der Ausdruck der Stimme ein sehr bewegter und wurde von dem nicht mehr zu haltenden Jubelrufe der Menge unterbrochen. Dem nicht endenwollenden Hoch für den König schloß

sich ein Hurrah für den Prinzen von Preußen an, wobei der König den fürstlichen Bruder umarmte und die erste der auszutheilenden Medaillen auf der Brust des gegen die Revolution und den Verrath siegreichen Feldherrn befestigte. Das alle war ergreifend und bedeutungsvoll.

Mir macht es stets die meiste Freude, wenn ich nach einem solchen festlichen Vorgange mich in die Gruppen mischen und den Eindruck schildern hören kann, den er auf die Menge hervorgebracht. Da fehlt es denn nicht an interessantem Material. Bei der gänzlichen Unfähigkeit aber, den eigenthümlichen Dialekt jener Gegend wiederzugeben oder ihn nachzuahmen, muß ich dergleichen Schilderungen nur für die Mark, für Schlesien und höchstens Hohenzollern aufsparen, denn Ultra posse nemo obligatur!

Die vollständigste Nationalität des Rheinlandes gab sich sofort in einem massenhaften Genuß der verschiedenartigsten Getränke kund. Die Schenken waren augenblicklich gefüllt, und es begann eine immense Konsumtion von durstlöschenden Flüssigkeiten. Dergleichen muß man gesehen haben, um es für möglich zu halten. Das sind keine Gurgeln mehr; das sind Abgründe, Klüfte, bodenlose Saugewerke und hydraulische Gefälle! — Gott erhalte den Leuten diesen Durst und segne sie mit kontinuirlicher Stillung desselben! — Doch kann man nicht sagen, daß das Trinken einen sittenlosen Anstrich hatte. Geprügelt wurden nur wenige, und diese wenigen waren Fremde, die sich an diesem Tage nur zum Vergnügen in Meurs aufhielten. So kann man nicht sagen, daß Ville de Meurs ein Ville sans moeurs ist!

Bemerken muß ich hier, allerdings etwas nachträglich, daß bei der Abreise aus Potsdam ein Beamter des Zentralbüreaus für Preßangelegenheiten im Ministerio mich gebeten hatte, der damaligen „Preußischen Adler-Zeitung" und durch Vermittelung dieser den anderen Berliner Zeitungen Bericht

über die Vorgänge in Meurs zu schicken, ein Wunsch, dem ich um so lieber nachkam, als ich dann die Gewißheit hatte, daß die Berichte in keinem ganz regierungsfeindlichen Sinne geschrieben werden würden. Um dem Auftrage aber auch mit Gewissenhaftigkeit entsprechen zu können, stürzte ich mich jetzt in die Besichtigung der verschiedensten Festlokalitäten und begann mit der Aula des Gymnasiums, wo das Diner stattfinden sollte. Wer die Wirthschaft, die hier herrschte, nicht gesehen hat, dem möchte es schwer sein, einen auch nur annähernden Begriff davon beizubringen!

Damit man in diesem Saale essen konnte, mußte er geheizt werden, ein Umstand, der auch in ähnlichen Fällen nicht ungewöhnlich ist; es waren also rasch einige eiserne Oefen gesetzt worden, deren Rauchröhren, zu den Fenstern hinausgeleitet, den Dampf absorbirten. Damit aber möglichst viele Menschen dort essen konnten, durfte kein Ofen den Platz verengen; die Oefen mußten also wieder abgebrochen und hinausgeschafft werden. Bei diesem Geschäft fand ich die Dienerschaft eben in vollster Hingebung. Das Abnehmen eines eisernen Ofens hat nun zwar nicht so viele Schwierigkeiten, wie das Abnehmen eines steinernen oder Kachelofens, — über gedeckte und mit sinnigen Emblemen, sowie verschiedenen Kompötten, Torten und Gläsern besetzte Tische hinweg, hat es doch auch allerlei Unannehmlichkeiten. — Während dies auf den Seiten und in den vier Ecken des Saales geschah, wurde ein Quertisch, den der erste Anordner der Festtafel gerade vor den Platz Seiner Majestät des Königs gestellt und dadurch die Aussicht auf den ganzen Saal unmöglich gemacht hatte, auf Befehl des Hofmarschalls, Grafen Keller, nicht fort gesetzt, — denn das ging nicht, weil er aus Brettern zusammengenagelt und mit den anderen Tischen verbunden war, — sondern abgesägt. — Auch diese Utensilie wurde über Tische, Kompötte, Stühle und Torten weggetragen, und in dem Augenblicke, wo dies Hämmern und Sägen im

Gange war, sah es wirklich nicht aus, als ob eine Viertelstu-
nachher der König hier erscheinen könnte.

Viele Gäste hatten sich schon eingefunden und klammer
sich ängstlich an ihre Stühle, ließen geduldig Latten, Ofenröhr
Böcke und Kohlenbecken über sich hinweggehen, aber die kram
haft gefaßten Stuhllehnen ihres künftigen Platzes ließen
deshalb nicht los. — Neben mir in der Thür stand ein Man
der die Scene weniger verwundert, als mit künstlerische
Interesse ansah und in eine kleine Zeichenmappe, die er in d
Hand hielt, allerlei Notizen eintrug. Er hatte eine Art vo
Düsseldorfer Malerphysiognomie, und als er von einem Bea
teten gefragt wurde, wer er sei und was er hier wolle, er
gegnete er mit dem ganzen Stolz seiner Unabhängigkeit, er
hierher placirt worden, um das Festdiner für eine illustri
Zeitung zu zeichnen. Der Beamtete machte ihn darauf a
merksam, daß das vor der Ankunft Seiner Majestät des Köni
und aller Gäste nicht angehe, weil er den Platz beschränke; n
abermaligem Stolze und noch größerer Unabhängigkeit äuße
nun der illustrirende Berichterstatter einige unzuträgliche Reder
arten, in deren Verlauf es sich fügte, daß er plötzlich mit A
wendung mehrerer pendelartigen Schwingungen an die L
gesetzt wurde und Gelegenheit hatte, vorläufig die äußere A
sicht des Gebäudes abzeichnen zu können. Ich durfte dage
noch in der Aula bleiben, wahrscheinlich weil ich Conseil
aulique war. Später eingezogene Erkundigungen ergaben, d
es in der That einer der besten jüngeren Pinsel der Düs
dorfer Schule gewesen, und daß ihn eine Autorität des Meu
Festcomités dorthin placirt hatte, freilich ohne dem königlic
Beamten etwas davon zu sagen. — Er war nachher, als
Irrthum sich aufklärte, nicht wieder zu finden, und sollte in
illustrirten Zeitung ein etwas gereizter Artikel erschienen sein,
würde ich die Motive ahnen.

Das Gefolge aß eine Treppe hoch in Quinta. Sämmtl

Schulbänke waren vom Boden losgebrochen, das Katheder umgestülpt und ein Bibliothekschrank so umgelegt, daß seine Hinterwand als Tisch dienen konnte. Der neckende Kobold, der mich in Braunschweig um mein Frühstück gebracht, und der mich am Tage darauf in Dortmund um meinen Pumpernickel bringen sollte, brachte mich auch heute um mein Diner. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, gleich nach demselben einen Bericht über die Feier nach Berlin zu senden, damit derselbe noch vor der Rückkehr in den Zeitungen erscheinen könne. Als ich aber den Reise-Postmeister Balde fragte, um welche Zeit ein Brief hier auf der Post sein müsse, um mit dem Kölner Nachtzuge noch nach Berlin zu kommen, wurde mir die Schreckensbotschaft, daß die letzte Gelegenheit dazu um 5 Uhr nachmittags sei. Also, Ade Mittagessen! denn Pflicht geht vor Sättigung! Mit einem schmerzlichen Blick auf die bereiten Couverts und die angenehme Gesellschaft enteilte ich, wie des Ajax „fernhintreffender Wurfspeer", der Aula und stürzte mich an den Redaktionstisch in partibus. — Jener Düsseldorfer Illustrator hatte doch nur das Bild des Essens nicht genießen dürfen, ich sollte das Essen selbst nicht genießen!

Sehr ernst gestimmt erschien ich zum ersten Male vor den Augen meines Quartiergebers, des katholischen Pfarrers Herrn M., fand aber in dem mir bestimmten Zimmer zwei Zimmerleute, welche ein Gerüst für die Illumination am Abende zusammenschlugen, wodurch der Raum nicht besonders an Behaglichkeit gewann; denn unter dem Takte von Hammerschlägen und unter dem Krachen der Latten pflegt man sonst keine Artikel zu redigiren. — Herr M. war ganz erstaunt, daß ich nicht bei dem Aula-Diner sei, und schien eine geringschätzende Meinung von mir deshalb bei sich zu beherbergen. Da ich das bemerkte, so schützte ich Kopfschmerzen vor, bat aber um Kaffee. Unglücklicherweise besaß der Mann medizinische Kenntnisse, rieth daher dringend den Kaffee bei Kopfschmerzen ab und empfahl Wasser,

viel Wasser, auch einige bittere Tropfen, die er für dergleichen Fälle stets im Hause habe. Es kostete Mühe, den Mann dahin zu bringen, daß er mir glaubte, meine Natur verlange bei solcher Veranlassung gerade viel Kaffee und zwar mit Semmel und Butterbrot. Kopfschüttelnd verließ er mich, die beiden fleißigen und ungemein betriebsamen Zimmerleut aber nicht. Das Fenster blieb zum Behufe des Illuminationsgestelles offen, und in dieser Umgebung redigirte ich bis $4^3/_4$ Uhr meinen ersten Bericht, so daß ich ihn glücklich noch vor 5 Uhr zur Post senden konnte. Kaum war er fort, so kam der Reise-Postmeister Balde, um mir die frohe Nachricht zu bringen, daß sich nun doch noch eine Gelegenheit darbiete, einen Brief nach Berlin zu schaffen; denn eben habe der König eine Deputation von jungen Landmädchen aus Neukirchen empfangen und freundlich Brot, Butter und rheinisch Kraut zum Geschenk für die Frau Königin anzunehmen geruht, welche Gaben sofort ein Leibjäger nach Charlottenburg bringen solle. Wie der ausgesuchteste Hohn klang der verbindliche Schluß der Rede: „Recht schade, daß Sie uns nicht beim Diner mit Ihrer Gesellschaft erfreut! Nun, ich sehe aber, daß Sie schon Kaffee getrunken, also haben Sie jedenfalls wo anders gegessen!“ — „Leider nein!“ sagte der mit hereingekommene Herr M., „der Herr Hofrath hat heftiges Kopfweh!“ — „Das sind gewiß noch die Nachwehen von gestern in Braunschweig, wo Sie keinen Appetit hatten.“ — „O, bitte recht sehr! — das hängt beides gar nicht zusammen!“ — „Doch! doch! — Man glaubt gar nicht, wie so etwas weiter wirkt. — Na, wie gesagt, wenn Sie heute im Laufe des Abends noch einen Brief nach Berlin zu expediren haben, so habe ich Gelegenheit.“ — „Danke verbindlichst für die gefällige Mittheilung.“ — „Bitte sehr! ist gern geschehen!“ —

Bald darauf wurde ich abends zum Vorlesen auf das Schloß befohlen, und das Programm mußte daher nicht bloß geschrieben, sondern kalligraphirt werden. Ich warf mich al

wieder an den kaum verlassenen Schreibtisch, während Herr M. eine große Anzahl höherer Meurser und grafschaftlicher Honoratioren in meinem Zimmer empfing, die sich die sinnigen Vorkehrungen zu der Illumination ansehen wollten. Die Zimmerleute waren nämlich eben mit Stören fertig geworden, als ich den Brief auf die Post sandte; dagegen fingen die höheren Meurser das Stören jetzt erst an oder setzten es vielmehr angelegentlichst fort. Alle waren darüber einig, daß dies das Schönste in ganz Meurs sei, und daß gewiß das Fenster den ganzen Abend und bis tief in die Nacht hinein nicht von Bewunderern leer werden würde.

Also wieder herrliche Aussicht! —

Das Arrangement war aber auch in der That recht hübsch. Vom Fenster an bis in die Mitte der Stube ging eine Art Laube aus Tannen und Buchsbaum, wie Kulissen eines Theaters hinter einander gestellt und ebenso beleuchtet; am Fenster selbst war ein Kranz von Glaskugeln, sogenannter „Schusterkugeln", gebildet worden, die mit verschiedenfarbigem Wasser gefüllt und, vor Lichtstumpfe gestellt, dazu bestimmt waren, einen außerordentlichen Effekt hervorzubringen. Einer der Besuchenden hatte die Idee zu dieser ingenieusen Veranstaltung geliefert und wurde nicht müde, sich in Bewunderung derselben zu ergehen, auch die anderen zur Bewunderung derselben zu encouragiren. — Hinter diesen Glaskugeln sollte dann die Büste Seiner Majestät des Königs aufgestellt werden — es war die bekannte Büste Seiner Majestät als Kronprinz und von einem sinnreichen Besitzer fleischfarben angestrichen, was im Verein mit den bunten Schusterkugeln in der That einen außerordentlichen oder vielmehr ungewöhnlichen Effekt machte.

Als ich mit der programmatischen Kalligraphie fertig war, wurde ich von meinem Wirthe genöthigt, vor das Haus zu gehen und von draußen in das Fenster meines oder vielmehr des zu allgemeinen Festzwecken dienenden Zimmers hinein zu

sehen. Es versteht sich von selbst, daß ich entzückt war. — D
Ideenerfinder spielte wiederholt nicht undeutlich darauf an, d
es wohl wünschenswerth wäre, wenn der König heute Abe
hier vor dieses Fenster geführt würde, weil so etwas doch n
nicht dagewesen sei, und ich lächelte jedes Mal so geschickt u
vielbedeutend, daß der nicht undeutlich Winkende alles Mögli
aus diesem Lächeln herauskombiniren konnte.

Als ich so bewundernd und mit Lächeln beschäftigt auf
Straße stand, gingen einige Soldaten des 1. Garde-Regime
zu Fuß mit ihren Familien und Bekannten vorüber, und ich
mich in Gedanken auf den Potsdamer Kietz zurückversetzt,
ähnliche Erscheinungen, aber keineswegs mit Familie, sonde
mit Köchinnen, nicht zu den Seltenheiten gehören. Der Zufa
wollte, daß bei fortgesetzter Illuminations-Anordnung von inn
gerade eine Fensterscheibe zerbrach, und wie aus einem Mun
riefen alle Soldaten: „Du, Fenstereinstoßer! da giebts wa
zu bezahlen!" worauf ein unendliches Gelächter erfolgte un
einer derselben sich offenbar ärgerte. Die Gruppe blieb stehe
um auch das Fenster mit den bunten Schusterkugeln zu b
wundern, und so hatte ich denn, da die anderen nach de
Grunde des Gelächters und der Bedeutung des Name
„Fenstereinstoßer" fragten, Gelegenheit, folgende Potsdam
Garnisongeschichte zu hören.

Der so Getaufte wohnte nämlich in einem Bürgerquartie
mit anderen Kameraden zusammen. Einer der ärmsten unt
ihnen stieß einst eine Scheibe entzwei, und da im Sommer ei
offene Fensterscheibe nichts schadet, so blieb sie ohne Glas, w
man dem Thäter die Ausgabe dafür so lange wie möglich e
sparen wollte. Unterdessen benutzte jeder die offene Fensterschei
um den Kopf hindurch zu stecken, wenn er auf die Straße seh
wollte, ohne den ganzen Fensterflügel zu öffnen. Endlich kom
der Lieutenant von der Inspektion beim Revidiren des Quartie
dahinter, und das Wiedereinsetzen der Scheibe auf Kosten

Thäters wird befohlen. Aus Mitleid kommen die übrigen Stubenkameraden überein, jeder neun Pfennige zu geben, wofür die Scheibe gemacht werden soll; nur einer schließt sich aus und meint, er brauche sein Geld selbst, und wer eine Scheibe entzwei mache, könne sie auch bezahlen. Die Scheibe wird also ohne seinen Beitrag wieder eingesetzt. — Kaum hat der Glaser sie gemacht, als von der Straße her jemand den Namen des sein Geld zu Rathe Haltenden ruft. — Seit Wochen daran gewöhnt, mit dem Kopf durch die offene Scheibe zu fahren, fährt er jetzt in der Eile gegen die neugemachte und zertrümmert sie vollständig. Daß er verhöhnt wurde und keiner neun Pfennige für ihn beisteuerte, versteht sich von selbst, und daß er im Bataillon den Namen „Fenstereinstoßer“ trägt, das erfuhr ich hier, etwas entfernt von seiner Garnison, habe es aber nachher von seinem Unteroffizier Thymmert auch bestätigen hören.

Wenn man auch sonst bei der Toilette Lichte anzustecken pflegt, so geschieht es doch meistens mit zu dem Zwecke, das Innere des Zimmers zu beleuchten, wie man zu diesem Behufe auch wohl die Fenster zuzumachen und die Rouleaux herunter zu lassen pflegt. Diese sonst üblichen und sogar hergebrachten Formen konnten indessen bei meiner diesmaligen Toilette nicht angewendet werden, weil das Zimmer eben nach außen beleuchtet wurde und von einem Schließen der Fenster schon aus dem einfachen Grunde keine Rede sein konnte, weil sie ausgehoben waren, auch die zerbrochene Fensterscheibe an dem heutigen allgemeinen Festtage nicht gemacht werden konnte. In Skierniewice hinter dem Büffet habe ich aber bei meiner Reise nach Warschau unter sehr viel erschwerenderen Umständen Toilette machen müssen, also trat ich den Meurser Hindernissen muthig entgegen.

Die Aeußerung jenes höheren Meursers, daß die Glaskugeln „Schusterkugeln“ seien, hatte mich allerdings etwas verletzt; als ich aber daran dachte, daß auch Schneider dergleichen bei ihrer Abendarbeit mit Anzügen gebrauchen, dachte ich sehr viel

ruhiger darüber und erschien, nach abermaliger Durchbrechung einer enthusiastischen Zuschauermasse, vor dem alten Schlosse zur Vorlesung, die diesmal ausschließlich aus humoristischen Aufsätzen, einem Raritätenkabinet und allerlei lustigen Soldaten-Anekdoten bestand, wobei denn auch die eben erst gehörte erzählt wurde. Der Wirth des Hauses, ein reicher Fabrikherr, war so voller Respekt vor der Anwesenheit der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, daß er nicht wußte, ob er auch lachen dürfe, oder ob sich das unter diesen Umständen nicht schicke. In diesem Dilemma kamen allerdings die wunderbarsten Gesichter zum Vorschein, die leider unbemerkt vorüber gingen, mir aber unvergeßlich sein werden.

„Ein Fackelzug, eine Serenade und ein großer Zapfenstreich konnte die Vorlesung nicht unterbrechen, weil diese erst nach denselben begann.“ — Diese geistreiche Bemerkung finde ich in meinem Tagebuche, das ich allerdings an jenem Abende spät zwischen Schlafen und Wachen geschrieben. Ein Beweis, bis zu welcher Klarheit in der Folgerung sich der menschliche Geist steigern kann, wenn er eben schlafen gehen will. — Gegen 10½ Uhr erhob sich der König, und nun, da die Pflicht des Tages hinter mir lag, beschloß ich, noch einen Gang durch die festlich erleuchtete Stadt zu machen. Herr Pfarrer M. erwartete mich bereits in meinem, das heißt in dem Illuminationszimmer, und genoß, hinter der Laube versteckt, die Urtheile der vor dem Fenster Vorübergehenden, beklagte sich aber darüber, daß nur spärlich eine Bewunderung stattgefunden, dagegen häufig das Bedauern ausgesprochen worden sei, die Beleuchtung der Schusterkugeln sei zu dunkel. Er schien schmerzlich von diesem Mißlingen berührt, suchte mich vom Ausgehen zu so später Stunde abzuhalten und erbot sich, jedenfalls bis zu meiner Rückkehr aufzubleiben, da er beabsichtigte, mich bis zum Zubettegehen auf anmuthige Weise zu unterhalten. Diese angenehme Aussicht ließ bei mir den Entschluß reifen, vor der Hand nicht so bald

zurück zu kommen, und in Ueberrock und Mütze trat ich meine Wanderung an.

In den Nebenstraßen und Gassen war es still, in den Hauptstraßen und am Markte herrschte aber überall noch ein fröhliches Leben. Bei den meisten Individuen, die mir begegneten, würde es seine Schwierigkeit gehabt haben, den Freudenrausch von einem gewöhnlichen Rausche zu unterscheiden; inwiefern der eine aus dem andern sich entwickelt, in diesen übergegangen oder untergegangen, war nicht deutlich zu erkennen, das Vorhandensein eines derselben oder beider zusammen aber unbestreitbar; denn vergangen war er noch nicht. Aus jeder Schenke schallte Gesang, und zwar aus einigen recht guter. In einem Lokale wurde aus einem besonders für diesen Tag gedruckten Liederbuche eine ganze Reihe patriotischer Lieder nach bekannten Melodien gesungen, und überall sprach sich eine wahrhaft herzliche Anhänglichkeit an das königliche Haus aus. Jeder erzählte, was er gesehen, mit wem Seine Majestät gesprochen, was der König dem einen oder dem andern Freundliches gesagt. Nebenbei konnte man Studien über das machen, was man vulgariter „historische Wahrheit" nennt; denn die kurze Rede des Königs auf dem Markte und der Trinkspruch in der Aula waren beide im Munde der Wiedererzähler ellenlang geworden und enthielten Dinge, bei denen mir der Verstand stille stand; denn die Rede auf dem Markte hatte ich doch auch gehört. Ich wollte berichtigen, wurde aber als Fremder und Eindringling sehr angefahren und wahrscheinlich sogar für einen Mann der Opposition gehalten, so daß ich mich in mein Bewußtsein zurückzog und die Geschichte nicht weiter zu korrigiren unternahm, um so weniger, als ein eklatantes Hinauswerfen in wahrscheinlicher Aussicht gestanden haben würde. In der Gegend der Post, der Wohnung des Prinzen von Preußen, ging es in einem Wirthslokale besonders lebhaft zu. Hier schien im Genusse erheiternder Fluida bereits das Außerordentlichste geleistet

worden zu sein. Die Reste eines Abendessens und eine wahrhaft überwältigende Menge von Weinflaschen standen noch auf dem Tische, und eben als ich hineintrat, versuchte einer der Begeisterten, sich für eine Allokution Gehör zu verschaffen, indem er auf den Tisch stieg und dadurch das allgemeine Geschrei zu überschreien hoffte. Man merkte seine Absicht und war verstimmt, suchte ihn auch durch allerlei wenig schmeichelhafte Zurufungen von seinem fürchterlichen Vorhaben abwendig zu machen. Er befand sich aber in einer zu unangreifbaren Stellung, als daß er für dergleichen zugänglich gewesen wäre. Da schritten zwei der determinirtesten Anti-Parlaments-Liebhaber zu einem mir bis jetzt unbekannt gebliebenen, nichts desto weniger aber höchst wirksamen Mittel. — Der Tisch, auf dem der mit einer Rede Drohende seinen Standpunkt genommen, war ein sogenannter Ausziehetisch. Jene „geehrten Mitglieder der andern Seite des Hauses“ faßten kräftig an beiden Seiten an, zogen die Platten auseinander, so daß der Obenstehende plötzlich den Boden verlor und mit dem Tischtuche in eine Versenkung unter dem Tisch verschwand. Bouteillen, Salzfässer, Messer, Gabeln, sowie eine große Schüssel mit den Ueberresten des Lachses begleiteten ihn in allerdings etwas unordentlicher Anhäufung.

Ein wieherndes Gelächter war das einzige Zeichen der Theilnahme, welches dem so tief Gesunkenen gegeben wurde. Als er sich aber aus seiner unglücklichen Lage herausarbeiten wollte, schob man den Ausziehetisch wieder zu, so daß er sich wie in einem Sacke unter dem Tische eingeklemmt befand und wegen der Bouteillen, Gläser ꝛc. nicht zu rühren getraute. Sehr vergnügt über den vortrefflichen Witz, setzten sich die Uebrigen wieder um den Tisch herum und sangen im Chor:

„Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“

Eine etwas anzügliche Bedeutung gewann dabei der Vers:

„Und wenn der Pfad sich furchtbar engt
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die Freundschaft schwesterlich
Dem Redlichen die Hand.
Freut Euch des Lebens u. s. w."

Was aus dem auf diese Weise unterbrochenen Redner endlich geworden ist, und ob ihm die Freundschaft die Hand gereicht, vermag ich nicht zu sagen; denn da ich beim endlichen Herauskommen desselben aus dem „Pfade", der sich ihm „furchtbar geengt" hatte, einen möglichen thätlichen Unmuth befürchtete, so zog ich mich ergebenst zurück und sann über die vielleicht einstige Anwendung einer ähnlichen Versenkungsmaschinerie auf jeder Rednertribüne nach, wo sie doch gewiß außerordentliche Erfolge haben würde. Kein übler Gedanke! — Es würden dann allerdings auch viele schöne und vortreffliche Worte „unter den Tisch fallen" müssen. Der Vortheil wäre aber dessenungeachtet gar nicht zu berechnen! —

In die unglaublichsten Kombinationen hierüber verloren, schlenderte ich nach Hause, wo mein Wirth, Herr Pfarrer M., obgleich Mitternacht vorüber war, mich erwartete, um durch bereits beabsichtigtes anmuthiges Gespräch dem Gaste die Zeit zu verkürzen. Aus meinen Erkundigungen nach den Kirchen und sonstigen alterthümlichen Bauwerken in Meurs hatte er bald meine Vorliebe für historische Monumente errathen und erzählte mir von der alten Kirche in Repelen, einem Dorfe bei Geldern, die von Helena, Mutter Kaiser Konstantins des Großen, ums Jahr 312 und gleichzeitig mit der St. Gereons-Kirche zu Köln erbaut worden und eine der sieben ältesten Kirchen in der Christenheit sein soll. Das hieß allerdings eine schwache Saite bei mir anschlagen, und die Folge davon war, daß ich erst zu Bette kam, als die „Zunge der Zeit zweimal die eherne Lippe geküßt hatte", oder prosaisch ausgedrückt, um 1/4 auf 3 Uhr.

Wie in Dortmund regalirte Morpheus den Meur
redivivus mit einer Rekapitulation des am Tage Erlebten
Traume. Ich sah den letzten Vehmrichter von Dortm
Herrn Tobias Löbbike, auf dem Schneckenberge im Thierga
von den Quartanern des Werderschen Gymnasiums übel trak
Ich sah den Postillon d'outre Rhin von der Fähre bei R
ort beauftragt, die Gaben der hübschen Landmädchen von
kirchen nach Charlottenburg zu bringen und ihm auf j
Station das polizeiliche „Zurück!" und das gensdarm
„Nicht umkehren!" entgegenrufen. Ich sah die abschläg
Kabinets-Ordres auf der Dampffähre in bengalischem F
und meine humoristische Vorlesung mit Schusterkugeln beleuc
Ich war plötzlich jener Illustrationenzeichner aus Düssel
und fühlte mich amtlich wegen „unerlaubten Berichterstatte
an die frische Luft gesetzt. — Das Laken meines Bettes
wandelte sich in ein Tischtuch und die Bettdecke in eine zusamm
geschobene Tischplatte, während um mich her verschiedene P
beamte mit dem Kragen wegen der oranischen Erbschaft,
Specht aus Dortmund, der keine Hinrichtung in seiner Fam
wünscht, der furchtbare Iserlöhner und mehrere andere du
aus unbeschreibliche Personen herumtanzten und dabei sangen

„Wer Redlichkeit und Treue liebt
Und gern dem ärmer'n Bruder giebt,
Da findet sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm ein!
Freu't Euch des Lebens u. s. w." —

Weniger erquickt, als gereizt, daß Morpheus mich n
einmal alle die Fährlichkeiten des Tages hatte durchleben las
erhob ich mich von meiner ecclesiastischen Lagerstatt und st
allerlei Betrachtungen über die Vergänglichkeit menschlicher Di
an; denn nichts sieht trauriger aus, als ein Illuminationsge
am Tage nach der Illumination. Talglichtstumpfe, angebran
Stellen, kein Reiz der Erwartung, sondern Sonnenschein

alte Latten, das alles ruft mit beredten Zungen sein: Sic transit! und deklamirt, zwar stumm, aber doch vernehmlich, das Shakespearesche:

„Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich ꝛc.“

Die Abfahrt nach Crefeld sollte um 9 Uhr stattfinden, und das schönste Wetter schien einen angenehmen Tag versprechen zu wollen. In der Absicht, mir die Stelle des alten Wallgrabens anzusehen, über welchen Fürst Leopold von Dessau die preußischen Offiziere schwimmen ließ, um im Jahre 1712 die Citadelle zu überrumpeln, machte ich einen Spaziergang und folgte der Spur der alten Befestigung, so weit das ganz von der Industrie in Beschlag genommene Terrain es erlaubte, und hatte das Glück, den vorbereitenden Uebungen einiger junger Meurser Bürger beizuwohnen, welche sich auf agrikulturistische Pferde geschwungen hatten und unzweideutige Spuren einer Absicht zeigten, den Wagen des Königs bis an die Grenze der eigentlichen Grafschaft, da, wo die alten kur-kölnischen Lande anfangen, in angemessener Gangart zu begleiten. Die Ueberglücklichen hatten sich — im März! — weiße leinene Beinkleider angezogen, um mehr zu imponiren, und ergaben sich auf einer abgelegenen Wiese den kühnsten reitkünstlerischen Unternehmungen. Ihre Pferde, welche offenbar mehr mit Eggen und sonstigen landwirthschaftlichen Fuhren, als mit Einholungs- oder Wiederhinausbegleitungs-Reiterei vertraut waren, hatten ersichtlich schon den größten Theil ihrer Puste verloren, griffen weniger vorne aus, als sie hinten a u s s c h l u g e n. Ich freute mich schon im voraus auf den Anblick von nachher und dachte mit einiger Wehmuth an meine eigenen Anfangs-Reitübungen. Daß die jungen Meurser ihren Remonten aber schon vor der Zeit den Muth brachen und sich eben so leidenschaftlich wie ihre Furchentreter abmüdeten, erweckte insofern ein gutes Vorurtheil, als ich wenigstens keine lebensgefährlichen Verletzungen mehr befürchtete. Wer sich mit kavalleristischen Studien beschäftigt und

Caroussel=Reiterei ansieht, der kann nicht gleichzeitig fortifikatorisc
und archäologische Entdeckungen machen; so fand ich denn d
gesuchte Stelle der alten Ueberrumpelung nicht und begab mic
wie gewöhnlich $^3/_4$ Stunden früher, auf den Platz, wo die Reis
Equipagen warteten.

Die aus freiwilligen Wehrmännern des Geldernschen Lan
wehr=Bataillons zusammengetretene Kompagnie hatte sich no
einmal in der Avenue zum alten Schlosse aufgestellt, um d
König bei der Abfahrt zu begrüßen, und was an Meurser Ei
wohnern die ungeheuren Libationen von gestern Abend verwund
hatte, stand wieder auf den Straßen, um den König noch ei
mal zu sehen. Ich hatte abermals die Ehre, mit dem erst
General=Stabsarzt der Armee, Dr. Grimm, zu fahren, w
also wegen etwaiger Gesundheitsrücksichten außer aller Sorge.

Der Zug ging zuerst nach Fild, kaum eine Viertelmei
von Meurs entfernt, wo der König das Seminar und die dam
verbundenen verschiedenen wohlthätigen Anstalten des Semina
direktors Zahn besichtigte. Es bewies sich hier aufs neue, d
der Weg zur Tugend ein sehr enger und beschwerlicher ist; de
von Meurs bis nach Fild und von dort bis zur großen Chauss
von Crefeld nach Geldern wurden nur Feldwege gefahren, u
es machte eben keinen besonders beruhigenden Eindruck auf d
Fahrenden, als beim Abfahren aus Meurs ein Gensdarm d
Kutschern und Postillonen sämmtlicher Equipagen ergebenst ei
schärfte, sehr vorsichtig über die Brücken zu fahren, hinsichtl
deren Haltbarkeit der Landrath lebhafte Bedenken ausgesproc
hatte. Mein Trost war indessen, daß die schon erwähnten
rittenen jungen Meurser voraus ritten; denn eine Brücke, wel
solche Pferdetritte aushalten konnte, wie die ebenfalls erwähn
Ackergäule in krampfhaftem Galopp von sich gaben, die hi
auch eine Equipage aus. Leider sollte dieser Trost nicht lan
dauern, denn auf solche Gangarten, wie sie neben einer kön
lichen Equipage nöthig sind, waren weder die Reiter, noch

Rosse eingerichtet, und als es von Fild aus weiter ging, verschwand einer nach dem andern.

In den Dörfern, Weilern und Gehöften bemerkte man hin und wieder einen Soldaten der Garde-Regimenter, dem Seine Majestät einige Tage Urlaub zum Verweilen bei den Seinigen bewilligt hatte, mit dem Haarbusch auf dem Helm und in vollständig parademäßigem Ordonnanzanzuge, umgeben von seinen Angehörigen, um dem Könige im Vorüberfahren die Honneurs zu machen. Man sah dem ganzen Dorfe den Stolz an, einen so sauber und prächtig uniformirten Gardemann in seiner Mitte zu haben, aber auch die Verwunderung, daß der König nicht anhielt und mit ihm sprach; denn da der Sohn, Bruder, Vetter oder Neffe in Berlin bei der Garde diente, so verstand es sich doch eigentlich von selbst, daß der König in einem besonders freundschaftlichen Verhältnisse mit ihm stand. Eine dahin lautende Verwunderung hörte ich wenigstens bei einem Landsitze aussprechen, wo Seine Majestät einige Zeit anhielt, welcher Landsitz aber einen Namen hatte, den ich unter die inexpressibles, unmentionables und to be avoided names rechne und bis auf ganz dunkle Anklänge vergessen habe oder vielmehr vergessen haben will.

Nicht weit davon hörte das grafschaftliche Land auf, und das alte kur-kölnische Land begann. Ehrenpforten in ihrer primitivsten und naturwüchsigsten Form waren seit gestern aufgebaut worden, und zweiundvierzig berittene Crefelder setzten das Geschäft fort, welches die berittenen Meurser hinter Fild aufgegeben hatten. So ging es in das von Menschenmassen wogende Crefeld hinein, das ich seit beinahe dreißig Jahren nicht gesehen hatte. Damals hatte es etwa 6000 Einwohner und war ein offenes Landstädtchen mit einer eben beginnenden Industrie. Jetzt hat es 45 000 Einwohner und ist eine Metropole für Spindel und Spule, eine Residenz für Haspel und Weberschiff. — Buchstäblich Kopf an Kopf standen in den breiten

und schönen Straßen die Schauenden, zu denen auch, wie sich von selbst versteht, eine zahlreiche und brillant befiederte Schützengilde gehörte, die überall das schöne Vorrecht hat, zur Verengung des Raumes beizutragen, und dies mit Ausdauer und Gewissenhaftigkeit besorgt. Seine Majestät stiegen in dem Hause eines reichen Kaufmannes ab, dessen Name mir entfallen. Ich sage ausdrücklich: entfallen, und nicht entsprungen oder enthüpft, weil ich nicht wortspielerig sein will — denn der Kaufmann hieß Herr Floh! Seine Majestät nahmen daselbst ein Dejeuner ein, an dem auch ich, wenigstens par distance, partizipirt haben dürfte, wenn der Besitzer des Hauses nicht eine sehr brillante Sammlung seltener Gewächse in einem Treibhause gehabt hätte. Der Zufall führte mich hinein, die Schönheit der Exemplare an Mamillaneen, Echinocacteen, Cereen und Opuntien hielt mich aber so lange auf, bis wieder abgefahren wurde. Das Gros der Suite eilte direkt zur Eisenbahn, die Spitzen derselben folgten Seiner Majestät erst noch zu dem Palais des nicht ganz unbemittelten Fabrikherrn van der Leyn. Nur wenige indessen gingen mit hinein, die anderen blieben in den Wagen sitzen, die des vorher schönen Wetters wegen offen waren, bei dem nachher eintretenden heftigen Schneegestöber daher nur mäßiges Vergnügen gewährten.

Nach einer Stunde Aufenthalt in Crefeld fand sich alles wieder auf dem Bahnhofe nach Ruhrort zusammen, die kurze Strecke bis Homberg wurde im Fluge durchmessen und dort die Dampffähre über den Rhein bestiegen. Der durch abschlägige Kabinets-Ordres begeisterte Besitzer derselben, Herr Roscott, hatte bereits wieder eine Flasche Champagner für Seine Majestät in der Hand, und die Schuljugend stimmte abermals ein passendes Lied an, indem sie einige Verse des „Heil Dir im Siegerkranz" von sich gab. Der König grüßte bei der Abfahrt noch einmal auf das gnädigste die Grafschafter, und je weiter wir uns von dem Homberger Ufer entfernten, desto mehr er-

schien das in vierundzwanzig Stunden dort Erlebte und Gesehene fast wie ein Traum.

Hatte Ruhrort gestern schon ein fröhliches Festtagskleid angezogen, so hatte es sich heute beinahe mit Koketterie geschmückt. Namentlich zeichnete sich die Verzierung der Uferstraße durch eine fortgesetzte Drapirung mit Fischernetzen aus, die festonartig aufgebundene Blumenbouquets in ihren Maschen trugen. Auch hier ging der König vom Landungsplatze bis zur Société — so heißt die dortige Kaufmanns-Ressource — zu Fuß und schien ungemein erfreut über den Jubel der Bewohner, die gar nicht wußten, was sie alles thun oder lassen sollten, um diese Freude mit möglichster Handgreiflichkeit an den Tag zu legen.

In der Société hatte ich wieder einmal Gelegenheit, die möglichen Folgen des Klügerseinwollens als andere zu empfinden. Wenn ich recht aufrichtig sein soll, so muß ich gestehen, daß nicht allein die Freude an den seltenen Gewächsen in Crefeld mich von der Partizipirung an dem sumptuosen Dejeuner abgehalten, sondern auch der Gedanke, daß in Ruhrort eine offizielle Sättigung seit vorgestern auf dem Programme stand. Ich hatte indessen nicht berechnet, daß man ein Dejeuner sehr viel leichter abbricht, wenn zwei Stunden vorher ein solches bereits eingenommen wurde. Dies war nun in Ruhrort der Fall! — Nach einer für den unvermutheten Mehrbedarf sehr verlängerten Suppe wurden Austern und kleine Fleischpasteten gereicht; dann kam ein Lachs, der indessen so wenig gar gekocht war, daß er allenfalls als Beilage zu Spargel hätte dienen können; so daß von Essen eigentlich noch nicht die Rede gewesen war, als der König sich erhob und abermals zu Fuße von der Société und aus der Société bis zum Bahnhofe nach Dortmund ging. Ein schmerzlicher Blick auf das neben jedem Couvert liegende Menu war das Einzige, was mein äußerst gereizter Gemüthszustand von sich geben konnte.

Die wandelnde Chaine ruhrortlicher Schiffer nahm m
wieder in die Mitte und beschäftigte sich angelegentlich dan
mir auf das entschiedenste auf die Füße zu treten, denn der E
thusiasmus war in der That außerordentlich. Wenn dieser G
der Begeisterung eintritt, so haben die etwaigen Civilfr
des Gefolges eine ungleich schwierigere Lage, als die Uniform
An einem Epaulett oder einem Helm bricht sich manche he
brandende Woge, über einem Frack aber schlägt sie un
bittlich zusammen, und auch die geordnetste Darstellung
Sachverhältnisses von Seiten des bedrängten Frackes vern
nichts gegen den Drang der Gefühle hinter und neben ihm.
schlimmsten ist es, wenn diejenigen, welche dem Andrange wehr
sollen, selbst in das Stadium der Begeisterung oder der Neug
eingetreten sind, wie es mit unsrer wandelnden Chaine je
Schiffer in zweifelhaft weißen Hosen und unzweifelh
schmutzigen Schärpen der Fall war. — Indessen die Son
geht auch durch den rauhesten Tag, und der Train nach Do
mund ging endlich durch einen sehr heitern Nachmittag. Ru
örtliche Gastfreundschaft hatte in das Coupé, in welchem
fuhren, einen Korb jenes erquickenden Getränkes gestellt,
Kenner „Champagner" nennen; die weißköpfigen und pechkappi
Bösewichter sahen schelmisch aus ihrem Zellengefängniß her
und machten so höhnische Mienen, erinnerten so ironisch an
unterbrochene Mittagessen, daß ihnen aus Aerger beinahe
Hälse gebrochen worden wären; Pflichtgefühl und Hitze führ
aber zur Entsagung!

Ich habe schon erwähnt, daß ich auf der Hinreise n
Meurs bei dem Wirthe des „Römischen Kaisers" in Dortm
drei Laib Pumpernickel bestellt, um sie mit Umgehung
Schlacht- und Mahlsteuer nach Potsdam mitzunehmen, und
wähne hier nur, daß besagter Wirth auch die Verpflichtu
übernommen hatte, besagte Pumpernickel-Laibe dergestalt bereit
halten, daß sie bei der Rückkehr von Meurs auf dem Bahnho

rasch in Empfang genommen und bezahlt werden könnten. Schon eine Station vor Dortmund postirte ich mich an das Fenster des Coupés, welches auf die Seite des Dortmunder Bahnhofs sieht, um gleich das holde Gebäck in Empfang nehmen zu können, und sah auch, als der Zug einige Minuten anhielt, den Wirth des „Römischen Kaiser" in einer verhängnißvollen weißen Halsbinde dort stehen. Der Vortreffliche hatte aber nur Augen für den königlichen Salonwagen, um wo möglich zu erspähen, welche Staatsgeheimnisse eben in demselben vorgingen. Ich bat einen Gensdarmen, den im Anschauen Versunkenen etwas anzustoßen und ihm die Worte „Pumpernickel" — „Hofrath" und „Bezahlen" zuzuflüstern. Ich sah von weitem und über die Köpfe aller anwesenden Dortmundisten hinweg, daß diese an und für sich höchst inkohärenten Worte einen elektrischen Eindruck auf den faiseur et marchand de Pumpernickel machten; denn er eilte zu mir, meinte: „Entschuldigen Sie, ich habe mir nur den König noch einmal besehen wollen!" und als ich mich erkundigte, wo denn nun der versprochene Pumpernickel sei, erzählte er weitläufig, wie vorsichtig er denselben verpackt und seinem Hausknechte zur Aufbewahrung übergeben. — „Aber wo ist denn dieser Hausknecht?" — „Hinter dem Bahnhofe habe ich ihn aufgestellt; da soll er warten, bis ich komme und ihn hole!" — Da pfiff es zur Abfahrt, und ich sah richtig mein Schicksal wieder vor Augen, das heißt, eine Fortsetzung des Braunschweiger Non diner et point du tout déjeunatoire. — In äußerster Eile drängte sich mein Lieferant durch die Zuschauer, um den Hausknecht zu suchen. Zu spät! Eben fuhren wir ab, als der Wirth, eine Kiste mit beiden Armen hoch über den Kopf haltend, auf den Perron stürzte. — „Da haben wirs!" sagte ich. „Donnerwetter!" sagte er, und schleuderte die Kiste auf den letzten offenen Transportwagen, auf welchem die Equipage Seiner Majestät stand. Ich hatte mich aus dem Fenster gelegt, um diesen Wurf mit anzusehen, brauchte

aber nicht lange zu warten, da sah ich die Kiste mit unglei
größerer Vehemenz von dem Wagen wieder auf den Perr
zurückfliegen, einen Eisenbahnbeamten sich vorbeugen und allerl
bürgerlich unangemessene Ausdrücke auf das Haupt meines ebe
so verunglückten wie verblüfften Lieferanten schleudern.

So! darüber konnte ich nun auch ruhig sein, und da
Steueramt an der Langen Brücke in Potsdam hatte keine D
fraudation zu riskiren. Ich sang still vor mich hin:

„Wem der große Wurf gelungen,
Stimm' in unsern Jubel ein!"

In der ersten Wuth beging ich aber die Unvorsichtigkei
diesen Verlauf der Dinge der Reisegesellschaft im Coupé zu e
zählen und dadurch einen Stoff für dauerhafte Erheiterung a
meine Kosten zu liefern. Ich wurde denn auch reichlich gehänsel
und noch lange nach Beendigung der Reise erkundigten sich d
Herren stets angelegentlichst, ob der Pumpernickel nicht vielleic
nachgeschickt worden sei, oder wie er geschmeckt habe.

Aehnliche anmuthige Gespräche verkürzten den ander
und verlängerten mir den Weg bis Gütersloh, wo der Zug u
6 Uhr anlangte. Je kleiner und ärmlicher der Ort, desto
freulicher und anerkennenswerther war der herzliche Jubel u
der ehrliche Enthusiasmus der Einwohner, die sich gar n
darüber zufrieden geben konnten, daß der König bei ihnen üb
nachten wolle. Abermals ging der König zu Fuß; da ich a
mein Gepäck zu besorgen hatte, so konnte ich mich dem Z
nicht gleich anschließen, suchte erst mein Quartier und eilte da
durch die verödete Stadt auf den Platz, wo der Grundstein z
einem evangelischen Seminar gelegt werden sollte. Tausend
umstanden die Baugrube; der einleitende Choralgesang war z
Ende, und ich hörte eine Predigt, wie ich sie selten in so er
greifender Vortrefflichkeit gehört. Trotz der Menge, ihrer sel
natürlichen Erregung, Neugier und Unruhe überwältigte da
mächtige Wort des Predigers doch jeden Laut, der anfan

Unaufmerksamkeit verrieth. — Es waren Worte der tiefinnersten religiösen Weihe, die hier zum Herzen drangen, und deren Wirkung in dem unvergänglichen „Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen u. s. w.“ ihre beruhigende und erbauende Lösung und Befriedigung fand.

Lange nach Beendigung der Feier blieb ich auf der Baustelle zurück und hing meinen Betrachtungen nach. Wenn das Herz voll ist, vermeidet man so gern das Geräusch der Menge, und das Herz war mir in der That recht voll von jener vortrefflichen Predigt. Glücklicherweise passirte auch den übrigen Abend in Gütersloh nichts weiter, was diese Stimmung hätte verwischen können. Daß ich das Abendessen oder vielmehr das verspätete Mittagessen verschlief, also nicht genoß, erwähne ich weiter gar nicht, oder wenn ich es erwähne, geschieht es nur der Abrundung in der Darstellung wegen. Ich war nämlich ermüdet nach Hause gekommen, hatte mich bei gänzlicher Ermangelung eines Sophas auf das Bett gesetzt und war eingeschlafen. Bierbaum, der Diener des Geheimen Kämmeriers, hatte mich zum Essen rufen sollen, mich aber schlafend gefunden und hatte mich nicht stören wollen. Der Herrliche! Um 10½ Uhr in der Nacht wachte ich auf und erfuhr, daß die Reise so enden solle, wie sie angefangen, das heißt, unter kontinuirlicher Abstinenz jeder Art von Nahrungsmitteln.

Man glaubt übrigens gar nicht, was die Gewohnheit in solchen Dingen vermag! Die Unruhe in Braunschweig, der Kummer in Minden, der Hunger in Dortmund, die Verzweiflung in Meurs und der unterbrochene Lachs in Ruhrort hatten mich bereits so weich gestimmt, daß ich dieses fortgesetzte Nichtessen ganz natürlich fand und durchaus kein Aufhebens weiter davon machte. Zur Erholung schrieb ich einen Brief an die Zentralstelle für Preßangelegenheiten über die Vorgänge des Tages, und die natürliche Folge davon war, daß ich sehr gut schlief, denn ich las ihn noch einmal durch, als ich ihn geschrieben hatte.

Am andern und letzten Tage der Reise ging es schon fr
aus Güterloh fort, im Fluge durch Minden, Hannover, Brau
schweig und Magdeburg der Heimat entgegen. Als der Z
beim Lustgarten in Potsdam vorüber brauste, zeigte es sich, d
in der That die Zustände dieser geachteten Residenzstadt sich s
unsrer Abreise nicht wesentlich verändert hatten; denn es wur
dort exerzirt und den Maladretten eine Bewegung in frei
Luft verschafft, die nur wohlthätig auf den Gesundheitszusta
der Garnison wirken kann. — Es war zwar Sonnabend u
daher Vorlesetag; mein Eifer wurde aber durch die Betrachtu
in Schranken gehalten, daß der König heute nach den Anstre
gungen einer dreitägigen Reise wohl kaum noch meiner Vorlesu
bedürfen werde, um bald einzuschlafen, eine Betrachtung, der
Richtigkeit auch der auf dem Bahnhofe in Potsdam erhalte
Befehl bestätigte: „Aussteigen! Potsdam bleiben! Nic
lesen!“ —

Die Reise war diesmal nach Westen gegangen, ein U
stand, der auch später für mich noch eine besondere Bedeutu
erhalten sollte. — Herr v. Ledebur hat bekanntlich ein klein
Buch unter dem Titel „Streifzüge durch die Felder des königli
preußischen Wappens“ geschrieben, und da findet sich denn d
Wappen der Grafschaft Meurs auf der linken Seite oder
Westen.

Ich hätte über diesen Gegenstand noch so Manches a
dem Herzen, werde es aber wohl auf dem Herzen behalt
müssen. So viel ist gewiß, die Investitur des Besitzes d
Grafschaft Meurs hat auch eine andere Investitur in ihr
Gefolge gehabt, mit welcher ich die Ehre habe zu sein ꝛc. ꝛc.

L. Schneider.

---

*) Für das Verständniß des Schlusses ist der Abschnitt „Am Hofl
König Friedrich Wilhelms IV.“ nachzusehen.

Zwei Nächte.

1848. 1853.

Weshalb ich im Sommer 1848 nach Schleswig zu den dort gegen die Dänen im Felde stehenden preußischen Truppen ging, habe ich in dem Abschnitte: „Der Feldzug in Schleswig" erzählt, dort aber die nachfolgende Episode nicht eingeschaltet, weil sie eben mit einem anderen, späteren Begegnen in Verbindung steht und nur in ihrem Kontraste mit diesem für mich von solchem Interesse war, um überhaupt eine Stelle in meinen Aufzeichnungen zu finden.

Am 28. Juni 1848 nachmittags war ich in Apenrade, konnte dort kein Nachtquartier bekommen, ohne es mit Freischärlern theilen zu müssen, wurde für einen russischen Spion gehalten, verließ daher das ganz barrikadirte Städtchen, fuhr landeinwärts in die Gegend von Arslef und Ries und befand mich bei eingetretener Dunkelheit dicht hinter den Vorposten der Garde-Brigade unter dem Befehle des General v. Möllendorff. Von einem Unterkommen in den dicht belegten Dörfern, Weilern und Pachthöfen war begreiflich nicht die Rede. Mein requirirter Vorspannbauer sah zwar ebenso resignirt wie ich dem Nachtlager unter freiem Himmel entgegen, und ich baute mir aus Strohschütten, die herrenlos an einem Dorfzaun lagen, bereits ein Wetterdach zwischen den

Wagenrädern zusammen; die Sorge aber für Pferdefutter lag uns beiden näher, als die unfreundliche Nacht. Ich blieb bei den Pferden, als der Bauer auf Entdeckungsreisen für Hafer und Heu ausging, und unterhielt mich ganz gemüthlich mit Soldaten des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments, die an der Lisiere des Dorfes eine Feldwache etablirten. — Manche Erzählung, die ich hier von den sorglosen Soldaten hörte, hat nachher ihren Platz im Soldatenfreunde gefunden; namentlich schwärmten alle für den Lieutenant Petzel von der zweiten Artillerie-Brigade, der durch sein tapferes Benehmen im Gefechte in kurzer Zeit der Liebling des ganzen preußischen Korps geworden war.

Unverrichteter Sache kehrte der Bauer zurück und klagte, daß ihm kein Mensch etwas geben wolle; alles sei für das Hauptquartier mit Beschlag belegt. Wenn ich aber mein Heil bei den Herren Offizieren versuchen wolle, die alle in einem großen Hause auf der andern Seite des Dorfes lägen, so würde ich wohl etwas bekommen, denn Vorrath sei genug vorhanden.

Es war schon 11 Uhr geworden, als ich mich auf den Weg machte. Todtenstille herrschte bereits in dem ganzen Dorfe, nur an den Gewehrpyramiden in jedem Hofe, deren Bajonnett hin und wieder im Mondschein glitzerten, ließ sich erkennen, da die Scheunen und Wirthschaftsgebäude stark mit Truppen beleg waren, die aber nach dem ermüdenden Marsche des Tages all bereits im tiefsten Schlafe lagen. Das beschriebene große Ge bäude wollte sich aber nicht finden. In der Dunkelheit und i einem ganz unbekannten Dorfe nimmt sich nun einmal all anders aus, und ich habe mich am andern Tage genug g wundert, daß ich das groß und breit in der Mitte des Dorf liegende Haus nicht gefunden.

So kam ich bis zum andern Ende der Häuserreihe, ich plötzlich von einem Posten mit „Halt! — Wer da!“ gerufen wurde. Einem preußischen Soldaten konnte ich di

Frage unbedenklich mit „Gut Freund!" beantworten. „Ein Mann vor — die anderen zurück!" lautete die nun erfolgende Begrüßungsformel, deren erste Hälfte ich leicht ausführen und dabei die Unmöglichkeit der zweiten darthun konnte. Das nun angestellte Examen, wer ich sei, wo ich hin wolle und her komme, schien indessen den Posten durchaus nicht zu befriedigen, und der zweite Mann des Postens ging zurück bis zu einer Stelle, wo ich an dem hinter einem Zaun hervorleuchtenden Feuerscheine eine Feldwache vermuthete. Dort mußte er die Ankunft eines Verdächtigen gemeldet haben, denn bald darauf trat ein Offizier aus dem Dunkel auf mich zu und fragte: „Wer sind Sie, mein Herr, und was haben Sie zur Nachtzeit bei den Vorposten zu suchen?" — Eben brach der Mond durch die rasch vorübereilenden Wolken, ich erkannte den Lieutenant und erwiderte, für die beiden Soldaten des Postens freilich verwunderlich und unverständlich: „Dragoner, ist er bei Troste?"

Kurz vor dem schmachvollen 18. März hatten nämlich mehrere Offiziere der Berliner Garnison eine theatralische Vorstellung zum Besten der Armen im Konzertsaale des königlichen Schauspielhauses veranstaltet, bei welcher auch Seine Majestät der König und der ganze Allerhöchste Hof anwesend waren. Man gab das Schauspiel: „Die Heimkehr des großen Kurfürsten," von de la Motte Fouqué, und eine tolle Posse, in welcher Lieutenant v. Hülsen die Hauptrolle mit großer Virtuosität spielte. Mich hatten die Offiziere ersucht, das Ganze in Scene zu setzen und das Geschäftliche der Vorstellung zu leiten. In den zahlreichen Proben gab es Arbeit, aber auch Scherz genug, und viele der Herren kamen privatim zu mir, um sich die Rollen einstudiren oder mundrecht machen zu lassen. Bei diesem Einstudiren wurden die Worte: „Dragoner, ist er bei Troste?" der Gegenstand manches Gelächters und gewissermaßen das Schiboleth für die Ausdrucksweise. Davon war allen, die jenen Proben und der Aufführung beigewohnt, diese Stelle im Gedächtniß geblieben und

verfehlte auch hier, in Nordschleswig zur Nachtzeit und vor dem Feinde, ihre Wirkung nicht.

„Herr Schneider, sind Sie es!?“ lautete nun die unreglementarische Erwiderung auf meine unzweifelhaft unreglementarische Antwort — und der Erkennung folgte alsbald, zu großer Verwunderung der Soldaten, das freundschaftlichste Plaudern. Nun war ich bald zurechtgewiesen und tappte in dem finstern Hause umher, wo die Offiziere in einem der Zimmer zusammen liegen sollten. Aus einer aufs Gerathewohl geöffneten Thür drang mir Kindergeschrei entgegen. — Wahrscheinlich der Bauer mit seiner Familie! — Aus einer andern Thür grüßte mich allerlei Grunzen und Gackern; also wahrscheinlich der vor zu großer Eßlust der Einquartierung in Sicherheit gebrachte Viehstand des Gehöftes! — Endlich öffnete ich die rechte Thür!

An den Wänden enlang lagen auf einer Streu, mit wollenen Decken und Mänteln zugedeckt, Sättel, Futtersäcke und Tornister als Kopfkissen, die Offiziere vom Regiment Alexander. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit den Resten eines Abendessens, einer leeren Terrine und einem fast herabgebrannten und noch herabfließenden Talglichte. An der Decke entlang zogen Wolken von Cigarrendampf, keineswegs überseeischen Ursprunges. — Auf einer Bank saß noch der Rechnungsführer und zerbrach sich den Kopf über die Berechnung der gelieferten Verpflegung. An ihn wandte ich mich wegen des gewünschten Pferdefutters.

Kaum war ich aber erkannt, als der Ruf: „Kinder, Schneider ist da!“ die schon süß Schlafenden aus ihren Decken und Mänteln hervor in halbaufgerichtete Stellung zauberte. Da war des Erstaunens, Fragens und Erzählens aus der Heimat kein Ende. Wie anders hatten wir uns das letzte Mal in Berlin gesehen, und wie sahen wir uns jetzt! — Ich bekam Futter für meine Pferde und einen Platz auf der Streu neben dem Lieutenant v. Hülsen, der damals schon für Tapferkeit bei Schleswig den

Rothen Adlerorden mit den Schwertern zu erwarten hatte. — Was war zwischen dem tollen Spiele im Konzertsaale des Schauspielhauses und diesem unerwarteten nächtlichen Zusammentreffen an der Grenze von Jütland alles geschehen!? — Wie sahen wir uns wieder! — Damals gab ich denselben Männern Unterricht im Komödienspielen, denen ich jetzt von dem Zeughaussturm in Berlin erzählen mußte, so viel ich davon durch befreundete Augenzeugen in Spandau und Potsdam erfahren. Im Felde hat niemand Zeit, Zeitungen zu lesen, also war fast alles, was ich von den Zuständen in der Hauptstadt erzählte, den Offizieren neu, interessant, leider aber auch tief betrübend!

Dies die eine Nacht. —

Auch eine zweite sollte ich mit Herrn v. Hülsen zubringen, aber freilich unter sehr viel anderen Verhältnissen, als jene im Jahre 1848 in einem schleswigschen Bauernhause. — Wie verschieden ist das Loos der Männer in nur fünf Jahren gewesen, die sich damals im Kriegslager zusammenfanden! Welch ein Beitrag zu Lebensläufen in auf- und absteigender Linie! Einleitend in das Selbsterlebte, will ich nur anführen, daß ich in Flensburg bei dem Kommandeur der Linien-Infanteriebrigade, Generalmajor v. Bonin, speiste, den ich wenige Monate vorher in einer Konferenz sämmtlicher Mitarbeiter der Militär-Literatur-Zeitung als Oberst verlassen. Er hatte in jener Konferenz seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß er wohl keinen Krieg mehr erleben werde, weil ja alles so entsetzlich friedfertig sei, daß er seine Rekruten ganz umsonst exerzire, und nun? — war er siegreicher Brigadegeneral, kurz darauf sogar Oberbefehlshaber und Organisator einer Armee von 30000 Mann. — Bei jenem Diner waren der Hauptmann Delius vom Generalstabe und Major v. St. Paul vom Alexander-Regiment gegenwärtig. Lieutenant v. Albedyll vom 2. Kürassier-Regiment und ich machten die Fünfzahl voll. Und was ist nach kaum fünf Jahren aus den Personen geworden, die bei jenem Diner gegenwärtig

waren? — General v. Bonin jetzt Kriegsminister, Hauptmann Delius und Major v. St. Paul vor Friedericia erschossen! —

War jener Wechsel der Dinge ein schneller und unerwarteter, so trat er noch näher an mich heran, als ich am 4. August 1853 zufällig wieder mit dem Lieutenant v. Hülsen in Dirschau an der Weichsel, ebenfalls unter allerlei erschwerenden Umständen, übernachtete.

Seine Majestät der König hatte die Gnade gehabt, bei der Reise über Königsberg nach Putbus mein Mitgehen zu befehlen. In Pillau sollte die Einschiffung auf einem neuen Postdampfboot „Nagler" erfolgen, und auch für mich war auf dem äußerst sauber lithographirten Plane bereits ein Platz angewiesen, wo ich mich ungestört mit Betrachtungen über den Einfluß einer Seereise auf die menschliche Gesundheit beschäftigen konnte. Mit großer Besorgniß sah ich dieser Fahrt entgegen, da die Seekrankheit bei mir unausbleiblich in ihrer heftigsten Form auftritt und namentlich den Hals so anstrengt, daß eine mehrwöchentliche Heiserkeit noch stets die Folge einer Seereise bei nicht vollkommen stillem Wetter war. In Putbus selbst aber unfähig zur Lektüre zu sein, war mir ein quälender Gedanke, und ich sah daher den heftigen Gewitter am 2. August in Königsberg wahrscheinlich mit sehr viel besorgteren Augen an, als viele andere. Wie froh war ich daher überrascht, als ich während des heftigsten Regensturmes am Abende einen Brief des Kammerdieners Tietz erhielt, in welchem derselbe mir mittheilte, daß Seine Majestät der König die Gnade gehabt, mich von der Seereise auf dem „Nagler" zu entbinden und mir den Weg über Stettin und Stralsund zu gestatten. — Da ich keinerlei Bitte in dieser Beziehung gewagt, so war ich doppelt glücklich, daß Seine Majestät der König sich meiner mitten unter den glänzenden Festlichkeiten jener Tage erinnert. — Ich eilte auf das Schloß, um meinen unterthänigsten Dank abzustatten, und dann spät abends zur Eisenbahn, deren regelmäßige Fahrten mit diesem Tage eröffnet

worden waren. Hier fing aber sofort wieder die gewöhnliche Reihe von Reisewiderwärtigkeiten an, die mir ein für alle Mal vorzugsweise bestimmt scheinen, und die mir oft genug willkommenen Stoff für humoristische Schilderung gegeben haben.

Ein Wolkenbruch hatte die eben erst vollendete Eisenbahn zwischen Braunsberg und Heiligenbeil unfahrbar gemacht, und kein Zug konnte passiren. Nach vielfältigen Erkundigungen und noch vielfältigeren Belehrungen, die sich sämmtlich als falsch bewiesen, fuhr ich in der Nacht mit Extrapost nach Braunsberg, von wo am andern Morgen ein Zug nach Stettin abgehen sollte. Ich war aber vergebens vorausgeeilt. In der Nacht war die Beschädigung reparirt worden und der gewöhnliche Zug von Königsberg daher abgegangen. Bei der gefährlichen Stelle hatte er indessen langsam fahren müssen und kam daher eine Stunde später in Braunsberg an. Die verlorene Zeit konnte nicht wieder eingebracht werden, und so langten wir denn 10 Minuten nach Abgang des Danzig—Berliner Zuges in Dirschau an. Wir ist hier nicht der pluralis majestatis, sondern ein Coupé-Trifolium, aus dem General-Intendanten der Königlichen Schauspiele, Kammerherrn v. Hülsen, dem Hauptmann im Garde-Schützenbataillon v. Kalkstein und mir bestehend.

Herr v. Hülsen war von einem Besuch bei seinen Verwandten in Ostpreußen zurückgekehrt und eilte zur Wiederübernahme der Intendanturgeschäfte nach Berlin, während Hauptmann v. Kalkstein seinen Urlaub beendet hatte. Mit welchen Empfindungen und ziemlich lebhaften Aeußerungen wir die offizielle Antwort des Bahnhofsinspektors entgegennahmen: „Der Zug ist fort!" läßt sich unschwer errathen. Eine Verzögerung von 24 Stunden stand in unzweifelhaftester Aussicht. Während die anderen Passagiere sich mit Expektoration ihrer respektiven Unzufriedenheiten beschäftigten, dachte ich, das gewöhnliche Opfer aller Nachtquartiere, an ein Unterkommen und kam gerade noch

zur rechten Zeit, um das letzte Zimmer, nämlich den Tanzsaal, im Hotel Hensel mit Beschlag zu belegen, und als die beiden Herren, nach Beendigung ihrer vollkommen wirkungslosen Expektorationen, auch anfangen wollten, ein Quartier zu suchen, konnte ich ihnen wenigstens das meinige anbieten.

Nachdem wir in aufgewärmtem Kalbsbraten geschwelgt und eine Berauschung in Selterwasser versucht, wurden die Merkwürdigkeiten Dirschaus in Augenschein genommen, womit wir nach zehn Minuten vollkommen fertig waren. Der Schreibtisch war die einzige Zuflucht, um über den endlosen Abend hinweg zu kommen, und dort entstanden die beiden Reiseskizzen: „Die feuchten Jungfrauen von Erfurt" und „Wilhelm, Doktor Weiß' n sein Bedienter" — dann aber erfolgte eine Nacht, wie sie unfreiwilliger Humor nur gestalten konnte. Improvisirte Bettstellen, haushohe Federdeckbetten, mehr originelle als malerische Nachttoiletten, mehrere Insektenarten, drei verschiedene sich gegenseitig ergänzende Gattungen von Schnarchen, von dem doppelt gekoppelten Orgelwerk des Einen durch das Prinzipal-Schnarrwerk des Zweiten bis zur vox humāna aber enrhumata des Dritten. Kurz, alle jene kleinen Erheiterungen, die sich bei gemeinsamem Quartiergenuß wohl einzufinden pflegen. Bald konnte der Eine, bald der Andere nicht schlafen, und in einem solchen Momente, wo man „eine Frage frei hat an das Schicksal", rief plötzlich Herr v. Hülsen:

„Wissen Sie wohl, wo wir schon einmal eine Nacht zusammen zugebracht haben?"

Allerdings wußte ich und rekapitulirte die Eindrücke jener ersten Nacht unvermutheten Zusammenseins im Jahre 1848 an der jütländischen Grenze, wo ich als Futtersuchender vor den Augen des damaligen Lieutenant v. Hülsen erschien. Wie hatte die kurze Zeit nur einiger Jahre unsere Lebensverhältnisse und Stellung zu einander geändert. Der junge „Entrepreneur de

comédie en amateur" war jetzt General-Intendant der königlichen Schauspiele, Kammerherr und Ritter hoher Orden, er hatte die Uniform ausgezogen, nachdem sie das ehrendste Zeugniß, der Rothe Adler-Orden mit den Schwertern, geschmückt hatte. Der talentvolle, übersprudelnde junge Schauspieler war der strenge Vorstand einer großartigen Kunstanstalt geworden. Wir konnten beide sagen: „Durch Nacht zum Licht", und wie ein Traum ging das beiderseitig Erlebte und Erzählte an uns vorüber.

Ich habe nie einen Nicht-Schauspieler mit solcher eminenten Begabung, Sicherheit und aus vollster Fülle komische Rollen spielen sehen, wie Herrn v. Hülsen. Vor dieser Sicherheit und dieser Geistesgegenwart zog ich den Hut. Das war eben alles nicht gemacht, sondern wurde im Augenblick erschaffen und mit einer Wirksamkeit erschaffen, die alle Leute von Fach erstaunen machte; denn so kann jedenfalls nur ausnahmsweise Komödie gespielt werden. Nie ist vielleicht ein Vorstand mit solcher Kenntniß oder besser, mit solchem Vermögen, selbst zu schaffen, an die Spitze einer Kunstanstalt getreten, wie Herr v. Hülsen. Ihm war das Wesentlichste, der Prozeß der Gestaltung, vollkommen geläufig, und nur die Nebensache, das Beiläufige, die Verwaltung hätte ihm Schwierigkeiten machen können.

Wie er mich in jener Nacht an vieles erinnerte, was ich früher ihm gegenüber in Bezug auf das Theater gesagt und gemeint, so rief auch ich ihm eine Aeußerung in das Gedächtniß zurück, die ihm für immer meine Hochachtung erworben.

Als nämlich Herr v. Hülsen seine Geschäftsführung angetreten hatte, fand sich das Garderobe- und Dekorationswesen der königlichen Bühne in einem solchen Zustande, daß er auf eine Revision und gutachtliche Taxation des Inventariums antrug. — Ich wurde von dem hohen Ministerium des königlichen Hauses beauftragt, diese Revision und Taxation vor-

zunehmen, und erbat mir für dies eben so schwierige wie verantwortliche Geschäft die Hülfe eines anerkannt Sachverständigen, des Theaterdirektors Chéri Maurice aus Hamburg, unzweifelhaft des geschicktesten und erfahrensten Kenners; denn er ist als Theaterdirektor reich geworden. Bereitwillig sagte er dem langjährigen Freunde die Hülfe zu und kam nach Berlin, um sich mit mir dem schwierigen Geschäfte zu unterziehen.

Als es beendet, lud Herr v. Hülsen uns beide zu Tische, um den Befund noch einmal ausführlich zu besprechen. Es war in der Zeit der Mobilmachung 1850, die zwar noch nicht ausgesprochen war, aber doch allgemein erwartet wurde. Natürlich drehte sich das Gespräch bald auch um die Fragen des Tages, und Frau v. Hülsen äußerte ihre Freude, daß sie nun doch nicht mehr befürchten müsse, den Gatten in den Krieg ziehen zu sehen, da er ja nicht mehr im Militärdienst sei und eine so großartige Verwaltung, wie die königlichen Schauspiele, doch nicht ohne Chef bleiben könne. — So heiter bis dahin die Unterhaltung gewesen, so ernst wurde jetzt Herr v. Hülsen.

„Vor allen Dingen bin ich preußischer Offizier, und wenn die Armee marschirt, so mag Theaterdirektor sein, wer da will! Ich werde meine alten Kameraden nicht verlassen, und die Uniform ist dann schnell genug wieder angezogen!"

So wenig das mein Freund, der Hamburger Maurice begreifen wollte, so vollkommen begriff ich, welche Gesinnung hier gesprochen hatte — und ich gratulirte im Stillen der Anstalt, der ich 30 Jahre lang angehört, zu einem solchen Chef!

Wo ich seitdem habe helfen können, habe ich geholfen, so weit es geschehen konnte, ohne mich persönlich in die Theaterverhältnisse zu mischen, denen ich für die Dauer meines übrigen Lebens auf das bestimmteste entsagt.

Wie nahe liegt beim Niederschreiben dieser Erinnerungen die Frage: „Welches werden die Verhältnisse sein, unter denen

uns der Zufall vielleicht noch eine dritte Nacht wieder einmal zusammenführt?"

Möchten sie nicht in demselben Verhältnisse absteigend kontrastiren, wie die beiden ersten Nächte aufsteigend mit einander kontrastirt haben!

Geschrieben in Putbus auf der Insel Rügen,
am 8. August 1853.

Eine Empfangsfeierlichkeits=Erinnerung.

Es war nämlich auf der letzten Reise König Friedri
Wilhelms IV. nach Ostpreußen, und zwar in der wenig
angenehm als feucht gelegenen, auch verschiedenen Eisgäng
ausgesetzten Kreisstadt X., wo die Empfangsfeierlichkeiten u
rührenden Hingebungen in ihrer verwickeltsten und beängstigendst
Gestalt auch an mich herantraten. Als die Beförderung mit d
Eisenbahn aufgehört hatte — ich vermuthe aus dem Grun
weil die Eisenbahn eben nicht weiter ging — trat in nicht
natürlicher Konsequenz Wagenbeförderung durch die königl
Post ein, weil aber die Gegend bei X. nicht durch Frequ
von Extraposten und Schnellwagen überbürdet ist, so hatte
hochlöbliche Postverwaltung sehr entlegene Postillone und auß
ordentlich entfernte Pferde auf der Route versammelt, welc
der König durch die Provinz nahm; da die geographischen Studie
der Postillone im allgemeinen sich nur auf die Kenntniß eine
Strecke von höchstens acht Meilen Chaussee, manchmal auch de
daran liegenden Gräben beschränken, so ist es keine Ungerechtig
keit, wenn man die wissenschaftliche und erdkundliche Ausbildun
der Postillone eine stationäre nennt, wenigstens war dies e
sichtlich bei einigen derselben der Fall, welche mit der ange
spanntesten Thätigkeit unsern Wagen durch den ungemei
nachgiebigen Boden in angemessenem Tempo weiter beförderte

War die Thätigkeit der Postillone eine anspannende, so kann man nicht wohl anders, als die Thätigkeit der Pferde eine angesträngte zu nennen. Von dem eigentlich richtigen Wege hatten aber weder die Pferde, noch der Postillon einen Begriff, weil sie eben Fremdlinge waren und diese Gegenden nur auf Kommando besuchten. Namentlich trat dieser Uebelstand bei einbrechender Dunkelheit, man kann nicht sagen ans Licht, denn wir hatten keins; aber er trat, um mit der gelehrten Theaterkritik unserer Tage zu reden, „in die äußere wesenhafte Erscheinung“ und versetzte uns in einen „seelischen Zustand der Beängstigung“. Dieser Zustand erhielt auch später seine vollkommene Berechtigung, als der letzte Postillon, der jedenfalls weit her war, nämlich aus Lippinken, uns, ungefähr einen Hundeblaff bei Windstille von X. entfernt, umwarf, dann beim Durchfahren durch einen Schlagbaum die Hut-, Helm- und Dreimaster-Futterale von der Decke des Wagens abfuhr und auf alle unsere Aeußerungen keine andere Antwort hatte, als: „Ja, meine Herren, ich bin nicht von hier, ich bin aus Lippinken!“ Das war richtig, aber durchaus nicht tröstlich. Später wurden noch ein Wegweiser, zwei Chausseetafeln mit angedrohter verhältnißmäßiger körperlicher Züchtigung, mehrere Ehrenpforten und verschiedene illuminirte Bauern mehr oder weniger umgefahren, beschädigt oder wenigstens angeprellt. — Man hätte den Postillon für betrunken halten können, aber nein! Er war nicht betrunken, sondern bloß aus Lippinken!

So vorbereitet oder vielmehr mürbe gemacht, kamen wir an dem mit den unglaublichsten Laubgewinden verzierten Thore von X. an. Ich erwähne hier nicht mehr, wie viel Guirlanden, Inschriften und Fahnen unser Lippinker noch in der Eile zu Schanden fuhr, aber ich erwähne, als zu meiner weiteren Leidensgeschichte gehörig, sehr ausdrücklich, daß uns an der Ecke der ersten Querstraße ein ergebenstes und donnerndes, gehorsamstes, aber auch enthusiastisches Halt! zugerufen wurde. Der Postillon

ging auf diesen Wunsch ein, und er hatte ein unzweifelhaftes Recht dazu; denn nach allem, was der Mann bereits geleistet, zu Schanden gefahren und uns zugefügt, konnten ihm einige Augenblicke der Erholung nicht unwillkommen sein; — der Moment für dieses Halten war um so glücklicher und umsichtiger gewählt, als das Vorderrad des Wagens eben wieder in einem Rinnsteine angelangt war, den man seiner Konstruktion wegen fast für einen Arm der Weichsel halten konnte. Ein einzelnes Licht in der Dunkelheit läßt diese bekanntlich nur um so stärker hervortreten; so war es auch hier! Wir sahen in der ganzen Masse von Nichts nur einen hellen Fleck, und zwar eine Laterne, die offenbar bereits zu Illuminationszwecken gedient hatte; denn auf dem vordersten Glase stand F. W., auf dem hintersten LANGE WEILE, rechts die römische IV und links UNTER UNS, neben derselben eine Gestalt, die sich in einen ehemaligen dreieckigen Parade-Militärhut verlor. Ein genauerer Blick zeigte die schwarz und weiß quadrirten Epauletthalter. Es stand also ein a. D. mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Verabschiedete und einer entfernten Aussicht auf Civilversorgung vor uns.

„Wagen Nr. 5?" fragte der Inhaber dieser Civilaussichten den Postillon, und als dieser die Frage bejahte, sahen wir den grenzenlosen Hut sich lüften, bei der Laterne vorbei heruntersinken, und zwei gekrümmte Schultern, sowie einen wie zum Stoßen vorgelegten Kopf sich gegen die Wagenthür heranschlängeln.

„Sie kommen sehr spät, meine Herren. Seine Majestät, unser vielgeliebter König, haben bereits geruht, sich huldvollst zu Bette zu legen. Die Illumination ist ergebenst ausgemacht worden, und das sämmtliche erhabene Gefolge schon längst herein. Man war ängstlich geworden, wo der Wagen Nr. 5 blieb, und ich habe mich daher hierher gestellt, um die insonders geschätzten Herren gleich in Empfang zu nehmen, um so mehr als einer der verehrten Herren in mein ergebenstes Haus ein-

quartiert ist, und meine Familie in den geeigneten Festkleidern bereits den hohen Besuch mit Hingebung erwartet!"

Weitere Unterhaltung mit dem so freundlichen und überaus höflichen Manne belehrte uns, daß ich derjenige sei, welcher bei ihm einquartiert werden sollte, während mein Reisegefährte durch seinen Dienst in die unmittelbare Nähe der Wohnung Seiner Majestät gehörte. So war ich rasch entschlossen, sprang aus dem Wagen, rief meinem Diener zu, er solle sich, wenn die Sachen abgepackt seien, nur nach der Wohnung meines Wirthes, des Herrn — er hieß Bohemund Theophil Tobianowski, Salzsteuer-Kontroleur und Lieutenant a. D. — hinfragen; ich sei müde und wolle gleich mit Herrn Tobianowski vorausgehen.

Während unser, nun glücklicherweise nicht mehr unser, Lippinker sich vergebens Mühe gab, das Vorderrad aus der erwähnten hydraulisch-nivellistischen Vertiefung herauszubringen, verschwand ich bereits mit meinem Führer in die Seitenstraße und folgte der vorausgetragenen Laterne, die ihre Inschrift: „LANGE WEILE!" in riesigen Schatten vor uns auf den Boden warf.

Höchst gemessen und ehrerbietig, ungefähr in der Haltung eines Zugführers der kaiserlich russischen Infanterie: „Füße gerade aus, Schultern halb rechts!" ging Lieutenant Tobianowski a. D. neben mir her und sprach nur, wenn ich ihn etwas fragte, dann aber bestimmt, kurz und dabei ungemein höflich. Er schien sich aufrichtig zu freuen, daß jemand aus dem Gefolge Seiner Majestät bei ihm wohnen werde, und deutete mehrfach darauf hin, daß seinerseits alles Mögliche geschehen werde, um sich einer solchen Ehre würdig zu zeigen.

Da in X. nichts weit entfernt ist, so war es auch das salzsteuer-kontroleurliche Haus nicht. Schon von fern machte er auf die glänzend erleuchteten Fenster seiner Wohnung aufmerksam, an denen selbst zwar keine Lichter in Blumentöpfen und Lehmklumpen mehr brannten, die Gipsbüsten der königlichen Familie,

mehrere Lithographien, Kränze, Blumenvasen sich aber noch bemerklich machten. Nach den hinter den Fenstern vorbeieilenden Schatten zu schließen, hatte Lieutenant Tobianowski a. D. entweder eine kostspielige, das heißt große Familie, oder er hatte Gesellschaft bei sich, so daß es mir fast leid that, den Mann in seiner Familienruhe stören zu sollen.

Wir kamen zuerst in ein sogenanntes Putzzimmer, für einen Honoratior in einer kleinen Stadt bekanntlich eine Art von Sanctuarium, mit Stuhlüberzügen, einer Servante mit Porzellantassen, Messer- und Gabelbestecken, welche als Pathengeschenke bei Familien-Vermehrungs-Vorfällen eingelaufen sind, ein paar Porzellanvasen mit künstlichen, möglichst knallrothen Blumen rc. rc. Nicht allein die Familie schien hier versammelt zu sein, sondern auch verschiedene Nachbarsfamilien, die jungen Damen weiß mit schwarzen Gürteln, die älteren schwarz mit weißen Gürteln angezogen, die Männer durchweg mit weißen Trauungs-, Hochzeits- oder Einsegnungshandschuhen. In der Mitte des nicht großen Zimmers stand eine äußerst schwelgerisch gedeckte Tafel mit den unglaublichsten Vorräthen an konsistenten Nahrungsmitteln, besonders zwei sogenannten Morceaux de résistance, einem grenzenlosen Kalbsbraten und einem unbeschreiblichen, aber knusperigen Schweinebraten, als vorzugsweise für ein Souper geeigneten Speisen.

Bei meinem Eintreten reckte sich die ganze anwesende Gesellschaft in eine unzweifelhaft ehrerbietige Stellung, ein kleines Mädchen von sieben bis acht Jahren mit kunstvoll frisirten, ellenlangen blonden Locken verrannte mir den Weg und versetzte mir ein Gedicht, von dem ich leider nichts weiter behalten habe, als die Reime Herz und Schmerz, Brust und Lust, Krone und Throne, und am Schlusse war das Wort „illuminirte" mit „Friedrich Wilhelm der Vierte" in eine ungemein sinnige Verbindung gebracht. Mit dem verbindlichsten Lächeln von der Welt auf der Lippe, verzögerter Schlaflust im Kopfe und Schmerz vom Umfallen des Wagens in der Schulter,

hörte ich das kleine, hübsche Gedicht von einigen 70 Versen bis zu Ende, machte dann eine ungemein huldvolle Verbeugung und zog mich an dem gedeckten Tische vorbei zu der offen stehenden Thür des nächsten Zimmers, in welchem ich ein mit Blumen geschmücktes Bett entdeckte, also das für mich bestimmte Schlafzimmer vermuthete. Kaum hatte indessen das herrliche kleine Mädchen geendet, als ein Herr aus der Gesellschaft, wahrscheinlich Organist und Klavierlehrer der jüngeren Tobianowskis, an das bereits drohend geöffnete Klavier eilte und den Händelschen Marsch „Look, the conquering hero comes!“ spielte. Offenbar war das ebenfalls auf mich abgesehen, aber eben so offenbar entzog ich mich diesem musikalischen Zeitverlust.

Kaum über die Schwelle des Schlafzimmers getreten, wäre ich beinahe der Länge lang zu Boden gestürzt; denn wenn man den Reisesack in der Hand und den Paletot über den Arm gelegt hat, ist es schwer, das Gleichgewicht zu halten, sobald nämlich der Fuß ausglitscht, und das Ausglitschen war kein Wunder, denn Herr Tobianowski oder Madame Tobianowska hatte von der Thür bis zu dem Bette den Boden mit Rosenblättern bestreut, während an dem Himmelbette ein ungeheurer Kranz von Vergißmeinnicht befestigt war.

Herr Tobianowski, der den stolpernden Gast bereitwillig aufgefangen hatte, zeigte mit triumphirendem Blick auf Rosenblätter und Vergißmeinnicht und rief in höchster Satisfaction über seine Erfindung aus:

„Wandle auf Rosen und Vergiß mein nicht!“ — „Ich danke Ihnen!“ heuchelte ich, indem ich wehmüthig ein Loch betrachtete, das ich mir beim Ausglitschen mit dem Hacken des rechten Fußes in das Beinkleid am linken gerissen. Der Gedanke, zunächst meinen Paletot und Reisesack abzulegen, war natürlich, die Ausführung aber unmöglich; denn sämmtliche Stühle, Tische, Kommoden waren zur Aufstellung von Lichtern, Büsten, Blumenvasen rc. benutzt, auch diejenigen zur Vertilgung

bestimmten Speisen, welche einstweilen auf dem Tische im Pu
zimmer noch keinen Platz gefunden, malerisch ausgebreitet a
der Waschtoilette magazinirt. Vor dem Bette stand ein klein
Tischchen mit einer Mandeltorte und einer Flasche Wein für d
möglichen Nacht-Imbiß, und wohin man sah, überschwenglic
Aufmerksamkeit, bis aufs Aeußerste getriebene Gastfreundschaft.

Mit dem lebhaftesten Danke für so viele Freundlichk
wollte ich mich beurlauben, da ich mich sehr ermüdet fühl
Da kam ich aber schlecht an. Die Familie hatte sich offenb
auf ein höchst solennes Abendessen gespitzt, und als ich a
möglichen Ausflüchte machte, rief Herr Tobianowski erst sei
Gattin, dann seine Kinder zu Hülfe, welche mit anmuthig
Liebkosungen und entschiedener Zudringlichkeit meine Knie u
schlangen und den „lieben Onkel aus Berlin" bitten mußte
an dem Mahle Theil zu nehmen, welches reinste Unterthane
treue und mit unzweifelhaften Kosten verknüpfte Loyalität ein
Umgebung Seiner Majestät bereitet hatten. Der Anfall wä
allenfalls noch abzuschlagen gewesen; aber es sollte noch schlimm
kommen! — Zwei ebenfalls weiß gekleidete Mädchen, welc
offenbar bei dem Einzuge Seiner Majestät Blumen gestre
näherten sich mit Guirlanden, in denen faustgroße Georgin
prangten, schlangen mir diese um die Arme, die anderen klein
niedlichen Kinder einige dito um die Beine, und so schlept
man mich, wie den Orest in der Iphigenia auf Tauris zu
Opfer, in das Putzzimmer zum Abendessen!

Es half alles nichts. Ich mußte mich auf einen Lehnses
als Ehrenplatz setzen, hatte aber auch hier erst ein unglaublic
Masse von Georginen abzuräumen, bis ich nur einigermaß
sitzen konnte. — Madame Tobianowska saß neben mir u
wendete die Zeit, welche ihr das Nöthigen und das Empfehl
ihrer verschiedenen Kompötte übrig ließ, zu der Erklärung c
daß von „Zubettegehen" schon deshalb keine Rede sein kön
weil die Thür zum Schlafzimmer ausgehoben sei, um Platz f

zwei Tischgäste mehr zu gewinnen, die Küche auch so liege, daß alle Sachen durch das Schlafzimmer hindurch getragen werden müßten, ich also sehr gestört werden würde, wenn ich vor Beendigung der Festtafel schlafen wollte. — Ich wäre außer mir gewesen, wenn meine Wirthin nicht offenkundig das alles in der reinsten Freude ihres Herzens veranstaltet hätte, um dem Könige dadurch einen Beweis ihrer wirklich aufrichtigen und herzlichsten Anhänglichkeit zu geben. Daß das alles ungeschickt und für mich zur Qual wurde, dafür konnten die Leutchen ja nicht! — Ich duldete also Bouillon in Tassen, einen immensen Weichselfisch, so groß wie ein alter Wels, eine sichtbar klitschige Mehlspeise und zwei Braten. Die Zahl der Kompötte anzugeben, würde aber jede Möglichkeit übersteigen; sie übertraf das Ungewöhnlichste in dieser Beziehung noch sehr bedeutend.

Das Schlimmste waren aber die musikalischen Genüsse zwischen den verschiedenen Speisen. Der Organist und Klavierlehrer schien vollständig determinirt, mir einen möglichst vortheilhaften Begriff von seinen musikalischen Leistungen beizubringen. Nach der Bouillon stimmte er das Lied: „Ich bin ein Preuße" an, wobei die Gesellschaft den Chor machte. Nach dem Weichselfisch kam Tauberts „Lied von der Majestät", nach der Mehlspeise aber „Heil dir im Siegerkranz"! Lauter Kompositionen, die auf den Reisen Seiner Majestät des Königs nicht gerade zu den seltenen Genüssen gehören! — Der letzte Vers dieses Liedes sollte aber Gelegenheit zu einer außerordentlichen Demonstration geben. Schon während des Essens hatte ich bemerkt, daß durch den Haken, an dem der in jedem Putzzimmer sonst unvermeidliche Glaslüster von der Decke herabhängt, ein Strick gezogen und einstweilen an der Seitenwand festgemacht war. Beim Beginn des „Heil dir im Siegerkranz" war Herr Tobianowski aufgestanden, hatte sich mit dem Strick zu schaffen gemacht, und siehe da, plötzlich schwebt eine Gipsbüste des Königs von diesem Strick umschlungen in Schwingungen über

der Tafel in die Höhe und hängt an der Decke. Der sinnige Erfinder dieser unerwarteten Huldigung hatte indessen übersehen, daß das Loch des Postamentes dann gerade mehr als der Kopf sichtbar werden mußte, und da es außerdem einige Zeit dauerte, bis die hin und her schwingende, dabei sich um sich selbst drehende Büste nur in einige Ruhe kam, so kann man sich von dem komischen Eindruck dieses Vorganges kaum einen Begriff machen. Mit den ernsthaftesten Gesichtern von der Welt stand die ganze Gesellschaft auf und sang den letzten Vers im Chor, worauf ein dreimaliges, möglichst donnerndes Lebehoch ausgebracht, das schon erwähnte siebenjährige Kind mit dem Gedicht auf die Mitte der Tafel gestellt wurde und nun die zahlreichen Verse der schon einmal gehörten Dichtung noch einmal angehört werden mußten.

Bis 1 Uhr dauerte diese Festtafel, deren weitere Genüsse mir wie ein wüster Traum dunkel in der Erinnerung liegen; dann wurde endlich die Thür zum Schlafzimmer eingehängt, und ich durfte schlafen.

Wer vielleicht schon bei meiner Erzählung eingeschlafen ist, der wird begreifen, daß ich Gott dankte, als endlich die Heftigkeit der Empfangsfeierlichkeiten nachließ und ein Zustand der Betäubung eintrat.

Das Haus Tobianowski in X. wird mir aber unvergeßlich sein!

Der Feldzug 1866.

Unter den mannigfach, oft wunderbar gegen einander kontrastirenden Erfahrungen meines Lebens sind wohl die während des Feldzuges 1866 gegen Oesterreich die bewegtesten und wechselvollsten. An anderen Orten habe ich schon erzählt, weshalb ich den Feldzug gegen Dänemark 1864 nicht mitgemacht, und über die Verhältnisse und Vorgänge gesprochen, welche meinen Entschluß reifen ließen, dem Könige gerade in diesen Krieg zu folgen. Ich kann also hier gleich mit dem Verlaufe selbst beginnen.

Der Extrazug der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn, welcher denjenigen Theil des Hauptquartiers, bei welchem der König selbst sich befand, nach Böhmen bringen sollte, ging am 30. Juni früh 8 Uhr von Berlin ab. Ich hatte mein Gepäck so sehr, wie nur irgend möglich, beschränkt und mich gleich von vornherein auf Entbehrungen und Mangel gefaßt gemacht, was mir später auch die ungewohntesten Strapazen erleichterte. So oft ich mit dieser Eisenbahn gefahren war — wohlverstanden im Gefolge der Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm — hatte mir der Direktor Geheimer Regierungsrath Costenoble einen Platz in seinem geräumigen Administrations-Salonwagen angeboten, was denn auch diesmal geschah. Ich schied in sehr bewegter, nichts weniger als vertrauensvoller Stimmung, da ich

die politisch maßgebenden Verhältnisse und die Gedanken de
Königs besser kannte, als viele, die in demselben Zuge mit au
den Kriegsschauplatz fahren sollten. Ging es unglücklich, so wa
ich fest entschlossen, dem Könige überall hin, auch in Kumme
und Verbannung zu folgen, ja in einzelnen Momenten diese
ersten Reisetages freute ich mich auf die Möglichkeit, meine
königlichen Herrn beweisen zu können, daß wahre Treue sich er
im Unglück zeigt. Wie leicht konnte es geschehen, daß ich mein
Vaterstadt nie wieder sah. Hatte ich doch noch am Morge
früh vor der Abreise die Kiste in dem Bibliothekzimmer stehe
sehen, in welche der König seine wichtigsten Papiere eingepack
um sie im Fall der Noth in Sicherheit bringen zu lasse
Wenn aber der König selbst für einen solchen schlimmsten Fa
Vorsorge traf, war es doch wohl verzeihlich, wenn ich mich m
einer solchen Möglichkeit vertraut machte. Die Eindrücke bei d
Abfahrt waren auch durchaus nicht geeignet, diese zweifeln
Stimmung zu beseitigen. Die Straßen, durch welche ich zu
Bahnhofe fuhr, schienen wie ernüchtert von dem Siegesjubel d
Tages vorher, wo die Nachrichten von Skalitz einen wahr
Schwindel von Enthusiasmus erregt hatten. Man wußte, d
der König heute in das Hauptquartier abgehen werde, aber
war niemand in den Straßen, der nicht da sein mußte, und
mit Profusion aufgestellten Schutzleute zu Fuß und zu Pfe
sahen wie eine Ironie auf das nicht anwesende Publikum au
Selbst unter der auf dem Bahnhofe versammelten Dienerscha
hieß es: Laßt Euch doch nichts weismachen, die Siegesnachrichte
sind ja alles Schwindel. Das wird nur so ausgesprengt. Au
meinem Waggon konnte ich dem Abschiede zusehen, den der Köni
von der Königin und den Prinzessinnen des königlichen Hause
nahm. Was mochte dabei in der Seele des Monarchen vo
gehen? Die Vergleiche mit 1806 und 1813 lagen so erschreckli
nahe. Möge der Allmächtige alles zum Besten lenken! Mi
mahnten die Schmerzen am Beine — ich litt an einem Herp

excedens, — daß ich in hohem Grade unvorsichtig und selbst gewissenlos gegen die Meinigen handele, mit einem solchen Uebel behaftet, den Strapazen eines Feldzuges entgegenzugehen, die mir bei meinem Eifer für die Sache und besonders für die Armee ja nicht erspart bleiben konnten und auch nicht erspart geblieben sind. Bis Frankfurt a. O. befand ich mich in einer ungemein gedrückten Stimmung. Da ich bei den Vorbereitungen zur Reise, den Anordnungen für Druck und Redaktion des Feld-Soldaten-Freundes, und überhaupt in der fieberhaft erregten Geschäftigkeit der Zeit die Zeitungen der letzten Tage nicht gelesen hatte, so nahm ich dieselben jetzt während der Eisenbahnfahrt zur Hand. Sie waren zwar bereits antiquirt und von den Ereignissen überholt, gaben aber ein Bild von den jämmerlich friedewinselnden Stimmungen vor dem Eintreffen der ersten Siegesnachrichten. Hier hatte eine kaufmännische Korporation treugehorsamst gebeten, der König möge doch lieber keinen Krieg führen, weil dadurch die materiellen Interessen der Unterthanen schwer geschädigt werden könnten; dort hatte ein demokratischer Bezirksverein mit Stimmeneinheit die Resolution votirt, es sei dies ein Bruderkrieg, der unter keinen Umständen geduldet werden dürfe. Ein Telegramm meldete, daß rheinische Landwehr-Bataillone sich der Einkleidung widersetzt hätten, ein anderes gab die Zahl der am Main bereits zusammengezogenen feindlichen Truppen auf 150 000 Mann an. Wahrlich, es wird einst der Mühe lohnen, diese Zeitungen aus der zweiten Hälfte des Juni durchzulesen, wenn man den Feldzug von 1866 recht verstehen will. Alles lautete so durchaus ungünstig und entmuthigend, daß selbst der Jubel auf den Bahnhöfen von Köpenick, Fürstenwalde und Briesen meine trübe Stimmung nicht zu verscheuchen vermochte. Erst in Frankfurt a. O., wo etwas länger angehalten wurde, erhielt der König ausführlichere Nachrichten über die glänzenden Waffenthaten der beiden Armeen in den letzten Tagen, deren Inhalt auch rasch in allen Coupés bekannt wurde.

Der Enthusiasmus auf dem Perron in Frankfurt war unbeschreiblich. Alles umarmte sich, und ich sah viele Leute vor Freude weinen, und doch! — war das nicht gestern auch in Berlin so gewesen, während ich vor wenigen Stunden das Feuer verraucht, den Jubel ernüchtert gesehen? Hier änderte sich aber meine Stimmung, denn es erreichten uns schlesische Zeitungen neuesten Datums, welche in schlagendster Weise das Wort des Kriegsministers v. Roon bestätigten: Das nasse Stroh fängt an zu brennen! In Schlesien brannte es bereits lichterloh. Auf der ganzen Bahnstrecke sah man die endlosen Wagenzüge mit Proviant und Heeresbedürfnissen aller Art bereit stehen; wie denn überhaupt die Niederschlesisch-Märkische Bahn wahrhaft Bewundernswerthes für diesen Krieg geleistet. Auch annektirte hannoversche Wagen befanden sich bereits in diesen Zügen, eben so beladen wie die preußischen, und auf jeder Station erreichten uns neuere, sämmtlich erfreuliche Nachrichten von den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Da machte denn die trübe Stimmung sehr bald einer immer zuversichtlicheren Platz, die leider auch bei mir zur Uebertreibung neigte, denn auf dem letzten Bahnhofe vor Görlitz machte ich an mir selbst die Erfahrung, bis zu welchem Grade die Leidenschaften im Kriege, ja schon beim bloßen Bewußtsein des Kriegszustandes, sich steigern. Dort stand nämlich ein Transport mit österreichischen Gefangenen, und die Begleitungsmannschaften erzählten, auch der Bürgermeister und die anderen Mordbrenner aus Trautenau, welche auf preußische Soldaten hinterrücks geschossen, befänden sich mit in dem Zuge. Das Gerücht hatte die Schuld dieser Männer so übertrieben und die Lüge so freie Hand gehabt, daß ich vor Wuth gegen diese Mörder preußischer Soldaten zitterte, mir den Wagen zeigen ließ, in welchem der Bürgermeister mit seinen Komplicen saß, und mich hinreißen ließ, dem Manne mit der Faust zu drohen und ihn zu schimpfen. Wie oft und sogar wie bald nachher habe ich diese Roheit bereut, als ich selbst sah und

erfuhr, wie solche Gerüchte im Kriege entstehen, mit welcher Begier sie geglaubt, und mit welchen Lügen sie vergrößert und verbreitet werden. Wie alle edlen Eigenschaften des Menschen, so steigert der Krieg auch seine bösen Leidenschaften. Selbst die ruhigsten Charaktere werden der Uebertreibung zugänglich, und alle Erregungen schrauben sich auf ein höheres Maß. Ich werde im weiteren Verlauf dieser Erinnerungen noch mehr davon zu erzählen haben.

Auf dem Bahnhofe von Görlitz waren wir schon mitten im Kriegslärm. Ein ungeheures Fouragedepot bedeckte das ganze Feld. Eine Kolonne von Feldbäckern war eben eingetroffen. Stabswachen, Feldpostillone, Krankenträger u. s. w. in Uniformen, wie man sie in Friedensgarnisonen fast nie zu sehen bekommt, und trotz der Uniform in jedem einzelnen Soldaten eine freiere, selbständige Bewegung, persönlicher Eifer und Thätigkeit, kein starres Halten an Honneurs und Formen. Wie hier in fieberhafter Geschäftigkeit der Kriegslärm im Rücken der Armee, so zeigte sich auf den nun folgenden sächsischen Bahnhöfen der Kriegszustand in der Nähe des Feindes. Die weiten Bahnhöfe waren abgesperrt. Gewehrpyramiden zwischen den Geleisen. Die Stabswache des Hauptquartiers sprang, schon ehe der Zug vollständig hielt, aus den Wagen, pflanzte die Bajonnette auf und besetzte alle Zugänge. Tiefes Schweigen, kein Jubelruf, ernste, höhnende und drohende Gesichter, als wollten sie dem augenblicklichen Siegesrausche sein baldiges Ende prophezeien. Man fühlte es, wir waren in Feindesland. Die Bahnbeamten hatten große Sorge für die Sicherheit der Fahrt des königlichen Extrazuges auf der letzten Strecke bis Reichenberg, wo wir schon auf österreichischem Gebiete fuhren. Doch waren demgemäß überall Vorkehrungen zu sorgfältiger Bewachung des Bahndammes getroffen.

So fuhren wir nachmittags in den Reichenberger Bahnhof ein, der ein Bild darbot, welches, wie der Krieg gegen den

Frieden, gegen das der sämmtlichen bis dahin berührten Bahnhöfe kontrastirte. Ueberall Unordnung, theilweise sogar Zerstörung als Spuren einer gewaltsamen Besetzung desselben. Sämmtliche Wartesäle, Verwaltungsbüreaus, Wagenschuppen, Güter-Expeditionen vollgepfropft mit österreichischen Gefangenen, deren ungefähr 1300 dort angesammelt waren und den Transport nach preußischen Festungen erwarteten. Magyarische, italienische, slavische Gesichter sahen aus allen Fenstern der Bahnhofsgebäude auf die Ankunft des Königs, selbst die kleinen Abtritthöfe waren mit Gefangenen überfüllt, wahrscheinlich denjenigen, welche auf dem Perron selbst gelagert hatten und einstweilen da hinein gesperrt worden waren, um für die Ankunft des Königs Platz zu machen. Von hier an sollte nun jede geordnete Beförderung für mich aufhören, denn die Eisenbahn bis Turnau war zerstört, und die Weiterreise mußte zu Wagen oder zu Pferde geschehen. Da ich meine vollständige Unabhängigkeit in allen solchen Lagen möglichst zu wahren suche, und sogar deshalb den mir vom Militärkabinet angebotenen Trainsoldaten als Diener ausgeschlagen hatte, — so galt es nun auch, selbst Hand anzulegen. Trotzdem eine gaffende Menge den Ausgang des Bahnhofsgebäudes nach der Stadt umstand, hielt es doch schwer, Träger für meine Effekten zu bekommen. Mürrisch und feindlich wiesen die darum Angesprochenen jede Hülfeleistung oder Auskunft zurück, die meisten mit der handgreiflichen Lüge, nur böhmisch, nicht deutsch zu verstehen. Da[s] ganze Dienerpersonal des Bahnhofes war geflohen, nieman[d] wußte oder wollte Rath wissen. Endlich gelang es, zwei ze[r]lumpte Bursche durch das Zeigen blanken preußischen Gelde[s] als Träger zu gewinnen, und so ging es durch Truppen, Ne[u]gierige, in einander gefahrene Wagen und Gewühl aller Art, u[m] in die Stadt zu gelangen. So lange die Möglichkeit vorhanden war, in einem Gasthofe unterzukommen, habe ich während des ganzen Feldzuges nie Gebrauch von meinem Anrecht auf Ein-

quartierung von Seiten des Hauptquartiers gemacht, und so suchte ich denn auch gleich hier in Reichenberg lieber Stunden lang, bis ich in einem Wirthshause beschränktes Unterkommen fand. Kaum installirt, eilte ich in die Stadt und auf das Schloß, um gleich von hier aus Sicheres nach Berlin berichten zu können, denn schon morgen konnte ja die Verbindung mit der Eisenbahn und dem Telegraphen aufhören; aber gleich der erste Versuch, Erkundigungen einzuziehen, zeigte mir, wie schwierig es sein werde, irgend wie absolut Richtiges zu ermitteln. Steigert der Krieg überhaupt alle Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen, so ist das auch für ihre Leichtgläubigkeit, Einbildungskraft und Besserwissenwollen der Fall. Wer eben nur einen Feuilletonartikel schreiben will oder soll, hat im Kriegslager und in der Heeresfolge einen reichen, rasch wechselnden, ja sich aufdrängenden Stoff; wer sich aber einer Verantwortlichkeit bewußt ist, dem schwindet der Stoff fast mit jeder neuen Erkundigung. Jede Gefahr wird sofort ins Riesenhafte vergrößert, die Zahlen verdoppeln sich, statt der Thatsachen hört man Wünsche, statt des Beschlossenen Vermuthungen und auch diese noch nach den Individualitäten gefärbt. Weder am Abende, noch am nächsten Morgen sprach ich den König, weil ich erst abwarten wollte, wie das Verhältniß des Zutritts sich gestalten werde. Dagegen hörte ich von der Umgebung das Widersprechendste. Man wußte nicht, wie lange der König in Reichenberg bleiben werde, da die beabsichtigte Vereinigung der I. und II. Armee sich noch nicht berechnen lasse und von den nächsten Schritten der österreichischen Hauptarmee abhing — in den Bergen rings um Reichenberg sollten noch österreichische Truppen stecken, von denen eine Unterbrechung der Verbindung zwischen dem königlichen und den Hauptquartieren der drei Armeen gefürchtet wurde, die Stimmung der Böhmen gegen den preußischen Einmarsch wurde als höchst erregt und gefahrdrohend geschildert. Preußische Soldaten waren ermordet worden, — der König sollte

ermordet werden — ein Ueberfall des Reichenberger Schlosses wurde für die nächste Nacht befürchtet und daher der Stabswache als Biwaksplatz der Garten unmittelbar vor den Fenstern des Königs angewiesen. Das war der Ertrag meiner ersten Blumenlese beim Eintritt in das Feldleben, also keine leichte Arbeit, daraus einen erfreulichen und ermuthigenden Bericht für die Heimat zu gestalten, was während der halben Nacht geschah. Eine Gewißheit schien aus diesen so verschiedenartigen Gerüchten hervorzugehen, ein weiteres Vorgehen des königlichen Hauptquartiers werde vor der Hand nicht stattfinden, sondern erst die Vereinigung der operirenden Armeen abgewartet werden, und gerade diese Gewißheit erwies sich als falsch; denn als ich am Morgen des 1. Juli auf das Schloß kam, wurde bereits alles zur sofortigen Weiterreise nach Turnau gepackt. Für den König und dessen engere Umgebung war das Schloß Sicherhof (Sichrow) eine Stunde diesseits Turnau in Aussicht genommen. Da ich weder Erfreuliches zu berichten hatte, noch möglicherweise ungelegen kommen wollte, so versuchte ich gar nicht, den König zu sprechen, sondern begnügte mich, ihn durch die Thür mit Einpacken seiner Schriften beschäftigt zu sehen; denn ich mußte ja vor allen Dingen für ein Fuhrwerk sorgen, das mich durch die angeblich so gefährliche Gegend nach Turnau bringen konnte. Der Zufall kam mir zu Hülfe und ich fand einen einspännigen, allerdings außerordentlich bescheidenen Wagen, mit dem ich denn auch durch alle Hauptquartiere bis Brünn fuhr. Ein bärtiger Deutsch-Böhme als Kutscher machte für den Kriegszustand mäßige Forderungen und rechtfertigte auch später das Vertrauen, welches er mir gleich beim ersten Unterhandeln einflößte. Mit dem Fortkommen aus Reichenberg sollte es aber so rasch nicht gehen. Der Wirth, durch dessen Vermittlung ich jenes Fuhrwerk erhalten, und der dabei wohl erfahren haben mochte, wer ich war, bat mich um Gotteswillen und in höchster Aufregung, ich möge ihm doch zum Ersatz eines

schweren Verlustes verhelfen, der ihm durch den Einmarsch der Preußen und die gewaltsame Besetzung des Bahnhofes zugefügt worden sei. Es war nämlich an dem Abend vor dem Einrücken der Preußen eine ganze Ladung Bordeauxwein in Fässern auf dem Bahnhofe für ihn angekommen und lagerte dort, als die Besetzung des Bahnhofes erfolgte. Der Wirth hatte sich nicht hinaus gewagt, um sein Eigenthum zu schützen, und fand, als er sich endlich darum bekümmerte, die Fässer leer. Die hungrigen und durstigen Soldaten, welche den ganzen Bahnhof verlassen und keine Verpflegung gefunden, hatten selbst für ihre Verpflegung sorgen müssen und so allerdings dem Wirth einen schweren Schaden zugefügt. Für den Ersatz oder wenigstens für die Sicherheit, daß ein solcher ihm später gewährt werden möge, sollte ich nun sorgen. Ein sehr begreiflicher Wunsch und mit wahrhaft beängstigendem Vertrauen auf meine Allmacht ausgesprochen, aber, wie ich voraussah, ganz unerfüllbar. Um dem schwer Bedrängten meinen guten Willen zu zeigen, nahm ich ihn mit auf den Bahnhof und empfahl den eben dort installirten Feldpostbeamten diesen unerfreulichen Fall; denn es handelte sich doch vor allen Dingen darum, zu erfahren, welche Truppen an jenem Abende den Bahnhof besetzt. Wußte man das, so ließen sich Zeugen finden und vielleicht Reklamationen begründen. So trennte ich mich von dem Jammernden, der auch schon für die Hoffnung dankbar war und seinem Kutscher auf die Seele band, mich ja recht gut zu bedienen.

Es war ein wunderbar schöner Sommermorgen, als ich in das reizende Reichenberger Thal hineinfuhr. Wäre ich nicht an einzelnen Trupps der vorausgeschickten Stabswache vorübergefahren, so hätte nichts daran erinnert, daß das Land im Kriege und der Kriegsschauplatz ganz nahe war. Die Bewohner der Dörfer standen vor ihren Häusern oder versammelt an den Kirchen, vor der Schule und dem Wirthshause, um das mancherlei Fremdartige vorüberkommen zu sehen. Die Reserve-Equipagen des

Königs, die Küchenwagen, die Kampagnepferde des Marstalls, eine schwerfällige Proviantkolonne, Marketenderwagen, einzelne reitende Ordonnanzen. Als ich dem Polizeihauptmann Seyfried begegnete, welcher — der Feldpolizei des Hauptquartiers attachirt — mit der königlichen Reserve=Equipage fuhr, bot ich ihm einen Platz in meinem Wagen an und hörte Interessantes über die Organisation der Feldpolizei, die während des kurzen Feldzuges so wesentliche Dienste leisten sollte, und mit welcher ich später in häufige Berührung kam. Heut war es die Aufgabe, den Weg zu rekognosziren, den der König nach Schloß Sicherhof zu nehmen hatte. Nirgend zeigte sich etwas Drohendes oder Feindliches. Ganz im Gegensatze zu den Reichenberger Bürgern sah man nur staunende, neugierige oder verwunderte Gesichter. Von dieser Bevölkerung hatte der König wohl nichts zu fürchten. Eine Wegstunde von Turnau bog eine Allee von der Chaussee zu dem reizend liegenden Schlosse des Prinzen Rohan ab, und zwei Vedetten des 1. Garde=Dragonerregiments schienen hier die Ankunft des Königs zu erwarten. Da ich gleich nach Turnau wollte, wo ja ein Gefecht stattgefunden, dessen Lokalitäten kennen zu lernen mir sehr viel wichtiger war, als ein gewiß bequemeres Nachtquartier dort im Schlosse, so wollte ich nur den König erst abwarten und ihn wenigstens en pleine campagne gesehen haben, ehe ich nach Turnau hineinfuhr.

Eine kleine Gruppe Neugieriger hatte sich — wahrscheinlich von der Aufstellung jener Dragoner=Vedetten angezogen — an dem Scheidewege versammelt, und es war interessant, ihren Gesprächen zuzuhören. Sie unterhielten sich so unbefangen von gleichgültigen Dingen, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und doch sah ich einige Hundert Schritt weiter nach Turnau die ersten Pferdekadaver, weggeworfene Gewehre und Czakos auf den Feldern und in den Chausseegräben liegen, also hatten doch in ihrer unmittelbaren Nähe Kämpfe stattgefunden. Sie hatten keine Ahnung, daß sie einen feindlichen König zu sehen bekommen

würden, scherzten unter sich und verglichen die Uniform und Waffen der preußischen Dragoner mit den österreichischen. Plötzlich wimpelte und flatterte es auf der Höhe, von wo die Chaussee herab kam. Es waren preußische Ulanenflaggen, der Ulanenzug der berittenen Stabswache, ebenso wie die Infanterie derselben, aus allen Kavallerie-Regimentern der Armee, damals 10 Kürassier-, 10 Dragoner-, 13 Husaren- und 15 Ulanen-Regimentern, zusammengesetzt. Nach den vier Waffengattungen war sie auch in vier Züge getheilt, und zwei derselben begleiteten jedesmal den königlichen Wagen. Heute und hier waren es Ulanen vor und Husaren hinter demselben. Es war ein ungemein anregender Anblick, diese Musterkarte der ganzen preußischen Kavallerie im schönsten Trabe herankommen zu sehen. Erst als die Ulanen in die Allee zum Schlosse einschwenkten, sah ich den König mit seinem Bruder, dem Prinzen Carl, in seinem Reisewagen, unmittelbar hinter demselben einen Zug Husaren und dann in Zwischenräumen das militärische Gefolge in vielen Wagen. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich einen König von Preußen zu seiner Sicherheit von einer militärischen Eskorte umgeben. Als er vorüber war, und ich die Chaussee nach Turnau einschlagen wollte, fragten mich die Leute, wer das gewesen sei, und ich sagte ihnen: Der König von Preußen mit seinem ältesten Bruder.

„Jesus, Maria, Joseph!" meinte der Eine. — „Das ist aber ein gewaltiger Herr. Wann's die Beiden doch allein unter sich ausmachen wollten, der Franz Joseph und Der da! Das wär' halt besser, als daß so viele Menschen elendiglich umkommen müssen."

„Jetzt geh' aber!" — belehrte ihn ein Anderer — „das ist 'e Fratzen von 'nem Wunsch! Der da schlagt ja unsern gleich z'samme! Da sollt's wohl nit lang dauern mit derer Geschicht! wann so an Großer über einen Kleinen kommt!" —

Es war mir eben nicht lächerlich zu Muthe, aber über

diesen Vorschlag und diese Belehrung mußte ich doch lachen. Als der König passirt war, ritten die beiden Garde-Dragoner in schärffter Gangart nach entgegengesetzter Richtung querfeldein, wahrscheinlich um zu melden, daß der König im Schlosse angelangt sei. Unmittelbar darauf kam ich nun über das Gefechtsfeld. Niedergetretene Getreidefelder ließen den Marsch ganzer Truppenkörper erkennen. Leere Tornister, allerlei Geräth, todte Pferde lagen auf den Feldern, aber keine Leiche und kein Verwundeter. Waren doch schon mehrere Tage seit dem hier stattgefundenen Gefecht vergangen. Bis kurz vor der Stadt war die Chaussee ganz unbelebt gewesen, hier, dem Bahnhofe gegenüber, welcher arg verwüstet war und jetzt feindliche Gefangene beherbergte, herrschte dagegen ein besonderes Leben, welches grell gegen die Einsamkeit der Chaussee abstach. Die Brücke zum Eingang in die Stadt über ein ziemlich reißendes Wasser war durch den Kampf zerstört, und ein preußischer Ingenieur-Offizier mit dem Bau einer Nothbrücke beschäftigt, um auch Artillerie und Train passiren zu lassen. Eben war sie so weit fertig geworden, daß Wagenzüge, die sich von beiden Seiten aufgesammelt hatten, den Uebergang beginnen konnten. Einer preußischen Postchaise, welche von drüben kam, wurde der Vortritt gelassen; als sie langsam über den noch holprigen Bretterbelag der Nothbrücke vorüber fuhr, sah ich einen verwundeten österreichischen Offizier an der Seite eines preußischen in derselben sitzen, und hörte später, daß es der Oberst und Kommandeur eines kaiserlichen Husaren-Regiments gewesen, dem der König gestattet hatte, sich bei seinen Verwandten in Sachsen heilen zu lassen, da er verwundet in preußische Kriegsgefangenschaft gefallen war, welcher Ausnahmevorgang, auch zu der königlichen Ordre Veranlassung gab, daß jeder österreichische Offizier, wenn er sein Ehrenwort gab, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen dienen zu wollen, sich heilen lassen konnte, wo er wollte. Nachdem diese Postchaise die Bahn gebrochen, durften nun auch die

anderen Wagen passiren, wahrlich nicht „the pomp and pride“, wohl aber die „circumstance of glorious war!“ Eigentlich militärisches Leben war nicht in dem Städtchen, denn alle Truppen zogen sofort der Armee nach, dagegen hatte sich der ganze Bodensatz des Krieges hier bereits einen Ablagerungsplatz gesucht. Der Markt war mit jener unglaublichen Masse des verschiedenartigsten Fuhrwerks bedeckt, gegen welches beim Beginn jedes Krieges stets die allerschärfsten Befehle erlassen werden, das sich aber immer wieder, Gott weiß wie und woher, hinter den fechtenden Truppen zusammenfindet. Jedes einzelne Fuhrwerk hält sich für besonders wichtig und nöthig, verlangt daher auch besondere Berücksichtigung. Keines will sich, wenn nicht gerade unter militärischem Befehl, den allgemeinen Anordnungen fügen. Da sind Chaisen, die schwerlich schon je zuvor Stroh oder Kartoffeln gefahren; — Pferde, die irgend wo — gefunden und vor einen Leiterwagen gespannt worden sind, der nie die Prätension gehabt, von solchen Pferden gezogen zu werden, — Marketenderkarren, die sich so wohlfeil wie möglich mit Lebensmitteln, namentlich bei Abwesenheit der Eigenthümer derselben, zu füllen versuchen, und mitten darunter die regelrecht aufgefahrenen Trainwagen der Truppen. Mit Mühe wand sich meine anspruchslose Chaise durch dieses Chaos, mußte aber endlich so ziemlich in der Mitte des Platzes halten, denn es ging eben nicht weiter und mußte die Entwirrung des nach allen Seiten hin verfahrenen Knäuels abgewartet werden. Ich ließ meinen bärtigen Kutscher — der übrigens sehr viel böser und furchtbarer aussah, als er war, denn er fürchtete sich eigentlich entsetzlich vor all den ungewöhnlichen Dingen, in die er hineingerathen war — einstweilen beim Wagen und drängte mich durch Deichseln, Pferde, Strohhaufen, frisch geschlachtete Ochsen, die in Portionen zertheilt wurden, Marode, durch die Fußbekleidungsmusterung einer Kompagnie und eine parkirte Batterie zu einem Wirthshaus (Hostineck), um nach einem

Unterkommen zu fragen. Der Eingang war unter den Stei lauben, die in böhmischen wie in schlesischen Städten den Ri oder Marktplatz umgeben, und zeigte gleich beim Eintritt d ganze Haus in höchster Verwirrung. Die Gaststube v Trinkenden überfüllt, die Flure und Treppen mit schlafen und ausruhenden Soldaten fast ungangbar. Niemand, der ei Frage Rede stehen wollte. Endlich wies mich ein böhmisch Dienstmädchen an den Wirth, den ich in einer furchtbaren, fa verzweifelten Stimmung traf. Derselbe Lärm und dieselbe Un ordnung, welche mich betäubten, hatten ihn schon seit drei Tage umgeben, während welcher Zeit er in kein Bett gekommen wa und die Augen nicht hatte schließen können. Wie sinnlos starrt er mich an, als ich ihn fragte, ob ich ein Zimmer bekomme könne.

„Ein Zimmer? Ich weiß nicht, mein Herr. Mein Hau gehört mir nicht mehr. Jeder, der hereinkommt, thut, was will. Ich bin ein ruinirter Mann. Warum der Benedek n keine Ordnung macht! Ein Zimmer? Nehmen Sie sich ein wenn Sie noch eins finden! Ich kann mich nicht widersetze Machen Sie, was Sie wollen. Ach! wer mir das vor ein Woche gesagt hätte. Mir ist, als wenn ich verrückt werd müßte."

Dem armen Mann war in der That übel mitgesp worden. Da ich ihm doch aber nicht helfen konnte, so folgte seiner Weisung, sah mich selbst nach einem Unterkommen u und fand auch gleich im ersten Stocke ein großes Zimmer le aber sein Zustand war in höchstem Grade anwidernd und ek haft. Auf dem Boden mehrere Strohlager, darüber ein u gemachtes, vielfach beschmutztes Bett. Auf dem Tische die Res eines Trinkgelages vom gestrigen Abend, zerbrochene Gläser Wein- und Bierlachen auf dem Tische und auf dem Fußboden. Die Folgen der Schlemmerei daneben, und doch besann ich mich nicht lange, ließ von jener böhmischen Magd, mit der ich mich

durch russische Worte verständigen konnte, eine wenigstens erträgliche oberflächliche Reinigung herstellen und winkte meinem noch immer rathlos unter den ineinandergefahrenen Wagen auf dem Markte stehenden Kutscher aus dem Fenster, mir meinen Koffer zu bringen. So war ich wenigstens installirt und begann denn auch sofort nach Berlin zu schreiben, nachdem ich bei Offizieren und Aerzten, welche unter den Steinlauben vor dem Hause zusammen saßen und das Gewühl übersahen, Erkundigungen über den Stand der Dinge in und bei Turnau eingezogen. Als sich der Hunger meldete, fragte ich die Magd, deren unaussprechliches Kostüm eben nur in Böhmen möglich war, ob ich nicht etwas zu essen bekommen könne. Dieselbe Antwort, die ich nachher noch so oft hören sollte: Nicht das Geringste mehr da! Alles aufgezehrt und in der ganzen Stadt nichts mehr zu bekommen. Ich wandte aber auch sofort dasselbe Mittel an, welches später seine Wirkung nie verfehlte, zeigte eine Hand voll Silbergeld — hatte ich mir doch für diesen Zweck neugeprägtes, blankes Geld aus Berlin mitgebracht — und erhielt das Versprechen, mir ein Stück gebratenes Fleisch zu verschaffen. Als es auffallend lange damit dauerte, ging ich nach dem Hinterhause, von wo man nach der Küche sehen konnte, — denn auf Klingeln oder Rufen hörte in diesem Hause niemand mehr, — und kam gerade zu rechter Zeit, als die Magd aus der Küche über den Hof kam und etwas unter ihrer Schürze verdeckt in das Vorderhaus tragen wollte. Ein Kanonier, wahrscheinlich von den Batterien, deren Geschütze auf dem Markte standen, fragte sie, was sie da unter der Schürze habe, und riß dieselbe von einem Teller herunter, auf dem das für mich bestimmte Fleisch lag. Da von einer Verständigung zwischen den Beiden nicht die Rede sein konnte, wollte er ihr den Teller wegnehmen, sie aber hielt fest und suchte sich loszureißen. Da, — mit den Worten: „Warte, Kanaille! Wie ich was von Dir haben wollte, logst Du, daß Du nichts mehr

hättest, und nun hast Du doch noch etwas!" — schlug er ihr mit der geballten Faust einige Male dermaßen in das Gesicht, daß sogleich das Blut aus Mund und Nase spritzte. Heulend und schreiend, aber doch mit triumphirendem Blicke, daß sie ihr Versprechen halten konnte, kam sie in diesem Zustande in mein Zimmer. Ich war empört über die Roheit jenes Kanoniers, aber doch ganz ohnmächtig, etwas dagegen zu thun. Beim Anblick des blanken Geldes, das ihr zum Trinkgelde bestimmt, war die Mißhandlung rasch vergessen, und ich hatte sie nur abzuwehren, da sie mit dem blutenden Gesicht durchaus meine Hände küssen wollte.

Ein Gang durch die Stadt, bei welchem ich den Major v. Flatow vom Generalstabe, vor kurzem noch Direktor der Kriegsschule in Potsdam, traf, ein Besuch des zum Lazareth eingerichteten Klosters auf dem Marktplatze und des Bahnhof-Gebäudes vor der Stadt gaben mir Stoff genug zur Arbeit bis tief in die Nacht hinein bei einem kaum glimmenden Talglichte, für meine durch ruhiges Lampenlicht verwöhnten Augen eine harte Aufgabe. Das eigentlich entscheidende Gefecht hatte vor fünf Tagen bei Liebenau, Aicha und dann bei Podol stattgefunden. Turnau war so ziemlich verschont geblieben, dafür aber desto vollständiger zum Depot und zur Etappe geworden. Deshalb herrschte hier aber auch ein unbeschreibliches Durcheinander. Auch später habe ich die Beobachtung gemacht, daß es in den Städten und Dörfern, welche unmittelbar in der Gefechtslinie liegen, nicht so wild und chaotisch aussieht, wie in den Depots und Verpflegungscentren zwei bis vier Meilen hinter den fechtenden Truppen. Es ist geradezu unbeschreiblich, welch ein Gewirr sich hier zusammenfindet und etablirt. War ich denn mit meinem Wagen nicht auch ein solches Anhängsel der Armee? Auch wenn meine Arbeit mich in dieser Nacht nicht wach erhalten hätte, der Lärm und das Getreibe im Hause wie in der Stadt hätte mich doch nicht schlafen lassen.

Am meisten wurde ich durch das Aufreißen der Thüren gestört — von denen die Schlösser abgerissen waren —, denn es verging während des Abends und der Nacht keine Viertelstunde, wo nicht ein Offizier, ein Arzt, ein Verpflegungsbeamter in das Zimmer hineinsah, um sich zu überzeugen, ob nicht noch Platz zu einem Unterkommen sei. Anfangs fanden allerlei langathmige Explikationen statt, mit welchem Rechte ich das Zimmer in Beschlag genommen. Als sich dies zu oft wiederholte, setzte ich meine Militärmütze auf, hängte mir einige Orden sehr bemerkbar um den Hals und setzte mich so hinter mein Talglicht an den Schreibtisch, daß jeder Eintretende beides sehen mußte. Wurde dann auch die Thür ziemlich lebhaft und siegesgewiß aufgerissen, so ging sie doch mit einem „Ah! bitte um Entschuldigung!" ganz leise und manierlich wieder zu. Ich sah, meines Effektes gewiß, endlich gar nicht mehr vom Papiere auf, weiß also gar nicht, wer meine Besucher gewesen. Zur kurzen Nachtruhe wurde endlich der Waschtisch und mein Bett vor die Thür gerückt, so daß niemand in das Zimmer kommen konnte, ohne mich zu wecken. Kutscher und Pferd mußten auf dem Marktplatze biwakiren, da an ein Unterkommen in einem Stalle gar nicht zu denken war.

Sehr früh am Morgen des 2. Juli brach ich auf, um schon vor dem Könige Gitschin zu erreichen, da ich wußte, daß der Aufbruch des Hauptquartiers aus dem Schlosse Sicherhof erst um 9 Uhr erfolgen werde. Mit meinem Einspänner mußte ich aber doch eilen, wenn ich mich nicht überholen lassen wollte, um so mehr, als Munitions- und Proviantkolonnen auf dem Wege zu erwarten waren. Ich machte vor der Abfahrt noch einen Besuch auf dem Bahnhofe, wo sich die Zahl der Verwundeten seit gestern schon bedeutend vermehrt hatte und auch schon Johanniterritter in Thätigkeit waren. Diejenigen Ritter dieses Ordens, welche sich zu persönlichem Dienst auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen gemeldet hatten, waren

angewiesen worden, sich erst dann auf dem Kriegsschauplatze einzufinden, wenn eine Schlacht unmittelbar bevorstehe, und so waren denn am vorigen Nachmittage, gleich nachdem ich das Lazareth im Bahnhofsgebäude besucht, fünf Johanniterritter auf einem Leiterwagen dort angekommen, aber gleich den Truppen nachgeeilt; denn da bereits Garde-Dragoner gestern bei Sicherhof gewesen waren, so mußte die Vereinigung der I. und der Elbarmee mit der II. Armee entweder schon geschehen sein oder unmittelbar bevorstehen. Dann konnte aber auch eine Schlacht nicht ausbleiben, also eilte und drängte alles nach vorn.

Gleich bei dem Herausfahren aus Turnau, einen Hohlweg hinauf, betrat man das Gefechtsfeld der letzten Tage. Auf der Chaussee waren sämmtliche Fruchtbäume gefällt und zu einem Verhau benutzt worden, welcher die Preußen aber nicht lange aufgehalten hatte. Ein trauriger Anblick, diese schöne Allee am Boden liegen zu sehen, um einen Augenblick — und zwar vergebens — Schutz zu gewähren. Rechts und links von der Chaussee waren Infanterie-Kolonnen marschirt, das sah man an dem in gleicher Breite niedergetretenen Getreide. Bei Libuhn gingen diese Marschspuren aber von der Chaussee ab in die Felder hinein und die Höhen hinauf; sofort lagen auch die Pferdekadaver wieder nach allen Richtungen hin zerstreut, was mit wenigen Unterbrechungen bis Gitschin sich fortsetzte. Mein bärtiger Kutscher fing schon an, allerlei Bedenken und Besorgnisse zu äußern, ob denn das Fahren unter so bedrohlichen Umständen überhaupt rathsam sei und ich nicht lieber nach Reichenberg zurückkehren wolle, wo es doch sicherer sein möchte. Er hatte während der Nacht auf dem Markte erstaunliche Dinge gehört, z. B. der General Graf Clam Gallas sei vom Kaiser vor ein Kriegsgericht gestellt und sofort erschossen worden, weil er sich unterstanden habe, eine Schlacht zu verlieren, — der Benedek habe die Preußen nur nach Böhmen hereingelockt, nun werde er das Netz zuziehen und besonders den König von Preußen ge-

fangen nehmen, den er auch hereingelockt habe. Antheilnehmend machte er mich aufmerksam, daß ich dann auch leicht in Verlegenheit kommen könne. Er hatte nicht Unrecht, fuhr aber weiter, als er sah, daß seine gutgemeinten Warnungen durchaus keinen Eindruck auf mich machen wollten.

Kurz vor Gitschin mußte es besonders hart hergegangen sein; denn es wurden auf den Feldern zu beiden Seiten der Chaussee ganze Wagenladungen von Gewehren, allerdings größtentheils österreichische, aber doch auch Zündnadelgewehre, gesammelt, die denn auch nachmittags in die Stadt gebracht und in ein Gewölbe neben dem Quartier des Königs abgeladen wurden. Es waren so viele, daß das Gewölbe beinahe bis an die Decke gefüllt war und weitere Wagenladungen dort abgewiesen werden mußten.

Die Stadt Gitschin (böhmisch Jičin) fand ich in großer Aufregung, theils wegen der erwarteten Ankunft des Königs, theils wegen der Furcht vor angedrohter Strafe für die Betheiligung der oder wenigstens einiger Einwohner an dem Nachtgefechte, durch welches wir in den Besitz der Stadt gekommen waren. Die preußischen Soldaten hatten nämlich ausgesagt, daß sie aus den Fenstern der Häuser, namentlich in den unmittelbar zum Markt führenden Straßen, beschossen worden seien. Gleich der erste Mann, den ich nach einem Unterkommen fragte, erzählte mir ausführlich, daß das nicht wahr sei. Die von den unvermuthet noch spät abends eindringenden Preußen überraschten sächsischen Soldaten hätten sich allerdings in die Häuser geworfen und von hier aus auf die vordringenden Preußen geschossen. Hoch und theuer verschwor sich dieser und später auch noch andere Bürger, daß gegen sie trotz aller Erkundigungen nichts in Erfahrung zu bringen gewesen sei, und daß so etwas nur von jemand gesagt werden könne, der der Stadt etwas Böses zufügen wolle. Die verschiedenen Aussagen, die ich sowohl heute als am folgenden Tage darüber hörte, machten den Ein-

druck der Wahrheit auf mich; obgleich ich mir sagte, daß es den Leuten jetzt darauf ankommen mußte, die gefürchtete Strafe von sich abzuwenden.

Von einem Unterkommen in der Stadt schien für mich keine Rede zu sein. Da es auch noch früh am Tage und es hier so viel zu sehen und zu erkundigen gab, so bekümmerte ich mich auch nicht viel darum und wies meinen Kutscher an, einstweilen auf dem sehr großen Markte zu füttern, unter keinen Umständen aber den Wagen zu verlassen, in welchem mein Koffer zurückblieb; denn es war ein unbeschreibliches Gewühl auf diesem Markte und mußte voraussichtlich noch größer werden, wenn der König eintraf. Nicht weit von dem für den König bestimmten Hause hielt Prinz Friedrich Karl mit drei Offizieren in einem leichten, gelben Jagdwagen mit russischem Gespann und sprach mit mehreren Generalen und Offizieren, welche hier, wie der Prinz selbst, die Ankunft des Königs erwarteten. Links vom Eingange zum Quartier des Königs hatte ein Theil der schon eingetroffenen Infanterie der Stabswache die Hauptwache etablirt, und rechts davon stand eine Kompagnie des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2 mit der Fahne und der Regimentsmusik als Ehrenwache. Man konnte keinen stärkeren Kontrast sehen, als die äußere Erscheinung dieser beiden Truppentheile. Die Stabswache so sauber und schmuck, wie zur Parade in einer Friedensgarnison, die pommerschen Grenadiere mit allen Spuren der Gefechte und Biwaks. Die wenigen Tage der Kriegsthätigkeit hatten bereits eine wesentliche Veränderung hervorgebracht. Man sah von Kugeln durchlöcherte Helme, andere, denen die Spitze abgeschossen war; aber auch einen Ausdruck in den Gesichtern, den eben nur das Bewußtsein des Sieges und der erfüllten Pflicht zu geben vermag.

Als Prinz Friedrich Karl einige Zeit gewartet hatte, fuhr er auf dem Wege nach Turnau seinem königlichen Oheim ent-

egen, und der Markt leerte sich etwas. Ich orientirte mich
asch über die Lage und die Straßenrichtungen der Stadt, über
ie in der Nähe derselben stehenden Truppen und über das statt-
ehabte Gefecht, so weit die Kenntniß der Einwohner darüber
eichte; denn von hier mußten meine Berichte für den Staats-
nzeiger eine große und auch verantwortliche Bedeutung gewinnen,
nd das Erfahrene mahnte zur Vorsicht, da man oft über die-
lbe Sache die widersprechendsten Erzählungen und Meinungen
u hören bekam. Endlich, vor 12 Uhr, sprengte die Kavallerie
er Stabswache durch eine enge Straße auf den Platz, und
leich hinterher kam der Wagen des Königs, in welchem Prinz
Friedrich Karl neben dem Könige saß. Eine große Zahl von
Einwohnern hatte sich auf der Mitte des Platzes um einen
Springbrunnen zusammengedrängt, um den König kommen zu
ehen. Dort stellte auch ich mich hin und konnte den Leuten er-
lären, was sie nicht kannten und untereinander sich fragten.
Das gab denn ein Gespräch, und meine Bereitwilligkeit, ihnen
ie Uniformen, das Vorgehende und die hervorragenden Persönlich-
eiten zu erklären, muß wohl einem derselben, einem Gerichts-
eamten, so gefallen haben, daß, als ich endlich fragte, ob keiner
on ihnen ein Unterkommen für mich wisse, mir von ihm ein
Zimmer angeboten wurde, wenigstens bis seine Frau zurück-
gekommen sein werde, die aus Angst vor den preußischen Sol-
daten schon vor dem Gefechte am 29. zu Verwandten auf das
Land geflohen sei. Rasch war ich installirt, mußte aber meinen
Kutscher abermals seinem Schicksale überlassen; denn für ihn,
das Pferd und den Wagen war kein Platz in dem Hause.
Mein Wirth sprach nur gebrochen deutsch und kannte nur ein
Gespräch: Was aus ihm werden und welchen Gehalt er be-
kommen würde, wenn Böhmen nun unter preußische Herrschaft
käme. Obgleich ihm bei der Auflösung seines Gerichts, und als
die höheren Beamten desselben bei Annäherung unserer I. Armee
sich entfernten, ein mehrmonatlicher Gehalt ausgezahlt worden

war, um die Kassenbestände zu verringern, er also Geld genug hatte und ich ihm gleich sagte, daß ich alles baar bezahlen würde, so war er doch nicht im Stande, mir etwas Anderes als ein altes Brot zu schaffen, mit dem ich später meinen Hunger stillte. Die starken Durchzüge äußerst angestrengter Truppen hatten eben alles aufgezehrt, und auch die Kinder meines Wirths mußten an harten Brotrinden nagen. So litt es mich denn auch nicht lange in dem so glücklich erlangten Quartiere, und nachdem ich mich orientirt, wo die Feldpost und das Feld-Telegraphenbüreau sich etablirt, um meiner Korrespondenz nach Berlin gewiß zu sein, begab ich mich in das Quartier des Königs, um die Spezialkarten von Böhmen auszupacken, welche ich bei der Abreise aus Berlin dem diensthuenden Kammerdiener übergeben; denn mit dem Eintreffen in Gitschin hatte der König ja faktisch den Oberbefehl über die drei Armeen angetreten, welche im Begriff standen, sich zu vereinigen. Ich fand den König, der wieder aus seiner Wohnung heruntergekommen, auf dem Markte stehend, wo er Meldungen annahm und sich Bericht erstatten ließ. Schon hier hörte ich von befreundeten Offizieren, daß die Armee-, Korps- und Divisions-Kommandeure übereinstimmend einige Ruhetage für die übermäßig angestrengten Truppen verlangt hätten, da seit dem Einmarsch in Böhmen täglich Gefechte stattgefunden hätten und es doch nicht rathsam sei, vollständig ermüdete Truppen in eine Schlacht zu führen. Der König hatte zwei Ruhetage gewährt, und Prinz Friedrich Karl war mit dieser Weisung bereits wieder nach Horic zurück- oder vielmehr vorgegangen; gleiche Befehle waren auch nach Königinhof in das Hauptquartier der Armee des Kronprinzen gesandt worden. Als der König dann wieder in sein Quartier ging, erfolgte die schon anderweitig von mir erzählte Vorstellung und Abfertigung der städtischen Deputation; das bei dieser Gelegenheit Gesprochene brachte ich, sowie ich es mit angehört hatte, gleich zu Papier und las es dem Könige zur Genehmigung vor. Es war di

das erste Mal seit der Abfahrt aus Berlin, daß ich den König wieder sprach. Er schien durch die Aufregung, mit welcher die Deputation, namentlich ein Geistlicher, zu ihm gesprochen, verstimmt, milderte aber doch meine Aufzeichnung in einigen Worten, die er zwar gesprochen hatte, die ihm aber für die Oeffentlichkeit zu hart erscheinen mochten. Um die nöthigen Aenderungen zu machen, zog ich mich in das Zimmer des Kammerdieners zurück, von welchem aus man durch eine Glasthür durch das Schlafkabinet hindurch in das Zimmer des Königs sehen konnte. Ein Generalstabsoffizier wurde empfangen, durfte sich setzen, während der König am Fenster saß, und hielt einen sehr langen Vortrag, der bis zu dem Augenblick dauerte, wo dem Könige gemeldet wurde, daß das Diner servirt sei, so daß ich den Moment noch benutzen konnte, um dem Könige die geänderte Fassung seiner Antwort an die Deputation zur Genehmigung vorzulegen. Nach meinem Quartier eilend, um die Berichte über Gitschin niederzuschreiben, mußte ich an den duftenden Speisen vorüber, welche eben die Treppe heraufgetragen wurden; bei dem Bewußtsein, zu Hause nur trocknes Brot und höchstens Schnaps zu finden, kein besonders erfreulicher Eindruck! Kaum aus dem Hause getreten, war ich Zeuge einer sehr widerwärtigen Scene. Mehrere Soldaten lieferten einen Gefangenen, dem die Hände auf den Rücken gebunden waren, an die Stabswache ab; als die dort stehenden Leute sich erkundigten, was er begangen, hieß es, es sei der Scharfrichter (Abdecker) aus einem naheliegenden Orte, der preußischen Kavalleriepferden in der vergangenen Nacht die Schwänze abgeschnitten, um das Pferdehaar zu stehlen; das solle ihm jetzt übel bekommen! Mit größter Ruhe, ja mit einem überlegenen Ausdruck im Gesicht, sagte der Gefangene: „Das ist nicht wahr, meine Herren! Warum hätte ich das thun sollen, da überall auf dem Feldern die todten Pferde umherliegen und ich als Abdecker berechtigt bin, den Kadavern die Schwänze abzuschneiden?“ Das schien mir allerdings ein so

schlagender Grund, daß der Mensch mir leid that, als er unter Schmähworten und Drohungen, daß er dem Hängen nicht entgehen werde, in den kleinen Hof des Hauses gebracht wurde, wo die Stabswache etablirt war. Hier saß der arme Teufel, sah mit stierem Blick vor sich hin und klagte mir, daß ihm die Stricke so wehe thäten und in das Fleisch einschnitten. Gern hätte ich sie ihm loser gebunden und verwandte mich dafür bei dem wachthabenden Unteroffizier, eilte dann aber, die Herren von der Feldpolizei aufzusuchen und auf den Vorgang in unmittelbarer Nähe des Königs aufmerksam zu machen. Ich hatte keine Zeit mehr, mich darum zu bekümmern, hörte aber am Abende noch, daß der Mensch ganz unschuldig gewesen, nur durch sein Handwerk in Verdacht gerathen und daher freigelassen worden sei.

Bis spät abends hatte ich genug zu arbeiten, um die Berliner Zeitungen zu versorgen. Im Hause war es öde, alle Bewohner ängstlich und in aufgeregtester Stimmung, da die Nachricht sich verbreitet hatte, der König habe der Stadt zur Sühne für das Schießen der Bürger aus den Fenstern eine Kontribution auferlegt, die mit Gewalt durch Soldaten eingetrieben werden solle. Wahrscheinlich bereute mein Wirth, daß er mich zum Vertrauten wegen der Auszahlung seines Gehalts gemacht, denn er ließ sich nicht sehen. Je öder es aber im Hause war, je lebhafter war es draußen auf der nach Königgrätz führenden Vorstadtstraße. Eine Munitionskolonne nach der andern rasselte vorüber, Gefangenen-Transporte wurden eingebracht, leichte und schwere Lazarethe mit ihren endlosen Wagenreihen folgten, ein ununterbrochener Zug von Fuhrwerk, dazwischen marschirende Truppen, namentlich Artillerie. Meinem Fenster gegenüber war eine Militärschlächterei etablirt, daneben das Büreau der Feldtelegraphie. Es war fast nicht möglich bei diesem Lärmen und den stets wechselnden Bildern, von denen jedes doch die Aufmerksamkeit herausforderte, zu schreiben und

doch mußte geschrieben werden, wenn ich mich nützlich machen und mir selbst genügen wollte. Wo mein Kutscher geblieben war, davon hatte ich keine Ahnung, und da er sich nicht mehr sehen ließ, seit ich ihm gesagt, wo ich wohnte, und daß wir wahrscheinlich einige Tage hier bleiben würden, so mußte ich fürchten, daß ihm der Lärm und die Kriegsgefahr doch wohl zu viel geworden und er mit seinem Fuhrwerk nach Reichenberg zurückgekehrt sei. Endlich mit dem Dunkelwerden wurde es stiller auf den Straßen, das Fahren hörte ganz auf, und da ich morgen mit dem Frühesten meine Briefe absenden wollte, so eilte ich noch einmal in die Stadt, um zu erfahren, ob noch irgend etwas bekannt geworden und nachzutragen sei. Der weite Markt war bereits ganz verödet, dem wilden Getümmel des Tages war die tiefste Ruhe gefolgt. Im Quartier des Königs brannte noch Licht, und da ich wußte, wo sein Schreibtisch stand, so konnte ich vom Markte aus erkennen, daß er spät abends noch arbeitete. Vom Kammerdiener hörte ich, daß der König zu morgen früh 9 Uhr den Wagen befohlen, um nach Miletin, halbwegs nach Königinhof, zu fahren, wo der Kronprinz sein Hauptquartier hatte. Das ganze Gefolge des Hauptquartiers solle aber während der Ruhetage für die Truppen in Gitschin bleiben. Hier erhielt ich auch die in Reichenberg gedruckte Proklamation des Königs an die Armee, welche ich also noch meinem Berichte anfügen konnte. Eben wurde der Kammerdiener hineingerufen, da der König zur Ruhe gehen wollte, als ich das Haus verließ. Im Begriff durch das Thor in die Vorstadt zu gehen, hörte ich ein fürchterliches Schreien und Wimmern aus der daneben liegenden Kirche. Wäre ich doch nicht hineingetreten! Die ganze Kirche lag voll Schwerverwundeter. Eben waren einige verschieden, andere röchelten und stöhnten fürchterlich. Ich trat in rieselndes Blut auf den Steinfliesen. Wenige mattbrennende Lichter erhellten den großen Raum und ließen nur die Dunkelheit um so greller hervortreten. Hier war alles Helfenwollen

vergebens. Leichter Verwundete baten mich um Cigarren; ich theilte alles aus, was ich hatte, und leerte so rasch meinen geringen Vorrath, daß ich mich vor dem Andrange der Verlangenden zurückziehen mußte. Da morgen mit dem Frühesten die Feldpost nach Berlin abgehen sollte, so hatte ich das Erfahrene und Gesehene noch nachzutragen, kam erst spät zur Ruhe, die ich aber nicht im Schlafe, sondern nur in der liegenden Stellung fand; denn die Bilder aus der Kirche schreckten mich immer wieder aus dem Hinbrüten auf. Dabei schlug Schlackenregen an die Fenster, und selbst die auf der Straße herrschende Stille hatte in ihrem Kontraste gegen den erschütternden Lärm während des Tages etwas Unheimliches. Es war dieselbe Nacht, in welcher sich im Quartier des Königs das Schicksal des folgenden Tages entschied, wovon ich natürlich nichts erfahren hatte, denn General v. Voigts-Rhetz war erst aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl angekommen, als ich dort gewesen war. Ich erinnere mich sogar, als ich von der Kirche aus durch das Thor ging, einen Wagen bemerkt zu haben, der in ungewöhnlicher Eile nach dem Markte zu fuhr; es muß der Wagen des Generals gewesen sein.

Da ich gar nicht schlafen konnte — es hatte sich auch ein gewaltiger Appetit eingestellt —, so wunderte ich mich gegen 5 Uhr morgens über das eilige Vorüberfahren so vieler Wagen. Militärfuhrwerk konnte es nicht sein, denn Munitions- und Proviantkolonnen fahren nicht rasch. Ein Wagen folgte dem andern, aber nicht in die Stadt hinein, sondern von dieser her in der Richtung auf Horic. Da ich ja wußte, daß mehrere Ruhetage für die Truppen bewilligt worden waren, so konnte ich nicht begreifen, weshalb schon so früh am Tage solche Eile. Als ich endlich aufsprang und aus dem Fenster sah, war auch der letzte Wagen schon vorüber, und ich hatte nicht die entfernteste Ahnung, daß es der König mit dem engeren militärischen Hauptquartier gewesen war. Meiner Sache gewiß, nun einige

Tage lang alles ganz bequem abmachen zu können, ging ich erst um 6 Uhr in die Stadt und durch dieselbe in die gegenüberliegende Vorstadt, um die Briefe bei der gestern dort etablirten Feldpost aufzugeben. Ich wunderte mich zwar schon auf dem Markte, als alle königlichen Wagen, die noch am Abende vorher dort gestanden, fort waren, durchschaute aber noch nicht das Geschehene. Als ich indeß fand, daß auch die Feldpost schon abgefahren, und hörte, daß sie nach Horic beordert worden, wohin der König schon vor einer Stunde gefahren, war ich vollkommen desorientirt, konnte von Glück sagen, daß es mir möglich war, einem eben abgehenden Feldpostillon meine Briefe noch mitzugeben, und eilte nun in das Quartier des Königs, wo ich erfuhr, daß infolge eines noch in der Nacht gehaltenen Kriegsrathes alles geändert, der König nach kurzer Ruhe schon um 4 Uhr aufgestanden und um 5 Uhr nicht nach Miletin zum Kronprinzen, sondern nach Horic zum Prinzen Friedrich Karl abgefahren war. Mitgefahren seien nur die General- und Flügeladjutanten, der Generalstab und Graf Bismarck, sonst aber die Kanzleien, die Kammerbedienung und der ganze Troß des Hauptquartiers zurückgeblieben; also werde der König wohl am Abende wieder zurückkommen, wahrscheinlich finde ein Bereiten der Vorpostenstellungen statt.

Obgleich mir immer noch nicht der Gedanke kam, daß heute schon die Entscheidungsschlacht geschlagen werden würde, so sah ich doch ein, daß unter solchen Umständen mein Platz nicht in Gitschin, sondern bei den Truppen sei, und ich ja mit dem Könige am Abend zurückkehren könne. Wo aber war mein Kutscher zu finden? hatte ich ihn doch erst um 9 Uhr bestellt. Da kam er mir gerade mit einem, Gott weiß wo, erlangten Sack voll Pferdefutter entgegen, mußte nun sogleich einspannen, und fort ging es auf der kothigen Chaussee in den naßkalten, trüben und nebeligen Morgen des 3. Juli hinein. Hätte mein Kutscher gewußt, daß wir einer Schlacht entgegenfuhren, so

würde er sein wohlausgeruhtes Pferd schwerlich so lustig haben ausgreifen lassen, wie es wirklich geschah. Er fühlte sich bis diesseits Horic, wo wir nach 9 Uhr eintrafen, in dem Bewußtsein, daß Ruhetage angesagt seien, ganz sicher. Als er aber die ersten dumpfen Kanonenschüsse hörte, die indessen wegen der schweren, trüben Luft nur dann zu unterscheiden waren, wenn wir anhielten, was bei dem vielen Armeefuhrwerk oft genug geschah, wurde er bedenklich und sehr besorgt um meine Sicherheit. Mit größter Beredsamkeit schilderte er mir die Vortheile, die ein längerer Aufenthalt in Horic oder eine baldige Rückkehr nach Gitschin haben würde, erreichte aber damit weiter nichts, als daß ich ihn nun meinerseits zur Eile antrieb. In Horic mußte das Pferd getränkt werden, und hier erfuhr ich von Militärärzten zuerst, daß die Truppen der I. Armee an der Bistritz schon seit einer Stunde im Gefecht seien, daß der König nach 7 Uhr früh hier durchpassirt sei, und daß wohl etwas Bedeutendes erwartet werden müsse, da die Lazarethe sämmtlich vorbeordert seien und die noch weiter zurück lagernden Munitions-kolonnen in schärfster Gangart auf der Chaussee nach Königgrätz hätten vorgehen müssen. Der Kanonendonner war hier in Horic nur hin und wieder zu hören, wahrscheinlich durch die tief herabhangenden Regenwolken abgeschwächt; aber der eigenthümlich brüllende Ton, der den scharfen vom Manöver-Kanonenschuß so deutlich unterscheidet, zeigte, daß ein heftiges Gefecht, vielleicht eine Schlacht sich entwickelt haben mußte. Offiziere, die ich nach dem Stande der Dinge weiter vor fragte, antworteten mir entweder sehr kurz oder, wie ich mich nachher überzeugte, ohne eigene Kenntniß von dem, was vorging; wie man denn überhaupt unmittelbar hinter einer fechtenden Armee nur das glauben darf, was man selbst sieht, denn von diesen Uebertreibungen, Verwechseln der Orte und Namen, Vergrößern oder Verkleinern der Nachrichten von Mund zu Mund, wie dies im Rücken einer Schlacht herkömmlich und charakteristisch zu sein scheint, hat

man in der That keinen Begriff und muß es wirklich selbst durchlebt haben, um es zu glauben. Im Kriege und in diesem bei dem Kampfe selbst potenzirt sich eben alles, auch die Unwahrheit!

Nachdem ich meinem Kutscher bewiesen, aber ihn nicht überzeugt hatte, daß das Pferd nun wohl genug getrunken, ging es aus Horic fort auf der Chaussee nach Königgrätz. Wo die Trainkolonnen auf Seitenwege oder auf das Feld hatten ausbiegen können, war die Chaussee ziemlich frei, nur in Niederungen und bei Brücken über Fließen gab es Stockung. Ueberall aber ein eiliges Drängen dem Kanonendonner entgegen, sowohl bei geschlossen marschirenden Trupps, als bei jedem einzelnen. Es wollte keiner zurückbleiben, halten oder ruhen. Was entgegenkam, wurde gefragt, aber klug wurde man nicht daraus. „Ja! sie sind tüchtig dran! —" oder „Die Festung Königgrätz soll gestürmt werden" oder „Wenn sie nur nicht durchbrechen, dann sind wir auseinander gesprengt." Bestimmt hörte man nur, daß das II. und IV. Armeekorps im Feuer seien, das III. Korps aber noch in Reserve stehe; bei Dub habe es angefangen, von der Garde sei nichts zu sehen und Kavallerie noch gar nicht vorgewesen. Endlich fragte ich gar nicht mehr, sondern trieb nur zur Eile, denn der Schritt des Pferdes wurde immer kürzer, das Gesicht meines Kutschers dagegen immer länger.

So kam ich bis zum Dorfe Klenitz, nach der Karte muß es wenigstens dieses Dorf gewesen sein, denn in der Aufregung des Augenblicks habe ich damals nicht nach dem Namen gefragt. Hier stand die Chaussee und standen auch alle Nebenwege so gerammt voll, daß an ein Durchkommen nicht zu denken war. Von gefälligem Entgegenkommen auf Bitten, wie bis dahin, war nicht die Rede; gelegentliche Wünsche wurden vollkommen sachgemäß, das heißt mit großer Kürze abgefertigt. Gern wäre ich ausgestiegen, hätte den Wagen stehen lassen und hätte mich zu Fuß durchgedrängt, aber mein kranker Fuß! und wo hätte ich meinen Wagen finden sollen, wenn eine Bewegung rückwärts

befohlen worden wäre? Meinen Kutscher hätte ich wohl erst in Reichenberg wiedergesehen, denn gewiß hätte er sich bei der ersten Gefahr so weit wie möglich rückwärts eingeschnitten. Es war zwischen 11 und 12 Uhr, als ich mich hier bei Klenitz befand. Die Truppen, welche hier standen, gehörten dem III. Armeekorps an, welches zwischen Dub und Sadowa in Reserve stand, während das IV. und II. Korps im Gefecht waren. Der Kanonendonner hatte um diese Zeit eine Intensität angenommen, daß man gar keine einzelnen Schüsse mehr unterscheiden konnte. Das Brüllen in der Luft war so ununterbrochen, wie das Rollen eines schweren Wagens. Man sah fast die Luft zittern und, soweit das Auge am Horizonte reichte, Wolken von Pulverdampf. Verwundete kamen in immer stärkeren Transporten, berichteten aber nicht viel Tröstliches. Der Kampf war heftig, ließ aber noch keine für uns günstige Entscheidung vermuthen. Man wußte, daß die ganze Benedeksche Nordarmee dem II. und IV. preußischen Korps gegenüberstand und bis zu dieser Zeit noch nicht soviel Terrain verloren hatte, um daraus zu erkennen, daß sie im Nachtheil sei. Die verwundeten Offiziere meinten: „Sie wollen uns nur mürbe machen, daß sie uns immer gegen sich anstürmen lassen, und werden dann wohl ihrerseits auf der ganzen Linie mit Uebermacht vorgehen.“ Dann allerdings würde das III. Korps allein den ganzen Stoß auszuhalten gehabt haben; ich hörte aber um mich her auch nicht den geringsten Zweifel, daß die brandenburgischen Regimenter ihn ausgehalten haben würden. Bei der, wie es schien, allgemeinen Neigung, die Gefahr zu vergrößern, war es auf der andern Seite wahrhaft erhebend, die Zuversicht sich steigern zu sehen. Mehrmals hieß es, die achte, dann die siebente Division sei geworfen; „desto besser! dann kommen wir bald dran!“ war die bezeichnende Antwort. Bei den Truppen hier in und um Klenitz wußte niemand etwas von den Anordnungen des Königs mit Bezug auf das Eintreffen und Eingreifen der II. Armee

unter dem Kronprinzen, sondern nur, daß die drei Korps der I. Armee der ganzen österreichischen Armee gegenüberstanden und sie zurückwerfen mußten, wenn die Vereinigung der drei Armeen nicht vereitelt werden sollte. Gegen 12 Uhr lauteten die Nachrichten aber immer ungünstiger. Die fechtenden Truppen wußten bereits, daß das Eintreffen der kronprinzlichen Armee auf dem Schlachtfelde erwartet wurde, aber auch, daß noch keine Spur von ihr zu sehen war. Preußische Bataillone — namentlich wurden Einundsiebenziger genannt — hatten zurückgehen und schon gewonnene Terrain-Abschnitte wieder aufgeben müssen, und die Verluste wurden als entsetzlich bezeichnet. Positiv günstig lautete eigentlich keine der nun immer rascher aufeinander folgenden Nachrichten, denn auch die Fuhren mit Verwundeten häuften sich, und die bei Verwundeten natürliche Niedergeschlagenheit sprach sich auch in ihren Mittheilungen aus.

Meine Situation dort wurde eine sehr peinliche. Weiter vorwärts konnte ich nicht, denn an ein Durchkommen mit meinem Wagen war nach dem gleichlautenden Urtheil aller, die von dort kamen, nicht zu denken. — Helfen konnte ich nichts, etwas Zuverlässiges erfahren noch weniger, denn die Gerüchte waren verwirrt und widersprechend, — meine Anwesenheit so weit vor dem Hauptquartier und doch so weit weg vom Kampfe ganz unnütz, — so ließ ich denn, und allerdings in sehr gedrückter Stimmung, umkehren und fuhr über Horic nach Gitschin zurück. Lawinenartig hörte ich unterweges und namentlich in Horic die Gerüchte von dem ungünstigen Stande anwachsen. Selbst meine Rückkehr wurde von den in Haufen auf den Straßen stehenden Bewohnern in Horic und den großen Dörfern bis Gitschin als ein Zeichen einer von den Preußen erlittenen Niederlage gedeutet. „Der kommt auch schon zurück!" hörte ich in Horic von einer Gruppe sagen, bei der ich mich vor wenigen Stunden nach dem Stande der Dinge erkundigt. Je näher ich aber an Gitschin kam, je mehr verloren sich überhaupt alle

Nachrichten, und in Gitschin selbst wußte man gegen 3 Uhr nach
mittags noch nichts von der Großartigkeit des Kampfes, de
doch nur vier Meilen davon tobte. Natürlich, die Transport
der Verwundeten konnten nur langsam fahren, während mei
Kutscher sein Pferd fortwährend zur höchsten Eile antrieb, un
sonst kam niemand von dort zurück.

Da ich schon vor der Stadt in meinem gestrigen Quartie
ausstieg, so brauchte ich niemandem in der Stadt, der zum Haup
quartier gehörte, zu sagen, daß ich überhaupt fortgewesen wa
und konnte also die ungünstigen Nachrichten für mich behalte
Selbst den Kanonendonner hatte man in und bei Gitschin nu
schwach — wenn überhaupt — gehört. Man sprach wohl vo
einem Gefecht, wußte aber nichts von einer Schlacht. Wi
wenig man überhaupt unterrichtet war, ging aus der Anwesen
heit des kaiserlich russischen Militär-Bevollmächtigten, General
Kutusow, hervor, den ich ganz ruhig auf dem Markte spaziere
gehen sah, und der sich nur ganz gelegentlich nach der Rückkeh
des Königs erkundigte. Diese Ruhe und Unkenntniß steigert
meine Niedergeschlagenheit und Erregung. Ich wollte schreiber
— unmöglich! selbst im Quartiere litt es mich nicht. Bal
glaubte ich hier, bald hoffte ich dort etwas zu hören. Vor eine
Kirche am entgegengesetzten Ende des Marktes wurden no
immer die Waffen aufgehäuft, welche auf den Feldern um Gitsch
aufgelesen waren, — der Herzog von Sachsen-Koburg kam
und wurde einquartiert — gefangene österreichische Offizie
standen plaudernd und rauchend in Gruppen auf dem Markte —
ich sah meinem Quartier gegenüber — wo auf einem groß
Gehöfte eine Militärschlächterei etablirt war — einen Soldat
in blutbeschmierter Leinwandsjacke die Eingeweide eben
schlachteter Thiere reinigen, aber so ungeschickt, daß es mir a
fiel. Es war ein Gymnasiallehrer aus Schlesien, der sich
Zeit seiner Dienstpflichtigkeit durch Bestechung frei zu mac
gewußt und dafür schon im vorgerückten Mannesalter jetzt n

eingestellt worden war. — Die Frau meines Wirths war vom Lande zurückgekehrt und erzählte in höchster Aufregung von dem Schrecken und der Angst, die sie bei ihren Verwandten ausgestanden, als die Preußen bei Nacht in das Dorf eingerückt waren.

Erst nach 4 Uhr erfuhr man in Gitschin, daß überhaupt eine Schlacht in größtem Maßstabe stattfinde, als eine geschlossene Kutsche mit zwei schwer verwundeten Offizieren bei der Hauptwache vorfuhr. Alle Beamten der Kanzleien, die Dienerschaft sammelten sich um diese Kutsche, und nun erst verbreitete sich mit Blitzesschnelle die Nachricht, daß alle drei preußischen Armeen und die ganze österreichische Nord-Armee im Kampfe stünden. Das war mehr, als ich wußte und von der unmittelbaren Nähe des Kampfplatzes mitgebracht. Da ich mich aber überzeugt, wie die wachsende Entfernung eine Nachricht entstellt, so hütete ich mich auch jetzt noch zu sagen, daß ich dort gewesen. Nie werde ich die sich mit jeder Stunde steigernde Aufregung vergessen, in welche ich nun bis 8 Uhr abends gerieth, wo ich gerade im Telegraphenbüreau anwesend war, als die Siegesnachricht auf dem Drahte hereinflog. Es hatte mir nirgends Ruhe gelassen, wie betäubt war ich umhergeirrt, hatte gefragt und mich zu fragen gescheut, geantwortet und wissentlich falsche Antworten gegeben. Da sollten wenige Worte die Sorge in Jubel, die Angst in vollste Zuversicht verwandeln. Es war die Depesche des Grafen Bismarck an den Geheimen Legationsrath Abeken, wie sie im Staatsanzeiger erschien.

Mit einer Abschrift der Depesche eilte ich zur Stadt, und der erste, dem ich die Siegesnachricht zuschrie, war jener Gymnasiallehrer aus Schlesien, der noch immer die Eingeweide der geschlachteten Thiere auskratzte, und dem in freudigem Schreck die Arme am Körper herabfielen. — Noch ehe ich in das Thor gelangte, begegnete ich einigen Feldpostbeamten, die ich aufhielt, und denen ich ebenfalls mit vor Freude zitternder Stimme die

Jubelnachricht vorlas. Alle Fenster flogen auf, und alle Vorübergehenden standen still, als diese kleine Gruppe von fünf Männern plötzlich in ein Freudengeschrei ausbrach und dem Könige Hurrah! rief. Ich mußte ja aber in die Stadt, wo man noch nichts wissen konnte. Wie ich hinein gekommen bin, ob geflogen oder getragen, das weiß ich nicht mehr! Vor der Thür des königlichen Quartiers und unter den Arkaden ging alles noch so unruhig und erwartend umher, wie am Nachmittage, als ich athemlos anlangte und mit dem Rufe: Sieg! Sieg! sogleich einen dichten Haufen um mich versammelte, dem ich nun die Depesche vorlas, — ganz erstaunt, als ich nur hin und wieder einzelne Hurrahs! aber keineswegs einen so allgemeinen Ausbruch des Jubels hörte, wie ich ihn erwartet hatte, und wie er mir die Brust bewegte. Erst als man mich ziemlich kühl fragte, wo ich diese Nachricht her habe, dachte ich daran, daß ich in der Eile der Abschrift auf dem Telegraphenbüreau vergessen hatte, hinzuzufügen: von dem Ministerpräsidenten an den Geheimen Legationsrath Abeken. Als ich dies jetzt nachholte und versicherte, das Eintreffen des Telegramms selbst gesehen zu haben, da brach denn freilich auch hier ein unbeschreiblicher Jubel aus. Man hatte mir einfach nicht geglaubt, meine Nachricht für eines der Gerüchte gehalten, die schon am Nachmittag so widersprechend von einem zum andern geflogen waren. Und hatte man nicht ein vollkommenes Recht zu diesem Unglauben? War es nicht wie ein Wunder, das sich vor unseren Augen vollzog? Vor drei Tagen erst war der König aus Berlin abgereist, heute am angesagten Ruhetage nur zu einer Besichtigung der Vorposten gefahren, das Diner für seine Rückkehr war vorbereitet, es war der ganz gewohnte Verlauf eines Hofhaltungstages — und nun solche Schlacht! ein solcher Sieg! Jetzt mußte ich die Depesche wohl zehnmal vorlesen. Was von dem immer wiederholten Hurrahrufe aus den Häusern auf den Markt gelockt worden war, sammelte sich um mich, und alles verlangte natü[rlich]

lich genauere Nachrichten, als ich sie geben konnte. Ich wurde an den Brunnen in der Mitte des Marktplatzes gedrängt, wo ein ganzer Haufen Gitschiner Bürger stand, denen ich ebenfalls die Depesche vorlesen mußte, die mich aber nicht alle verstanden und erst durch die Uebersetzung ins Böhmische erfuhren, um was es sich handelte. Von hier wollte ich nach Hause eilen, denn nun fing ja meine Arbeit erst an, und es war wahrlich wichtiger, daß man in Berlin durch die großen Zeitungen erfuhr, was geschehen, als daß ich es hier noch weiter verbreitete. An der Ecke der Straße, die vom Markte zum Thore führte, mußte ich an einer Gruppe österreichischer Offiziere vorüber, die — natürlich ohne Waffen — in ihren grauen Kapot-Ueberröcken, Cigarren rauchend, sich unterhielten. Sie hatten von dort gesehen, daß ich wiederholt etwas vorgelesen, das jedes Mal darauf folgende Hurrahrufen gehört und fragten mich, was denn geschehen sei. Es war mir peinlich, diesen Männern die ganze Wucht der Depesche mitzutheilen; ich sagte, um ihnen nicht wehe zu thun, nur: „Es hat wieder ein Gefecht stattgefunden, meine Herren, in dessen Folge Ihre Truppen über die Elbe zurückgegangen sind.“

„Glaub's schon! Hat sich wieder so a verruchter Korpskommandant einzeln abklopfen lassen.“

„Erlauben Sie, es war kein einzelnes Ihrer Korps, es war die ganze Nord-Armee.“

„Ja, aber der Benedek war nit dabei; den hätten's nit geklopft!“

„Ich habe Ihnen das aus Schonung nicht sagen wollen. Bei Ihnen hat der Generalfeldzeugmeister Benedek, bei uns Seine Majestät der König kommandirt. Es war auch kein Gefecht, sondern eine rangirte Schlacht, und da Sie auch jetzt noch keinen Glauben an die Ueberlegenheit unserer Waffen zu haben scheinen, so muß ich Ihnen auch den Inhalt der eben vom Schlachtfelde eingelaufenen Depesche vorlesen.“

Der Eindruck, den sie auf diese Offiziere machte, war ein sehr verschiedener. Einem sank die Cigarre aus der Hand, er faltete die Hände und rief mit tief schmerzlichem Tone: Armes Oesterreich! die anderen, und gerade die älteren, bliesen nur noch heftigere Rauchwolken aus und ergossen sich in einer Flut von Schmähworten auf ihre Generale, auf die „Sauwirthschaft“ bei der Armee und endlich auch gegen ihren kaiserlichen Herrn in Ausdrücken, die ich niederzuschreiben Anstand nehme, aber leider den anderen Offizieren in Gegenwart eines Fremden nichts Auffallendes zu haben schienen. Ich kann nur sagen, daß ein preußischer Offizier nie ein solches Wort von seinem Könige gebrauchen würde. Er denkt es nicht, viel weniger würde er es je aussprechen.

Sehr erregt eilte ich nun nach Hause, hatte erst noch ein Examen vor meinen Wirthsleuten zu bestehen, die indessen keinen besonderen Kummer über die Niederlage ihres Heeres hatten, sondern sich darüber freuten, daß nun hoffentlich alles wohl bald vorbei sein werde; nur ließ die Besorgniß ihren Stachel blicken, ob denn der König von Preußen auch den Beamten ihre Gehalte bezahlen werde. Dann aber ging es an den Schreibtisch, und wenn ich jetzt übersehe, was ich an jenem Abende und in jener halben Nacht an die verschiedenen Berliner Zeitungen zusammengeschrieben, so muß ich mich selbst über meine — allerdings fieberhaft angestrengte Thätigkeit wundern.

Schlaf fand ich aber auch in dieser Nacht nicht. Bei jedem Wagengerassel glaubte ich den König zurückkommen zu hören und blieb in den Kleidern, um jeden Augenblick hineilen zu seine Befehle empfangen zu können. Statt dessen hörte ich nur endlos Fuhrwerk hinausfahren, um die Verwundeten hereinzuholen, und je mehr ich schrieb, je mehr wich die Siegesfreude, um dem Gedanken an die auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten, der tiefen Trauer Platz zu machen, welche durch die schweren Verluste im Vaterlande verbreiten werde.

Nicht körperliche Müdigkeit, sondern geistiges Entsetzen vor gleichen und gewiß stärkeren Scenen, als ich sie gestern in jener Kirche am Thore gesehen, lähmten endlich lange nach Mitternacht meine Thätigkeit, — aber Ruhe fand ich nicht. Im Gegentheil war mir die behagliche Wärme des Bettes peinlich, denn ich konnte die Bilder Verschmachtender, Verstümmelter, hülflos der kalten Nachtluft Ausgesetzter nicht los werden und sah Männer mit dem Tode ringen, während ich mich bequem in einem Bette ausstreckte, Männer, an die ich nur mit höchster Achtung zu denken gewohnt war. Und das waren keine Phantasiebilder, keine Traumgespinnste, das war die allerkrassеste Wirklichkeit, das mußte sie sein, wie sie es ja nach jeder großen Schlacht ist, und wie ich es tausendfach gelesen.

Außer der Nacht nach meinem „letzten Abend auf der Bühne" in Hamburg und jener Nacht, in welcher mein Haar über die schwere Erkrankung meiner ältesten Tochter grau wurde, habe ich keine so qualvolle Nacht durchlebt, wie die vom 3. zum 4. Juli 1866 in Gitschin.

Mit der ersten Morgendämmerung sprang ich auf und trieb meinen Kutscher an, mit dem Anspannen zu eilen; denn nun galt es ja zu erkunden, zu sammeln, zu arbeiten, um Tausenden, ja Millionen im Vaterlande Freude zu machen, und wer konnte das besser als ich, der ich ja das Glück hatte, auch in so mächtigen Augenblicken dem Könige selbst nahen zu dürfen, der ja jetzt auch ein Sieger geworden war, der glorreich hervorging, nicht allein aus einem solchen Kampfe mit den Waffen, sondern nun auch glorreich aus dem Kampfe gegen die Revolution hervorgehen mußte. In steigender Aufregung legte ich den schon gestern gemachten Weg bis Horic zurück. Lange Züge von österreichischen Gefangenen, nur von wenigen preußischen Soldaten eskortirt, aber nichts weniger als niedergeschlagen oder mit irgend einem Gesichtsausdruck, der ihrer Lage angemessen gewesen wäre, — Bauerwagen mit Verwundeten, — Johanniter-

ritter mit Vorräthen und schon in helfender Thätigkeit, wo zu [illegible]
helfen war, begegneten mir, unter anderen Herr v. Mellenthin, [illegible]
mein langjähriger Tischnachbar in Meinhardts Hotel — jetzt in [illegible]
seiner Landwehr-Husarenuniform. Die freudigsten wechselten mit [illegible]
den traurigsten Eindrücken. Unter den letzteren ist mir eine [illegible]
Wassermühle unvergeßlich, in welcher ein Lazareth etablirt war, [illegible]
wo die von Sadowa und Horic kommenden Wagen mit Ver-[illegible]
wundeten anhielten, in der Hoffnung, hier ihre traurige Ladung [illegible]
los zu werden. Die Mühle war aber schon übervoll, und jeden [illegible]
neu ankommenden Wagen mußte zugerufen werden: Kein Platz [illegible]!
Weiter nach Gitschin! Mein Kutscher hatte hier gehalten, um [illegible]
das Pferd aus dem klar rauschenden Mühlbach zu tränken, und [illegible]
so wurde ich Zeuge der herzzerreißendsten Scenen. Auf einem [illegible]
der Wagen lag unter anderen Schwerverwundeten ein blutjunger [illegible]
kaiserlicher Offizier, der auf den Zuruf des Lazarethgehülfen [illegible]
dem Eingange zur Mühle: Kein Platz mehr! Weiter nach
Gitschin! in ein furchtbares Jammergeschrei ausbrach und den
Fuhrmann um Gotteswillen bat, er möge nicht weiter fahren,
sondern ihn auf die Landstraße legen, denn er könne das Fahren
nicht mehr aushalten, die Schmerzen seien zu fürchterlich. Der
Fuhrmann — wahrscheinlich ein Böhme — verstand ihn nicht
und rückte mit dem Wagen zum Weiterfahren an. Da stieß der
junge Offizier einen so entsetzlichen Schrei aus, daß ich ausstieg,
die Pferde anhielt und den Lazarethgehülfen bat, doch einmal
nachzusehen und seinen Vorgesetzten zu fragen, ob nicht doch
noch ein Plätzchen für den so schwer Leidenden in der Mühle
sei. Der Soldat ging hinein, und nie werde ich den dankbaren
Blick vergessen, den mir der Offizier zuwarf. Sprechen konnte
er nicht mehr, denn das Blut stürzte ihm aus dem Munde.
Gleich darauf kam der preußische Militärarzt selbst aus der
Mühle. Er hatte Leinwandärmel über der Uniform, die ganz
mit frischem Blute getränkt waren, auch seine Hände waren
blutig; wahrscheinlich hatte er eben eine Operation beendet. Er

trat an den Wagen, erkundigte sich, sprach Trost zu, erhielt aber keine Antwort mehr. Offenbar lag der Unglückliche im Verscheiden. Das Blut strömte durch das Stroh des Wagens auf die Chaussee zwischen die Räder. Noch einmal faßte der Arzt den Puls, dann schüttelte er den Kopf und rief dem Fuhrmann zu: Nach Gitschin! — Wahrscheinlich lag der Offizier im Todeskampfe, wenigstens gab er keinen Laut mehr von sich, und der Wagen rumpelte weiter. Von den übrigen auf dem Wagen liegenden und sitzenden Verwundeten hatte keiner ein Zeichen von Theilnahme und Mitgefühl gegeben. Vor sich hinbrütend, die blutigen Kopf- oder Brustverbände haltend, schienen sie gar keinen Begriff von dem zu haben, was dicht neben ihnen vorging. Ich war tief erschüttert, und wie viel Schlimmeres sollte ich in den nächsten Tagen noch zu sehen bekommen! —

Unter solchen Eindrücken langte ich in Horic an, wo ein unglaubliches Getümmel und große Verwirrung herrschte. Das in Gitschin zurückgebliebene Hauptquartier-Gefolge hatte noch gestern Abend spät den Befehl erhalten, sogleich nach Horic zu kommen, und die unmittelbare Bedienung des Königs war bereits um 3 Uhr in der Nacht angekommen. Die Kabinette und Kanzleien trafen im Laufe des Tages ein. Wieder ließ ich meinen Wagen einstweilen auf dem Markte halten und eilte in das dort sogenannte Schloß, wo der König abgestiegen war. Der König war trotz der schweren Ermüdung des vorigen Tages doch schon aufgestanden und saß wieder über Papieren, als der Kammerdiener mich anmeldete. Auf dem Markte und im Schlosse hatte ich bereits von den Flügeladjutanten und befreundeten Offizieren so viel Stoff für den ersten Schlachtbericht gesammelt, daß es nur darauf ankam, zu sichten und die Genehmigung für die Veröffentlichung zu erhalten. Wo aber jetzt in dem überfüllten Horic ein Unterkommen finden? Der Bürgermeister geflohen, keinerlei Autoritäten vorhanden, jedes Haus mit verwundeten Offizieren belegt. Wo ich auch anfragte, überall

wurde ich abgewiesen. Diesmal wollte es also mit der Selbst-einquartierung nicht gehen, und ich mußte mich an den Dragoner-offizier wenden, dem die Quartiergeschäfte für das Hauptquartier übertragen waren, und der mir auch sofort ein Haus in der Nähe des Schlosses bezeichnete, wo ich mich einstweilen installiren könne; nur müsse ich gewärtig sein, sofort das Quartier zu verändern, wenn vielleicht verwundete höhere Offiziere nach Horic gebracht würden. Ich fand ein elendes, kleines Bauerhaus, von Stockböhmen bewohnt, die, wie es schien, einen kleinen Viktualienhandel betrieben, dies aber offenbar vor mir verbergen wollten. Ich wurde in ein kleines, hinten hinaus gelegenes Parterrezimmer gewiesen, vor dessen Fenster eine Mistpfütze und auf dieser ein lieu d'aisance primitivster Architektur sich befand, den keiner der sehr zahlreichen Hausbewohner besuchen konnte, ohne mich auf das vollständigste mit seinen Zwecken bekannt zu machen. Das einzige Möbel in diesem sogenannten Zimmer war eine Bettstelle, die aber nur mit Stroh angefüllt war — wahrscheinlich hatten die Wirthsleute das Bettzeug vor dem Feinde in Sicherheit gebracht — außerdem nur eine Bank, sonst nicht das Geringste. Vor allen Dingen mußte ein Tisch geschafft werden. Außer einer Art von mächtigem Schenktisch, dessen Platte von allen möglichen Dingen klebrig war, befand sich nichts im ganzen Hause; endlich gab ich das Bitten und Selbstsuchen auf und befahl mit möglichst rauhem Tone die ungesäumte Anschaffung eines Tisches. Daß die Leute sich so zu helfen wissen würden, wie es nun geschah, hatte ich freilich nicht erwartet. Eine ganze Herde von Kindern schleppte von einem im Garten neben der erwähnten Mistpfütze stehenden Holzstoß die Kloben herein, schichtete diese wie ein Klaftermaß auf und legte über diesen Unterbau ein Brett, über dessen bisherige Bestimmung auch die entschiedensten Bedenken gerechtfertigt waren. So war wenigstens für den ersten Tag ein Schreibtisch hergestellt, wie ich ihn noch nie gebraucht, und wie

ich Aehnliches noch nie gesehen. Nun machte ich mich hier an die Berichterstattung. Auf die erste bescheidene Anfrage, ob ich ich wohl etwas zu essen bekommen könne, erfolgten die eifrigsten Betheuerungen, daß man selbst nichts habe; als ich aber meine blanken Thaler zeigte, wurde eine lebendige Gans herbeigebracht und pantomimisch nach ihrem Schicksal gefragt. Ein Gänsebraten nach dem zweitägigen Hungerleiden in Gitschin war eine zu köstliche Perspektive, als daß nicht sofort ihre Tödtung hätte dekretirt werden sollen. Wie enttäuscht war ich aber, als sie mir nicht gebraten, sondern gekocht gebracht und die Brühe als Suppe servirt wurde. Der Anblick war fast ekelhaft, und doch wurde das Thier bis zur Abreise von Horic vollständig aufgegessen, ja vor den Späherblicken Besuchender sorgfältig unter der Bettstelle versteckt. Auch mein Kutscher hatte sich schon als Sieger fühlen gelernt und sein Pferd brevi manu sehr gut untergebracht, so daß es wenigstens nicht zu biwakiren brauchte.

Hätte ich ahnen können, daß am Nachmittage der König bei dem Begräbniß des General v. Hiller und des Oberstlieutenant v. Helldorff — beides mir nahe befreundete Männer, mit denen ich in Potsdam mannigfach verkehrte — gegenwärtig sein werde, so hätte mich die abschlägige Antwort, welche ich erhielt, als ich einen Platz in irgend einem der königlichen Wagen erbat, um dem Könige auf das Schlachtfeld nachzufahren, doch nicht abgehalten, es mit irgend einem Fuhrwerk auf meine eigene Hand zu versuchen; denn mein Kutscher erklärte mir, daß er nach der gestrigen und der heutigen Frühfahrt seinem Pferde nichts weiter zumuthen könne. Andererseits mahnte mich aber das reichlichst eingesammelte Material zur Arbeit für die Heimat, wo man nähere Nachrichten über die Schlacht gewiß mit größter Spannung erwartete. Nur abends ging ich noch einmal aus, um über das Eintreffen des Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz Näheres zu hören, wobei ich mich überzeugte, daß das Städtchen sich in einem greulichen Zustande befand, der ohne das thätige

und allerdings peremptorische Einschreiten unserer Feldpolizei-Beamten sogar gefährlich werden konnte. Da die meisten wohlhabenden Einwohner geflohen waren, und die hungrigen, übermüdeten Soldaten fast nur verschlossene Thüren fanden, so erfolgte ein Einbrechen derselben und regelloseste Selbsteinquartierung. Umherlungerndes Gesindel benutzte das und brach ebenfalls ein, aber nicht um sich einzuquartieren, sondern um das zugängliche Eigenthum zu stehlen, was natürlich später alles auf Rechnung unserer Soldaten geschrieben wurde. Dabei fehlte es an allem, Lebensmitteln, Lagerstellen, Leinwand für die Verwundeten, Pferdefutter. Der Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber machte diesen Zuständen durch die Einsetzung eines Bürgermeisters ein Ende, die in zwang- und formlosester Weise erfolgte. In Friedenszeit würde die Wahl einer solchen Persönlichkeit, wie sie hier in Horic stattfand, allerdings nicht möglich gewesen sein und selbst bei dem Ernennenden denn doch lebhafte Bedenken veranlaßt haben; die außerordentlichen Umstände rechtfertigten aber eben alles, und der Erfolg zeigte, daß rasches, entschiedenes Handeln meist die beste Garantie für das Gelingen ist. Ganz verblüfft über die als Nothbehelf angewendeten Mittel kam ich in mein mehr als bescheidenes Quartier zurück, wo ich mindestens keinen Einbruch zu fürchten hatte, denn in dieser Spelunke konnte niemand etwas Werthvolles vermuthen. Obgleich ich schon zwei Nächte nicht geschlafen hatte, von den Anstrengungen des Tages übermüdet war, und mein Fuß mich heftig schmerzte, fühlte ich doch bis zum frühen Morgen nicht die geringste Anwandlung von Schlaf, sondern mußte schreiben, schreiben, um meine Aufregung zu beschwichtigen. Manchmal fuhr ich im Schreiben zuckend zusammen und mußte mich fragen, ob denn das alles nicht ein Traum sei, ob denn das alles wirklich geschehen konnte und schon Geschichte geworden sei. Vor drei Tagen noch in Berlin, heute mitten in Feindesland,

in der Nähe eines blutigen Schlachtfeldes, au lendemain d'une victoire!

Hätte ich nur endlich — gegen 4 Uhr morgens — den Versuch überhaupt nicht gemacht, schlafen zu wollen! Aber die fließenden Talglichte waren heruntergebrannt und somit kein Arbeiten mehr möglich. So legte ich mich in jene, mit altem Stroh gefüllte Bettstelle, hatte mich aber kaum ausgestreckt, als eine ganze Herde von blutgierigen Insekten über mich herfiel und mich so unbarmherzig zerbiß, daß ich aufspringen und mich auf die Bank setzen mußte, denn von einem Umhergehen konnte bei der Kleinheit der Kammer keine Rede sein. So brachte ich in einer ungemein quälenden Halbheit zwischen Schlaf und Wachen die Zeit bis zur vollen Tageshelle zu. Das Waschen mußte unterm Brunnen über der Mistpfütze stattfinden und zum Abtrocknen ein schon getragenes Hemde verwendet werden, denn weder eine Schüssel, noch ein Handtuch war in diesem armseligen Hause zu erlangen. Im Felde aber geht eben alles! Es gehört für den Leser indessen doch die eigene Erfahrung dazu, um solche „petites misères" überhaupt glaublich zu finden.

Bemerken muß ich noch, daß in dieser Nacht die ersten Telegramme des Wolffschen telegraphischen Büreaus an mich gelangten, da ich durch die ordnungsmäßige Einquartierung nun zu einer offiziellen Person geworden war. Sie wurden schon in dieser Nacht, in späteren, bis Nikolsburg, wo die ganze Sache einen ruhigeren Verlauf nahm, sogar stündlich, ja halbstündlich gebracht. Keine war aber von so dringender Wichtigkeit, daß ich den König damit hätte im Schlafe stören mögen; wußte ich ja doch, daß ich Gelegenheit haben würde, sie am nächsten Morgen vorlegen zu können. Anfangs war ich zweifelhaft darüber, was ich thun sollte. Was mir unwichtig schien, konnte ja doch dem Könige sehr wichtig sein; aber das: point de zèle! hatte ich von Männern wie v. Rauch, v. Gerlach, Graf

Stolberg gründlich kennen gelernt, und so mäßigte ich denn meinen Eifer.

Am 5. früh ordnete ich erst alles zu einer Fahrt auf das Schlachtfeld, zu welcher auch mein Kutscher, da wir gesiegt, jetzt plötzlich die größte Lust hatte, und begab mich dann auf das Schloß, hinter welchem in einigen Obstgärten die Kavallerie der Stabswache höchst malerisch biwakirte. Schon beim Kaffee ließ der König mich eintreten — ich habe bereits an einem andern Orte erwähnt, daß dies nur selten geschah, während des Feldzuges aber fast täglich — und ich konnte die ersten telegraphischen Depeschen über den Siegesjubel in Berlin vorlesen, ebenso die während der Nacht geschriebenen Berichte für die Zeitungen in der Heimat. Die Anwesenheit des kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz, die Begegnung des Königs mit ihm auf dem Schlachtfelde — die mit jeder Stunde deutlicher hervortretende Wichtigkeit des erfochtenen Sieges, der auch heute nicht in seiner ganzen Bedeutung erkannt war und es erst in Pardubitz werden sollte — die Zahl der Trophäen — endlich, daß der König beabsichtige, am heutigen Tage die Festung Königgrätz bombardiren zu lassen, waren diesmal Gegenstand des Gesprächs, und die Aussicht auf das Bombardement ward ein Grund mehr, mit meinem Ausfluge auf das Schlachtfeld zu eilen. Der König war heute schon wieder viel frischer, auch nicht mehr so heiser, wie ich ihn am Tage vorher gefunden, und hörte mit Vergnügen, was ich Erfreuliches von Selbstgesehenem und Gehörtem berichten konnte; wahrlich, in jenen Tagen war kein Mangel daran!

Dann ging es, diesmal ohne Gepäck im Wagen, hinaus auf das Schlachtfeld. Bis Klenitz machte ich die schon am 3. zurückgelegte Tour noch einmal, aber mit wie anderen Gefühlen! Von da an war mir alles neu, obgleich ich durch das Studium der Karte und das vom Gange der Schlacht Erfahrene orientirt war. In der Thalsenkung bei Chlum fand ich

das 1. Garde-Regiment zu Fuß, eben im Begriff, aus dem Freilager aufzubrechen und in der Richtung von Pardubitz abzumarschiren. Daß ich Truppen der Potsdamer Garnison vor allen anderen aufsuchte, war wohl natürlich; war ich doch bei ihrem Ausmarsche gegenwärtig gewesen! Ein Hautboist wohnte in meinem Hause, und meine Frau hatte mir geschrieben, ich möge mich doch nach ihm erkundigen, da man seiner Frau die schlimmsten Nachrichten hinterbracht, und ein Unteroffizier des Füsilier-Bataillons war Bräutigam unserer Köchin. Mitten unter der Freude, befreundete Offiziere dieses und des 3. Garde-Regiments zu Fuß wiederzusehen, die nicht wenig erstaunt waren, mir hier auf dem Schlachtfelde zu begegnen — mitten unter den freundlichen Gesichtern der Unteroffiziere und Soldaten, die ihren in Potsdam so oft gesehenen Soldatenfreund auch hier auf ihrem blutgetränkten Ehrenfelde wiedersahen, vergaß ich meine Ehestands- und Liebeskommissionen nicht und konnte von Horic aus gleich telegraphisch beruhigen, daß alles wohlauf sei. Das 1. Garde-Regiment hatte zwar schwere Verluste gehabt, aber die Aeußerung des Königs, es habe so gelitten, daß es aus zwei Bataillonen habe eines formiren müssen, fand ich widerlegt. Alle drei Bataillone rückten, allerdings wesentlich schwächer, als ich sie aus Potsdam hatte ausmarschiren sehen, in der Brigade-Formation aus dem Freilager ab. Ich hörte hier viel Erfreuendes über die Wirkung meines „Feld-Soldatenfreundes“ und machte aufs neue die Erfahrung, daß meine damals 33jährige Thätigkeit für die Armee keine unfruchtbare gewesen war. Was ich darüber hier und sonst bis zum Ende des Feldzuges bei den Truppen hörte, war wahrlich aneifernd genug, um den Vorsatz rüstiger Weiterarbeit zu befestigen. Als die 1. Garde-Infanterie-Brigade abmarschirt war, wohnte ich einigen Begräbnissen bei, die rings umher auf den Feldern vor sich gingen, machte einen Besuch im Freilager des Garde-Kürassier-Regiments, wo ich den Offizieren vieles ihnen Unbekannte mittheilen konnte, fuhr durch die Dörfer

Dohalicka, Cistowes, Lipa und Sadowa nach Horic zurück, hatte aber nicht berechnet, daß es doch ein anderes Ding ist, der endlosen Zufuhr einer Armee entgegen, als mit ihr zu fahren. Manchmal war es ganz unmöglich, vorwärts zu kommen, so voller Fuhrwerk, Gefangenen-Transporte und marschirender Truppen waren die Chaussee und alle Nebenwege. Da mußten denn die Orden wieder helfen, und so kam ich gegen 3 Uhr nach Horic zurück, um den Rest der gekochten Gans unter jener belebten Bettstelle hervorzuholen und sofort das Erfahrene niederzuschreiben. Mit Schrecken dachte ich aber an die bevorstehende Nacht und wollte versuchen, ob ich nicht ein anderes Unterkommen finden könne. Ein Zusammentreffen mit Dr. Stieber überhob mich aber weiteren voraussichtlich doch vergeblichen Suchens, denn er schenkte mir eine Quantität persischen Insektenpulvers, das er, vorsichtiger als ich, in richtiger Ahnung böhmischer Einquartierung, aus Berlin mitgenommen hatte. Auf diesem Wege durch den Ort und zum Telegraphenamte begegnete ich zwei Musketieren vom 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 27, die, schwer bepackt und schweißtriefend, von Gitschin her durch Horic eilten und sich bei mir erkundigten, wo hinaus es nach Pardubitz gehe?

„Wo kommt Ihr denn so eilig her?"

„Aus Gitschin, wo wir Gefangene hintransportirt haben."

„Und was wollt Ihr denn in Pardubitz?"

„Wir haben unterwegs gehört, da könnte es heute Abend noch etwas geben, und da müssen wir doch dabei sein."

„Habt Ihr Euch denn in Gitschin nicht erst etwas ausgeruht? Ihr müßt ja beinahe noch in der Nacht ausmarschirt sein, wenn Ihr jetzt schon hier seid."

„I, wo können wir ausruhen, wenn unser Regiment heute vielleicht noch wieder ins Feuer kommt. Da müssen wir doch dabei sein, und der Tag ist nicht mehr lang, Pardubitz aber noch drei Meilen!"

Dabei liefen sie weiter, als ob ihnen der Kopf brenne. Ich sah ihnen erstaunt nach. Wenn man weiß, wie leicht es Transporteurs von Gefangenen oder überhaupt Abkommandirten ist, sich durch irgend einen gar nicht zu kontrolirenden Vorwand auf Tage, ja auf Wochen vom Regimente zu absentiren, dann muß man den Diensteifer dieser beiden Musketiere wahrhaft bewundern. Es hat mir nachher oft leid gethan, nicht nach ihren Namen gefragt zu haben. Solche Bravour ist fast ehrenwerther, als die Heldenthat auf dem Schlachtfelde, weil eben niemand davon erfährt! Auf mich machte diese Antwort einen tiefen Eindruck, erklärte aber auch manches, was in den letztvergangenen Tagen fast unglaublich geschienen.

Im Telegraphenamte begann nun die anderweitig erzählte Folge von Vorgängen mit der Depesche des Kaisers Napoleon, der ich hier nichts hinzuzufügen habe. Wenn ich jetzt den Artikel des „Feld-Soldatenfreundes“ „Der König in der Schlacht bei Königgrätz“, aus welchem später der Artikel „Dem König geräths“ in Nr. 198 der Kreuzzeitung und dann noch eine viel verbreitete Broschüre wurde, überlese und bedenke, daß ich ihn in der Nacht vom 5. zum 6. unter den Eindrücken jener napoleonischen Depesche schrieb, so muß ich mich selbst über die Spannkraft wundern, die ich mir während dieses Feldzuges bewahrte. Die Besorgnisse, welche aus der Kenntniß dieser Depesche sich ergaben, daß wahrscheinlich die italienische Armee nach Mähren gezogen werden würde, ließen sich durch Insektenpulver nicht verscheuchen, und da ich für Vorrath an Talglichten gesorgt — ich mußte acht anzünden, um nur erträglich zum Schreiben sehen zu können, hängte aber vorsichtig mit meinem Mantel das Fenster zu, denn wie wäre solch eine Beleuchtung in dieser Spelunke aufgefallen! — so wurde wieder wenig aus dem Schlaf, und was etwa noch hätte daraus werden können, vertrieb mir gründlich von Stunde zu Stunde die Ordonnanz mit telegraphischen Depeschen.

Der 6. Juli war ein äußerlich ruhigerer, innerlich aber desto bewegterer Tag im Hauptquartiere. Die napoleonische Einmischung, die Abtretung Venetiens, die Heranziehung der italienischen Armee wurde bekannt und die Stimmung eine zweifelnde, gedrückte. In der Stadt hatten die Dinge nach dem fürchterlichen Wirrwarr der ersten Tage eine andere Physiognomie angenommen, man hatte sich eingerichtet, fühlte die Thätigkeit der Polizei und sah die Ordnung zurückkehren. Ich durfte früh beim Kaffee den in der Nacht geschriebenen Artikel vorlesen und fand den König trotz jener Depesche so ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Wie gewöhnlich war meine Anwesenheit und Thätigkeit vielen und mein stets freier Zutritt zum Könige der nächsten militärischen Umgebung des Königs ein Räthsel, also unangenehm. So vollständig ich das begriff, so wenig fand ich mich veranlaßt, jede einzelne Persönlichkeit über dasjenige aufzuklären, was etwa Seine Majestät mir aufzutragen hatte. Die Bedienung des Königs wußte, daß ich noch nie abgewiesen, stets und sogar zu Zeiten, wo niemand empfangen wurde, vorgelassen worden war. Lagen also die Zimmer des königlichen Quartiers so, daß ich eben durch die Räume in das Schlaf- oder Arbeitszimmer des Königs gelangen konnte, welche für den Kammerdiener und die Garderobe bestimmt waren, so ging eben alles wie am Schnürchen. War aber nach 9 Uhr morgens kein anderer Eingang als durch das Zimmer, in welchem die Flügel-Adjutanten, sonst höhere Offiziere des Hauptquartiers u. s. w. versammelt, die königlichen Befehle erwarteten, so hatte das seine Schwierigkeiten. Offiziell konnte die Anmeldung dann nur durch die dienstthuenden Flügel-Adjutanten geschehen, unter denen mehrere mir wohlgeneigt, einige auch befreundet waren. Keinem war es aber angenehm, wenn ich mich, wie gewohnt, durch den Kammerdiener oder Leibjäger melden ließ. Einige der Herren hätten mich lieber irgend wo anders als im Hauptquartier ge-

sehen. Ich beklagte mich nicht darüber; aber ich kehrte mich endlich auch nicht daran. Machte doch ein freundlicher Blick und ein gnädiges Wort des Königs auch die unangenehmsten Eindrücke wieder gut.

Der ganze Nachmittag und Abend des 6. wurde zur Redaktion der nun immer vollständiger eingehenden Berichte verwandt, und es war dies die erste Nacht, in welcher ich wenigstens so lange schlafen konnte, wie die ankommenden Telegramme es gestatteten.

Am 7. verließ ich schon sehr früh Horic, ohne dem Könige die Telegramme der vergangenen Nacht übergeben zu haben, da nichts Wichtiges darunter war, und fuhr zum ersten Male über die ganze Ausdehnung des Schlachtfeldes von Königgrätz, während ich am 3. nur bis Klenitz und am 5. nur bis hinter Chlum gekommen war. Nach den mir bekannt gewordenen Berichten konnte ich den Weg mit vollem Verständniß der stattgehabten Vorgänge übersehen und kam bis Kukelna, seitwärts von der Festung Königgrätz, auffallend rasch vorwärts, denn die Chaussee war fast leer. Wie gestern war auch heute nichts aus dem Bombardement der Festung geworden, weil man voraus wußte, daß man mit Feldgeschützen nichts ausrichten würde. Die vor der Festung stehen gebliebenen Batterien des 6. Feld-Artillerie-Regiments hatten zwar Versuche gemacht, erbeutete österreichische 8-Pfünder dazu zu verwenden, und die Mannschaften bereits an diesen Geschützen einexerzirt, aber es kam nicht dazu, wahrscheinlich, weil die Armee unablässig weiter gegen Mähren vorging. Ich traf in Kanonenschußweite von der Festung nur einige Feldwachen, welche mich von der Chaussee weg auf einen Seitenweg über die Freihöfe nach Kuklena und Plaçiz wiesen. Sie warnten mich, nicht zu weit links zu fahren, da die Kugeln aus der Festung die kleinen Verbindungswege zwischen den Freihöfen bestrichen, und mein Kutscher zeigte sich so empfänglich für diese Warnung, daß wir wahrscheinlich nach Prag, aber nicht

nach Pardubitz gekommen wären, wenn ich ihn noch mehr rechts hätte fahren lassen. In Plaçiz mußte Rast gemacht werden, um das Pferd zu füttern, und ich machte dort die Bekanntschaft mehrerer Generalstabs-Offiziere vom 6. Armeekorps und Ulanen-Offiziere, die mich mit einem Frühstück bewirtheten und gern die neuesten Nachrichten aus dem Hauptquartier hörten. Es fiel mir bei dieser Gelegenheit wie während des ganzen Feldzuges auf, wie wenig unterrichtet von den eigentlich entscheidenden Vorgängen ein Truppentheil, nur auf wenige Meilen vom Hauptquartier entfernt, sein kann. Meinen freundlichen Wirthen war fast alles neu, was ich ihnen erzählen konnte. So vortrefflich sie von alledem unterrichtet waren, was vor ihnen und in ihrem unmittelbaren Operationskreise lag, so wenig waren sie mit den Dingen, Personen und Vorgängen im Hauptquartiere bekannt. Und war es denn im Hauptquartiere mit Bezug auf die Truppen etwa anders? Die höchsten Spitzen mochten wohl wissen, wo und wie die Truppen standen, für andere war es fast unmöglich zu erfahren, wo ein Regiment bestimmt zu finden war. So schrieb eine Dame aus Fürstenwalde an mich, wo sich ein Landwehr-Ulanen-Regiment befinde, bei welchem ein theurer Anverwandter stand. Trotz aller Erkundigungen war es mir nicht möglich, im Hauptquartiere etwas ganz Verläßliches darüber zu erfahren, während die Dame gewiß überzeugt war, mir werde das ein Leichtes sein.

So leer die Chaussee von Horic bis Plaçiz gewesen, so belebt fand ich sie von hier bis Pardubitz; die erbeuteten Geschütze standen in Parks aufgefahren, es waren Lazarethbaracken und Zelte auf den Feldern aufgeschlagen, und man sah eine unglaubliche Menge österreichischer Proviant- und Fouragewagen in langen Reihen ohne alle Bewachung stehen. Namentlich in der Gegend der großen Landseen Hrobitz und Oplatil kam ich in ein Gedränge preußischer Fuhrwerkskolonnen, daß man nur Schritt vor Schritt vorwärts kommen konnte. Eine gro-

Menge zerlumpten und verdächtig aussehenden Gesindels hatte sich diesen Kolonnen angeschlossen und wälzte sich mit dem Troß vorwärts, um wo möglich rechtzeitig zu einem zweiten Schlachtfelde wie das von Königgrätz zu kommen; Gestalten, denen man schon bei Tage nicht gern begegnete, viel weniger bei Nacht. Ich ließ durch den Kutscher einige fragen, wer sie seien und wohin sie wanderten. Viehtreiber, hieß es, die den Truppen Ochsen nachgetrieben, Pferdehändler (?), Knechte, die ihre Gespanne suchten, Marketender, der ganze Bodensatz eines Heertrosses, der sich vorne bei den Truppen nicht sehen lassen darf, sich wenigstens dort nicht recht wohl fühlt, aber auf Kosten des guten Rufes einer Armee lebt.

Vor Pardubitz war die schöne Elbbrücke abgebrannt worden, und rechts wie links der Brückenpfeiler, von denen noch verkohlte Balken herabhingen, waren zwei preußische Pontonbrücken geschlagen, zu denen der Zugang von dem hohen Chausseedamme herab auf die tiefliegende Uferwiese wirklich gefährlich war. Von der Einfahrt in Pardubitz an schlug das bis dahin heitere Wetter um und blieb, so lange das Hauptquartier hier verweilte, regnigt und unfreundlich, was auch wohl dazu beigetragen haben mag, daß ich so durchaus trübe und unfreundliche Erinnerungen an diese Stadt bewahrt habe. Da der König noch nicht eingetroffen war, so wies ich meinen Kutscher an, auf das hoch vor uns liegende geräumige Schloß zu fahren, wo ich das Quartier für den König vermuthete. Das Gebäude war aber zum Lazareth eingerichtet, in welchem nach der Angabe eines Thorwarts über 1200 österreichische Verwundete untergebracht seien, aber bis jetzt jeder ärztlichen Hülfe entbehrten, da sämmtliche kaiserliche Militärärzte der Armee gefolgt seien. Spätere Schilderungen preußischer Militärärzte, die dieses Lazareth übernahmen, lauteten wahrhaft herzzerreißend über die Zustände in diesem Gebäude noch am vierten Tage nach der Schlacht. Der König sollte in der jenseitigen Vorstadt zunächst der Eisenbahn wohnen,

ich fuhr also durch die Stadt und wollte, ehe ich ein offizielles Quartier in Anspruch nahm, erst wieder auf eigene Hand mein Glück versuchen. Auf dem Markte stand ein Bataillon des 1. Garde-Regiments, und abermals kamen Transporte von Gefangenen, die theils noch in den nahen Dörfern und Wäldern aufgehoben, theils dem immer weiter retirirenden Feinde abgenommen worden waren, und zwar vorzugsweise Ungarn, die man in ein großes neben der Hauptwache liegendes Haus brachte, das ich bald genug näher kennen lernen sollte. Es herrschte eine greuliche Unordnung in der Stadt. Mangel an Lebensmitteln, Einquartierung auf eigene Hand, — und dem bösen Willen der wenigen in Pardubitz zurückgebliebenen Einwohner wurde endlich natürlich Gewaltsamkeit entgegengesetzt. In wie vielen Häusern ich auch nach einem Plätzchen zum Unterkommen suchte und fragte, überall entweder die sichtbare Unmöglichkeit oder der deutlichste üble Wille. Während meines Suchens in abgelegenen Straßen war der König angekommen und durch die Stadt in die Vorstadt gefahren. Schon war ich im Begriff, mich bei dem quartiermachenden Offizier zu melden, als ich auf dem Markte einem Gensdarmen der Feldpolizei begegnete, der mich fragte, ob ich ein schönes Quartier haben wolle; eben sei der General-Stabsarzt Dr. Langenbeck aus seinem Quartier abgeholt worden, um nach Königinhof zu dem schwerverwundeten Prinzen von Hohenzollern zu fahren. Von dort könne er vor morgen früh nicht zurück sein. Für die nächste Nacht sei also jedenfalls sein Quartier frei, ich möge es nur ohne weiteres in Besitz nehmen; wer wisse, wie es morgen schon aussehe. So zeigte er mir jenes Ordonnanzhaus neben der Wache, in dessen unteren Räumen über 500 Gefangene untergebracht waren. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, fand das ganze Haus leer, niemand darin, der auch nur die geringste Auskunft hätt[illegible] geben können, alle Thüren offen, von vielen die Schlösser a[illegible] gesprengt und die Zimmer so möblirt, daß man die Bestimmu[illegible]

des Hauses als Absteigequartier für Offiziere erkannte. In jedem Zimmer ein Bett, sämmtlich von gleicher Form und Ausrüstung. Auf den Tischen standen leere Flaschen, niedergebrannte Lichte, zerbrochene Gläser. Alles ungereinigt seit mehreren Tagen. Das Ganze sah trotz der großen, hellen Räume ungemein öde und unheimlich aus, wozu die gewölbten steinernen Treppen, die vielen Winkel, seit lange unbenutzte Küchen und ein widriger Geruch in allen Räumen nicht wenig beitrugen. Dazu der Lärm, den die Gefangenen machten, und eine greuliche Unsauberkeit. Es war aber um so weniger Besinnen, als auch Stallung im Hofe vorhanden war, und so das Pferd, der Wagen aber im Thorwege untergebracht werden konnte. Sofort fand denn auch die Installation statt. Ich wählte im zweiten Stock ein Eckzimmer, leider nur durch Glasthüren ohne Schloß von den Hauptzimmern und einigen dahinter liegenden Kammern ohne Fenster getrennt, schleppte mir mehrere Kissen und Decken aus den anderen Zimmern in mein Bett und wies auch meinen Kutscher an, sich ein Bett in die dunkle Kammer zu transportiren; denn er fragte mich, wo er denn um Gotteswillen während der Nacht in diesem unheimlichen Hause ganz allein unter 500 Gefangenen bleiben solle. Es sah allerdings unwirthlich genug in diesem Hause aus, dazu der an die hohen Fenster schlagende Regen und Mangel jeder Bedienung! Ich mußte so lange zu Hause bleiben, bis der Kutscher das Pferd gefüttert hatte; denn unmöglich konnte ich meine Sachen unbewacht zurücklassen, wenn ich ausging. Erst als alles im Stall besorgt war und der Kutscher mit einem wenig heldenmüthigen Gesichte als Wächter in meinem Zimmer saß, konnte ich mich durch den tiefen Koth der Straßen in die Vorstadt wagen, um dem Könige die seit der vergangenen Nacht rückständigen Telegramme zu überbringen. Hier erst in Pardubitz und auf dem Wege hierher war die ganze Größe und Bedeutung des Sieges von Königgrätz erkannt worden und zu vollständigem Bewußtsein gekommen. Man

wußte jetzt, daß die geschlagene österreichische Armee ununterbrochen auf Olmütz und Wien retirirte, kannte die wirkliche Zahl der eroberten und erbeuteten Geschütze, Trophäen und Gefangenen und erfuhr von den Einwohnern, in welchem Zustande die kaiserlichen Truppen über die Elbe gegangen waren. Sorge war nur wegen der Antworten, die aus Paris, Florenz und Wien kommen würden, nachdem der König, ohne sich durch die napoleonische Einmischung beirren zu lassen, mit der ganzen Armee weiter gegen Süden vormarschirt war. Es war die königliche Tafel eben aufgehoben worden, als ich vorgelassen wurde. Da ich auf dem Wege aus meinem gespensterhaften Quartier bis in die Vorstadt überall vergeblich gefragt, ob man nicht irgendwo etwas zu essen bekommen könne, so kann ich nicht anders sagen, als daß ich mit einem ganz besonderen Gefühle die Speisereste an mir vorübertragen sah. Ich hatte dieses Gefühl bis zu diesem Augenblicke noch nicht kennen gelernt, muß aber sagen, daß es materiell eines der unangenehmsten ist. Als ich nach der Stadt zurückkehren konnte, ging ich über den Hof, auf dem trotz des Regens die Feldküche unter Bäumen aufgeschlagen war und das Essen für die Dienerschaft gekocht wurde. Gar zu gern hätte ich mir etwas davon erbeten, aber das schickte sich doch nicht! Mit ganz anderen Gedanken ließ ich mich mit einigen der harrenden Diener in ein Gespräch über die Kampagne ein und wußte nicht, wie ich dem so appetitlich riechenden Essen beikommen sollte, worauf ich es doch eigentlich abgesehen hatte. Das mag einem satten Leser lächerlich erscheinen; ich kann aber versichern, daß es durchaus nicht lächerlich für mich war. Ich hatte ganz unzweideutigen Hunger und nicht die geringste Aussicht, ihn heute oder den ganzen nächsten Tag befriedigen zu können, dagegen Arbeit vollauf vor mir. Der Zufall wollte, daß der königliche Inventarien-Aufseher Ernst, mein Nachbar vom Kietz in Potsdam, bei den nahestehenden Wagen zu verkehren hatte und mir wohl ansehen mochte, daß

mich das Gespräch der Hofdienerschaft ungleich weniger interessirte, als der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit gerade hier, in so unmittelbarer Nähe der Feldküche. Er lenkte das Gespräch auf die Unmöglichkeit, irgend etwas Eßbares in der Stadt zu bekommen, und fragte mich, ob ich denn schon gespeist hätte. Auf mein ebenso aufrichtiges als melancholisches: Nein! blinzelte er winkend mit den Augen, ließ mich in den Küchenwagen einsteigen, — natürlich nur, um mich vor dem immer noch tröpfelnden Regen zu schützen, — eigentlich aber wohl, um meine Restauration den Augen der Anderen zu entziehen, — und brachte mir nun vollauf von den vortrefflich bereiteten Speisen. Ich gedachte meines armen Kutschers, der wohl noch weniger als ich in der Stadt etwas zu essen bekommen werde, und abonnirte ihn bei dem hülfreichen Ernst auf eine gleiche Gunst.

Als ich in mein Quartier zurückgekommen, hatte sich die Zahl der Gefangenen abermals vermehrt. Ein Infanterist war dabei, der noch an Händen und Füßen zitterte. Man hatte ihn halbverhungert in einem Getreidefelde versteckt aufgefunden, wohinein er sich am 3. abends geflüchtet. Als ich ihm zuredete, er möge sich doch nicht mehr ängstigen, nun werde ihm ja nichts mehr geschehen, antwortete er mir: „Sie meinen wohl, weil ich so zittere? Das thue ich schon seit der Schlacht, und als unsere Retirade begann. Es muß wohl ein Krampf geworden sein, denn vier Tage und Nächte lang habe ich kein Glied stille halten können und kann es auch jetzt noch nicht, obgleich ich weiß, daß mir nichts geschieht. Vielleicht ist es auch vom Hunger und giebt sich, wenn ich nur etwas zu essen bekommen könnte. O, mein Herr General" — meine Militärmütze mochte ihm imponiren, — „es ist etwas Schreckliches, wie ein gehetztes Thier verfolgt zu werden und tagelang den Tod zu erwarten. Wenn ich nur erst etwas zu essen bekommen könnte!"

Und ich hatte mich eben gesättigt! Bei den Wachtmannschaften verschaffte ich dem armen Kerl sofort ein Stück Kommiß-

brot, aber das Zittern hatte sich auch am folgenden Morgen bei Abführung eines Transports nach Norden noch nicht gelegt.

Mein Kutscher, den ich nun ablöste und nach der königlichen Feldküche schickte, klagte mir seine bittere Noth über die Angst, welche er während meiner Abwesenheit ausgestanden. Alle Augenblicke seien ein oder mehrere österreichische Gefangene in das Zimmer gekommen, hätten meinen Koffer und die schon ausgepackten Sachen mit sonderbaren Blicken angesehen und ganz besonders aufmerksam unsere aufgehäuften Betten betrachtet. Da kein Schlüssel zum Thürschloß vorhanden war, so hatte er ihnen den Eintritt nicht verwehren können, dachte aber mit Schrecken daran, was während der Nacht geschehen werde, wenn die Leute mit ihren allerdings wenig Zutrauen erweckenden Physiognomien schon bei hellem, lichtem Tage so ungehindert im ganzen Hause umhergehen konnten. Die Aussicht war allerdings nicht besonders tröstlich! wo sollte man aber in der überfüllten Stadt und bei solchem Wetter ein anderes Quartier aufsuchen. Ueberdies hatte ich keine Zeit, denn ich mußte an den Schreibtisch. War ich doch nicht mitgegangen, um Bequemlichkeiten zu genießen, sondern mich nützlich zu machen, und in der froh bewegten Heimat warteten ja Hunderttausende auf jedes Wort, was ich ihnen mittheilen konnte. Ich beauftragte also den Jammernden, nachdem er durch Ernst warmes Essen bekommen haben werde, mir vor allen Dingen ein Dutzend Wachs- oder Talglichte anzuschaffen, dann sich nach dem Quartier der Feldpolizei zu erkundigen und einen der Beamten zu mir zu bitten, damit irgend eine Ordnung geschafft werde. Dann ging es an die Arbeit und mit wahrer Lust, wenn ich das bequeme Schreibbüreau mit jenem auf Holzkloben gelegten Tischbrett in Horic verglich. Die Angst um die persönliche Sicherheit machte meinen Kutscher zu einem vortrefflichen Diener. Noch ehe er an das Essen dachte, suchte er die Feldpolizei auf, und Hauptmann Seyfried erschien denn auch sehr bald, schüttelte bei dem Anblick

dieser Räumlichkeiten den Kopf, war erstaunt, daß ich mir dieses Quartier, — einsam unter so vielen, gar nicht zu kontrolirenden Gefangenen, — noch obenein selbst gewählt, und versprach, wenigstens einen Schlosser aufzutreiben, der die Thüren wieder verschließbar machte. Gegen Abend kam denn auch ein in der Stadt zurückgebliebener kaiserlicher Polizeibeamter, aber jedenfalls untersten Ranges, sagte, ihm sei befohlen worden, mir einen Schlosser zu verschaffen, schimpfte auf „die Leit", daß sie bei der Flucht die Schlüssel mitgenommen, und auf „die Andern", welche die Schlösser aufgebrochen, und war von einer Geschäftigkeit, Hingebung und Dienstfertigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ; aber ein Schlosser kam trotz alledem doch nicht, und ließ sich auch jener durchaus lokale Polizeibeamte nicht wieder bei mir sehen.

Mit dem Dunkelwerden zündete ich nicht weniger als zehn entsetzlich schlecht brennende Talglichte an, um schreiben zu können, und traf mit Hülfe meines Kutschers Vorkehrungen für die Nacht. Der Wagen unten im Thorwege, in welchem schon zwei Gefangene sich für die Nacht einquartiert, obgleich mein Kutscher bereits sämmtliche Sitzkissen aus demselben entfernt hatte, wurde so vor den Aufgang zu der gewölbten Treppe geschoben, daß man auf die ersten Stufen nur gelangen konnte, wenn man über die Deichsel wegkletterte. Oben vor den Ausgang der Treppe im zweiten Stock wurden zwei ausgehobene Thürflügel schräg angelehnt und eine leere Bettstelle dahinter gestellt. Bei den Thüren zu meinem und den vorderen Zimmern war aber guter Rath theuer. Es blieb kein anderes Mittel, als Schränke vorzuschieben, und damit diese bei einem Aufdrängen der Thür von außen nicht weggedrückt oder wenigstens nicht ohne Geräusch beseitigt werden konnten, wurden Bettstellen so schräg gegen die Schränke gestellt, daß sie mit zwei Füßen auf den Dielen, mit den beiden anderen aber auf dem obern Rand des Schrankes standen. So verbarrikadirt, glaubten wir wenigstens gegen einen

Ueberfall gesichert zu sein. Es dauerte aber nicht lange, so hörten wir Poltern auf den Treppen und Fluren. Es schlurfte umher, faßte an die Klinken, klopfte an die Thüren, fluchte, rief sich einander zu und war dann wieder eine Weile stille. Wir hörten deutlich, wie Versuche gemacht wurden, den inneren Druck gegen die Thüren zu beseitigen. Die Hindernisse auf der Treppe mußten also doch schon überwunden sein, und da den Gefangenen von der preußischen Wachtmannschaft ausdrücklich verboten worden war, in das Innere des Hauses hinaufzugehen, so schien diese Gesellschaft jedenfalls determinirt genug, um auch anderen Hindernissen zu trotzen, und die Sache fing in der That an, ein bedenkliches Ansehen zu gewinnen. Bis nach dem Zapfenstreiche ging es noch, und alle von außen gemachten Versuche, in das Zimmer einzudringen, wichen einem rauhen Anrufe, für den ich die Fluchwörter aller möglichen Sprachen zusammensuchte; dann aber, als draußen auf dem Markte alles still wurde und der Schlackenregen immer heftiger an die Fenster schlug, steigerten sich die Geräusche aller Art in den vorliegenden Zimmern, bis ich endlich, ungefähr um 11 Uhr — ich hatte mich bereits vollständig angezogen auf das Bett gelegt und versuchte bei dem Schein von nur fünf Talglichtern zu lesen, denn so viele hatten überhaupt auf dem Stuhle nur Platz, und sollten die fünf andern für den übrigen Theil der Nacht noch ausreichen — plötzlich einen Arm zwischen der Thür und dem Schranke hervorkommen sah, der offenbar nach einer Möglichkeit suchte, den Schrank im Innern wegzuschieben. Das war mir denn doch außer allem Spaße. Mit einem Satze war ich aus dem Bette, donnerte den längsten und kräftigsten Fluch, den ich nur finden konnte, stieß mit Stühlen auf den Boden und rief meinen Kutscher, der sich auch zum Fluchen ermannte; kurz, der Arm zog sich zurück. Wir hörten draußen lange und heftig sprechen, dann wurde es ruhig, und endlich hörten wir schnarchen; sie hatten sich also Plätze zum Schlafen ausgesucht, und so fanden wir es in der

That am andern Morgen. Obgleich mir von diesem Augenblicke an der böse Schwarm Ruhe ließ, hatte ich doch keine Ruhe und konnte höchstens früh morgens eine Stunde einschlafen.

Unter diesen Umständen war es kein besonderes Verdienst, daß ich am 8. schon sehr früh aufstand. Der Kutscher mußte die am vorigen Abende fertig gewordenen Briefe auf das Feld-Postamt bringen und auch dem Telegraphenamte anzeigen, wo ich ein Unterkommen gefunden, um die während der Nacht eingegangenen Telegramme zu bekommen. Beim Wegrücken des Schrankes sah ich denn auch, daß das ganze Zimmer vor dem meinigen voller Gefangener lag, die sich auf der bloßen Diele eine Ruhestelle gesucht. Mehrere erhoben sich und schlichen in den Flur hinunter, als ich die Thüre öffnete, die anderen wurden später von preußischen Wachen heruntergeholt, als zum Abmarsch abgezählt werden sollte; denn schon war ein neuer Transport Gefangener von Hohenmauth her angekündigt, denen die der letzten Nacht Platz machen mußten. Natürlich konnte ich nicht anders an das Ausgehen denken, als bis mein Kutscher von seinen Kommissionen und Futterung seines Pferdes zurück war, denn bei schlösserlosen Thüren mußte immer jemand bei meinen Sachen bleiben. Endlich konnte ich vor die Stadt in das Quartier des Königs gehen, wo ich schon beim Eintritt hörte, daß der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz zum zweiten Male im Hauptquartier erschienen, um — diesmal auf die Einmischung des Kaisers Napoleon gestützt — über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Die von dem unaufhaltsamen Vordringen unserer Truppen nach Mähren und dem Rückzuge des Feindes eingehenden Nachrichten erschwerten ihm aber seine Unterhandlung mehr, als das erste Mal. Der König ließ ihn gar nicht vor, und verhandelte er nur mit dem General v. Moltke. Ich hatte heute dem Könige reichlich Nachrichten zu bringen, denn mein Kutscher hatte auf der Feldpost eine Menge

Briefe für mich gefunden. Hier begegnete ich auch dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin, der in dem Hause, wo der König die obere Etage bewohnte, parterre einquartiert war. Da er noch nichts von der Existenz des „Feld-Soldatenfreundes" wußte, so überreichte ich ihm die bis dahin erschienenen sieben Nummern und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er zum Kommandeur eines bei Leipzig zu konzentrirenden 2. Reserve-Armeekorps ernannt worden sei. Andererseits ging Prinz Reuß heute von hier nach Paris ab, und da man schon wußte, daß am nächsten Tage das Hauptquartier abermals vier Meilen weiter vor verlegt werden sollte, so sah man seinem Abgange nach Paris, auch ohne den Inhalt seiner Depeschen zu kennen, sehr ruhig zu. Vollauf mit Nachrichten zur Mittheilung nach Berlin versehen, eilte ich in meine Räuberhöhle zurück und suchte mir den Hunger durch selbstgekochten Thee zu vertreiben, denn es war nicht möglich gewesen, in der Stadt irgend etwas Eßbares aufzutreiben. Gegen Mittag wollte aber aller Thee nichts mehr helfen, und ich mußte endlich alles stehn und liegen lassen, um mir etwas aufzusuchen. Vergebens stöberte ich überall umher, bis ich auf einige Beamte der Feldpolizei stieß, denen ich zuvörderst die vollständige Fruchtlosigkeit ihres guten Willens, mir zu einem Schlosser zu verhelfen, nachwies, dann aber ein so klägliches Bild meiner vollkommenen Hülflosigkeit aufrollte, daß sie mich einluden, an ihrem Mittagessen Theil zu nehmen, da sie bei einem Müller sehr gut einquartiert waren und wenigstens an Essen keinen Mangel litten. Ich ließ mich wahrlich nicht lange bitten und fand das ganze Beamtenpersonal sehr behaglich einquartiert, bei ihnen meinen langjährigen Protegé, den Schauspieler Hiltl von der königlichen Bühne in Berlin, der sich, als Literat und Korrespondent für verschiedene Zeitschriften, den ihm befreundeten Feldpolizei-Beamten angeschlossen hatte und auch während des ganzen Feldzuges treu bei ihnen aushielt, dadurch aber auch mehr als jeder Andere Stoff für sein Buch übe

den „böhmischen Krieg" zu sammeln Gelegenheit hatte, in welchem er ja auch mich in meinem unglaublichen Fuhrwerk, aber freilich sehr verschönert, abgebildet hat; denn so gut sah es in der That nicht aus, wie es in jenem Buche illustrirt ist. Bei einem reichlichen Mittagessen, für welches die Wirthschafterin der Mühle sich alle mögliche Mühe gegeben, erfuhr ich, daß die Herren eben von Chrudim zurückgekommen waren, wo sie Proklamationen in böhmischer Sprache hatten drucken lassen, da sich in Pardubitz keine Druckerei befand. Die Art und Weise, wie man dabei hatte zu Werke gehen müssen, da die Druckerei dort geschlossen und die Arbeiter davon gelaufen waren, fesselte mich ungemein als ein neuer Beweis, was der Krieg herbeiführt und gutheißt. Die Zustände in Pardubitz selbst waren nach den Aeußerungen der Beamten höchst bedauerlicher Art, weil sich das böseste Gesindel aus der Umgegend in die Stadt gezogen hatte und auf Rechnung der preußischen Soldaten die Wohnungen der entflohenen Einwohner plünderte, und was sollten, was konnten die wenigen preußischen Beamten dagegen thun? Hatte ich doch an meinem höflichen lokalen Polizisten, der mir nur einen Schlosser schaffen sollte, erfahren, welcher Verlaß auf die Pardubitzer Polizeidiener war.

Ich hatte gehört, daß am nächsten Morgen das Hauptquartier nach Hohenmauth verlegt werden würde, blieb also den Abend am Schreibtische, stellte mich aber für die kommende Nacht auf besseren Fuß mit den Gefangenen, welche seit dem Dunkelwerden auch schon wieder ihre Wanderungen Trepp' auf, Trepp' ab im Hause begannen und abermals eine schlechte Nachtruhe in Aussicht stellten. Ich berieth mit meinem Kutscher, ob es nicht besser sei, den Leuten unsere ganzen aus allen Zimmern zusammengeschleppten Matratzen, Decken und Kissen zu überlassen. Ich konnte mich ja mit dem Sopha, er mit einer an den Boden gelegten Matratze behelfen. Wir riefen einen tiroler Jäger herauf und sagten ihm, er möge sich einige zuverlässige

Leute holen, ich wolle ihnen Bettgeräth abtreten, wenn sie dafür sorgen wollten, daß in der Nacht Ruhe im Hause herrsche. Höchst dankbar übernahm er die Vermittlung, und nun wurde alles, was wir aus Vorsicht in unseren Zimmern angehäuft, hinausgebracht und bei bescheidenen Ansprüchen für sieben Mann Rath geschafft, die sich denn auch während der ganzen Nacht ruhig verhielten. So waren denn wenigstens die letzten Stunden meines Aufenthalts in Pardubitz noch erträglich, und ich schlief wirklich — zum ersten Male seit der Ankunft in Böhmen — auch wohl aus übergroßer Ermüdung, sehr gut, wurde auch nicht einmal durch Ordonnanzen geweckt, denn der Feldtelegraph bis Pardubitz war noch nicht in Ordnung oder vielmehr wieder in Unordnung gekommen.

Da ich so wenig wie möglich mit dem großen Wagenzuge des Hauptquartiers fahren wollte, um durchaus ungebunden zu sein, auch wohl mit meinem Einspänner kaum hätte Schritt halten können, so fuhr ich am 9. Juli schon sehr früh, nicht den geraden Weg über Kostenetz,*) sondern auf dem Umwege über Chrudim nach Hohenmauth. So sonderbar das klingt, hatte ich mitten im Kriegslärm meine Liebhaberei für antiquarische Forschungen nicht vergessen. Kurz vor meiner Abreise aus Potsdam hatte ich mehrere Urkunden des Königs Wenzel bearbeitet, welche Bezug auf die Geschichte Potsdams haben, und einige derselben waren in Chrudim ausgestellt. Das machte mich neugierig, gerade diese alterthümliche Stadt kennen zu lernen, und da bis dorthin gute Chaussee war, so scheute ich den Umweg nicht, hoffte auch auf demselben weniger von dem Armeetrain aufgehalten zu werden. Beim Ausfahren aus Pardubitz früh morgens, war es ungemein schlechtes Wetter und der König noch nicht aufgestanden. Da ich weder Briefe noch Telegramme er-

*) So wurde mir der Ort genannt, ich finde ihn aber auf der Karte nicht. [Es ist Koschtienitz.]

halten hatte, so brauchte ich mich auch nicht melden zu lassen und fuhr, mein eigener Herr, aufs Gerathewohl in die Welt hinein. Wirklich begegnete ich nur wenigem Armeefuhrwerk und bis hinter Chrudim gar keinen marschirenden Truppen, dafür aber desto mehr finsteren und drohenden Gesichtern, die das so einsam fahrende Wägelchen und seinen Insassen mit der unzweifelhaft preußischen Militärmütze nichts weniger als freundlich betrachteten. So weit ich die Eisenbahn entlang fuhr, waren alle Wärterhütten verlassen, die Telegraphendrähte zerschnitten und hin und wieder die Schienen aufgerissen. Entgegenkommende gingen dem Wagen entweder aus dem Wege und sahen ihm auf dem Felde zur Seite stehend nach oder gingen mit einem Fluche vorüber, so daß ich es meinem Kutscher nicht übel nehmen konnte, wenn er mir die Naturschönheiten der andern Straße rühmte und immer wieder vorschlug, lieber umzukehren und direkt nach Hohenmauth zu fahren. Fast hätte ich mich noch in Chrudim zu seiner Ansicht bekehrt, denn in dem nicht einmal besonders alterthümlichen Städtchen stand auf dem großen Markte nur eine preußische Feldschmiede, welche ausgebessert wurde und nur von wenigen Artilleristen begleitet war, während die Einwohner große Unfreundlichkeit zeigten. Auf jede Frage nach dem Wege, oder ob ich etwas Warmes zu essen bekommen könne, gab es entweder gar keine oder eine so abweisende Antwort, daß ich mich nicht lange aufhielt und nun nicht mehr auf der Chaussee, sondern auf sehr schlechten Feldwegen nach Hohenmauth fuhr. Hier begegnete ich marschirenden preußischen Truppen und zwar dem 2. Garde-Regiment zu Fuß, dessen früheren Kommandeur, Oberst v. Pape, ich von Potsdam her kannte. Er kommandirte im Feldzuge die 2. Garde-Infanterie-Brigade und hatte bei Königgrätz seinen Sohn verloren. Auch einen adjutantirenden Offizier des Garde-Husaren-Regiments sprach ich vorübergehend und konnte von der Garnisonstadt berichten. Es war eine Freude, unsere Truppen auf dem Marsche zu sehen. Diese Zu-

versicht und Lust an der Sache, trotz ihrer Beschwerlichkeiten, diese Zucht, welche keinen Augenblick erschlaffte, und keine Ueberhebung, kein Verhöhnen des Feindes, kein unfreundliches Wort, als wieder ein langer Zug Kriegsgefangener an uns vorbei nach rückwärts transportirt wurde. Höchstens, als sie vorüber waren, ein: Na! Uns sollen sie nicht kriegen! Aber auch das klang mehr wie ein guter Vorsatz, nicht wie ein Vorwurf. Dicht vor Hohenmauth kam mir das ganze Regiment der Gardes du Corps entgegen. Das war ein Anblick! Ein Kürassier-Regiment auf Kriegsstärke, diese Kolosse von Pferden, diese Riesen von Reitern! Nur wenige Offiziere erkannten mich in dem stärker werdenden weißen Bart und sonst seltsamen Aufzuge. Desto erfreuter das Wiedersehen, als einer dem andern zurief, ich sei da! — Unter wie anderen und erhebenden Verhältnissen sahen wir uns wieder. Im Felde, unter solchen Eindrücken wird das Herz weiter, die Ueberschau klarer, Auge und Sinn größer, Kleines wird kleinlich, die Seelen-, ja die Körperkräfte potenziren sich.

In Hohenmauth bald nach dem Könige angekommen, wollte ich wieder mein Glück versuchen, aber eine Ordonnanz kam mir schon entgegen, um mir mein Quartierbillet einzuhändigen. Ich kam zu einem Spezereihändler, der drei Ausgänge seines Hauses verrammelt hatte, damit seine Einquartierung nur durch seinen Laden gehen, also seine Kontrole passiren mußte. Ein Prachtexemplar von Unfreundlichkeit und Verbissenheit, von dem kaum eine Antwort zu erlangen war. Ein blankes Viergroschenstück, in die Hand der böhmischen Dienstmagd gedrückt, paralysirte aber auch die entschiedenste Widerhaarigkeit des Wirthes. Da er eben alle gewöhnlichen Eingänge zu seinem Hause verrammelt hatte, so mußte ich durch seine Wohnung, Treppe auf, Treppe ab über endlose Flure und Gänge den Weg zu meinem Zimme[illegible] suchen, und da dies sowohl bei einem möglichen Alarm in d[illegible] Nacht, als für die mich suchenden Post- oder Telegraphenbot[illegible] seine Uebelstände haben konnte, so verlangte ich, er möge [illegible]

Tonnen und Kisten innerhalb der Hausthür, welche direkt in mein Zimmer führte, wegräumen, weil der Zugang zu mir frei sein müsse. Dazu wollte sich der Brummbär nicht verstehen; ich wandte mich daher an einen eben vorübergehenden Gensdarmeriewachtmeister, setzte ihm die Sache auseinander, und es wurde rasch geholfen. Aus einem der nächsten Häuser holte er einige dort einquartierte Artilleristen herbei, welche ohne weiteres alle Fässer und Kisten, die den Zugang zur Thür versperrten, wegräumten und ihm in seinen Laden setzten. Dann wurde der Schlüssel von ihm verlangt und er bedeutet, er habe die Thür bis zum Einbruch der Dunkelheit aufzulassen, dann aber den Schlüssel so zu placiren, daß er jederzeit zu erreichen sei. Damit war die Sache zwar abgemacht, aber auch das feindliche Verhältniß zwischen mir und dem Hauswirth vollständig etablirt. In Friedensverhältnissen würde das unerträglich sein; im Kriege gewöhnt man sich daran und befindet sich sogar ganz behaglich dabei.

Hier in Hohenmauth trat eine gewisse Ruhe für das Hauptquartier ein. Die wichtigen Entscheidungen waren gestern in Pardubitz getroffen, Gablenz abgewiesen, Prinz Reuß nach Paris gesandt worden. Wie das Städtchen selbst, mit seinem übergroßen, regelmäßig viereckigen Marktplatz und seiner an diesem Tage nur geringen Einquartierung, so bot auch das Hauptquartier — noch obenein bei freundlichem Wetter — das Bild der Ruhe und selbst Sorglosigkeit. Die von den Truppen eingehenden Berichte schilderten alles im ununterbrochenen Vorgehen begriffen, jeden Widerstand entweder unbedeutend oder leicht beseitigt. Schon hier hörte man von allen Soldaten: „Sie stehen nicht mehr!“ und die Zuversicht aussprechen: „Nun geht's direkt bis Wien!“ Und auch das war keine Ueberhebung, sondern die sehr natürliche Resonanz aller Nachrichten und Wahrnehmungen, der Stimmung bei den Einwohnern. Diese letztere war in Wirklichkeit der eigenen Regierung so feindlich, wie die

Oesterreicher — durch Zeitungsartikel und Oppositionsreden getäuscht — sie in Preußen zu finden gehofft. Namentlich machte sich die Antipathie der verschiedenen Nationalitäten gegeneinander in unerquicklichster Weise immer aufs neue bemerkbar. Alle aber stimmten in den unfreundlichsten Urtheilen gegen die Regierung überein. Was an Feindlichkeit und Uebelwollen gegen Preußen zum Vorschein kam, war immer auf persönliche Belästigung und den augenblicklichen Schaden zurückzuführen.

In der unmittelbaren Umgebung des Königs war es hier in Hohenmauth so still, ging alles so geräuschlos und am Schnürchen, wie bei einer Revuereise. Man hörte wohl über die unmittelbare Besetzung Prags durch Garde-Landwehr, — von der Nothwendigkeit, die drei Festungen Theresienstadt, Josephstadt und Königgrätz zu belagern, wenn man tiefer in Mähren einrücke, — und von der Alternative reden, ob die feindliche Armee sich bei Olmütz oder vor Wien noch einmal uns entgegen stellen werde; das geschah aber alles so ruhig und so ohne alle Erhitzung, als ob über gutes oder schlechtes Wetter für eine große Parade gesprochen würde. Eben der vollständig fehlenden Aufregung wegen sammelte ich hier in Hohenmauth die reichlichsten Nachrichten über die Schlacht bei Königgrätz ein und hatte vollauf zu thun, um sie für die Heimat zu verwerthen. Wenn ich jetzt meine Berichte aus dieser Zeit durchlese, so rechne ich mir es als ein besonderes Verdienst an, nicht alles gesagt zu haben, was ich wußte und erfahren, daß ich stets mit großer Vorsicht und Zurückhaltung verfuhr und mir auch in der gehobensten Stimmung meiner Verantwortlichkeit bewußt blieb.

Am Morgen des 10. Juli hörte ich, daß die schon am Abende vorher befohlene Verlegung des Hauptquartiers nach Zwittau, also abermals weiter vor, wohl nicht stattfinden werde, da bei Landskron, nördlich Zwittau, noch einige feindliche Brigaden Stellung genommen. Es waren auch sehr früh Truppen des Gardekorps nach Wildenschwert und Böhmisch-Trübau vor

geschoben worden, um jene angeblichen Brigaden zurückzudrängen. Man schien aber schon so daran gewöhnt, keinem Widerstande zu begegnen, daß der König ohne alle Rücksicht auf den nahen Feind die angesetzte Abfahrtszeit festhielt. So fuhr ich denn wieder voraus, zwar mitten in die Ungewißheit hinein, aber auch ohne alle Besorgniß. Manchmal überkam mich zwar der Gedanke: Wie nun, wenn du diese Wege auf einem Rückzuge mit einer geschlagenen Armee zurückzulegen hättest? — Da wäre es denn doch mit deiner so glorifizirten Unabhängigkeit vorbei, und ein enges, schutzsuchendes Anschließen an die Truppe oder an die Wagen des Hauptquartiers würde sich von selbst gebieten. Rasch war es mit solchen Gedanken aber vorbei, wenn ich mich durch die der Armee nachgetriebenen Herden, die Proviantkolonnen und die zahllosen Marketender durchzudrängen hatte. Es macht einen eigenen Eindruck, eine solche Viehherde, von Soldaten getrieben, der Armee nachziehen zu sehen. Die Treiber haben ihre Helme, Tornister und selbst Patronentaschen und Seitengewehre auf die Hörner der Ochsen gehängt und kontroliren, mit langen Stöcken bewaffnet, Hirten und Bauern, die sie als Sachverständige gleich mitgenommen. Einige Kavalleristen machen gewöhnlich den Beschluß und haben ein scharfes Augenmerk auf alles, was etwa zurückbleiben will. An Futter war kein Mangel; ohne weiteres wurde das Vieh auf die Felder getrieben und hielt dort eine so leckre Mahlzeit, wie die früheren Herren sie ihm schwerlich gewährt hätten. Alle Wagenzüge und einzeln marschirenden Trupps hatten die Ueberzeugung, direkt nach Brünn hinein zu marschiren, als ob gar kein Feind mehr zwischen ihnen und dieser Etappe stände. Waren die Truppen vorne zuversichtlich, so waren diese Anhängsel der Armee geradezu unverschämt in ihrem Glauben, daß das gar nicht anders sein könne. Das mag wohl immer so sein und wurde auch von den Franzosen im Jahre 1806 erzählt. Je näher wir Mähren kamen, desto bestimmter mußte

sich erkennen lassen, was der Feind thun werde. Blieb er wirklich bei Olmütz stehen, so gab er Wien preis; denn soviel wußte jeder in unserem Hauptquartier, und es ging auch zu deutlich aus den bisherigen Operationen hervor, daß die preußischen Generale sich nicht durch eine Seitenstellung des Feindes in ihrem Vormarsche gegen Wien aufhalten lassen würden. Auffallend war nur der Mangel aller Nachrichten von dem westlichen Kriegsschauplatze am Main. Tagelang erfuhr man nicht das Geringste von dort, und es gab die unerfreulichsten Vermuthungen. Die süddeutschen Gegner waren numerisch stärker als wir, und was sich etwa an der französischen Grenze gegen uns vorbereitete, wußte niemand, und doch lag vielleicht gerade dort die Entscheidung.

In Leutomischl fuhr ich an der Deputation von Vorständen, Geistlichen und Honoratioren vorüber, die den König erwarteten, und ein gewaltiges Leben herrschte in dieser anscheinend wohlhabenden Stadt. Hier erfuhr ich auch, daß es mit der Stellung des Feindes bei Landskron nichts auf sich habe und der Weg bis Zwittau vollständig frei sei, wie sich denn dergleichen Nachrichten meist als falsch erwiesen.

Zwittau liegt schon in Mähren und nur noch acht Stunden von Brünn entfernt. Hier schien man von Seiten der Bürgerschaft ein feindliches Auftreten gegen die Preußen befürchtet zu haben, denn die Schützengilde war entwaffnet worden, und wir fanden bei der Ankunft die Stadt wie ausgestorben. Ich quartierte mich in einem Gasthause ein, wo ich ganz erträgliche Bewirthung fand, trotz des Lärmens, der hereinbrach, als das ganze Hauptquartier hereinkam. Mein Fußübel hatte sich durch die Anstrengungen und Ruhelosigkeit der letzten Tage sehr verschlimmert, so daß ich einen Arzt konsultiren mußte, der mir eine Salbe verschrieb, die indessen auch den fortdauernden Schmerz nicht sogleich linderte. Hier in Zwittau begann das diplomatische Spiel zwischen dem Hauptquartier und Wien, welches durch die An-

kunft des französischen Gesandten am preußischen Hofe eingeleitet wurde. Gleich bei der Ankunft hieß es, das Hauptquartier werde so lange in Zwittau bleiben, bis Brünn und der Spielberg von unseren Truppen besetzt sei; ebenso sollte die Besetzung Prags hier abgewartet werden, da man eine so bedeutende Stadt bei weiterem Vorgehen gegen Süden nicht ohne Aufsicht lassen konnte. Ich hatte während des 10., 11. und am Morgen des 12. wieder die gewöhnlichen Mittheilungen an den König, die manchmal recht kurioser Natur waren und sich vollständig widersprachen. Aber auch die befremdlichsten Nachrichten vermochten den König nicht aus der Fassung zu bringen. Es war ganz gleichgültig, ob die Nachrichten günstig oder ungünstig waren, der ruhige, milde Ausdruck des Gesichts blieb immer derselbe. Wenn nicht Truppen durchmarschirten, die der König besichtigen wollte, verließ er in allen Hauptquartieren — außer Brünn und Nikolsburg — seine Wohnung gar nicht, empfing aber nach einander die Vorträge des Militär- und des Civilkabinets, des Generalstabes und des Minister-Präsidenten.

Die in vielen österreichischen Schriften so gerühmte Organisation des preußischen Kundschafterwesens scheint — wenigstens hier in Zwittau — doch nicht so glänzend bestellt gewesen zu sein; denn der Feldpolizei-Direktor kam zu mir, um womöglich meinen Kutscher zur Auskundschaftung der Stellungen des Feindes zwischen Brünn und Olmütz zu gewinnen. Er sollte reichlich bezahlt werden, weil es dem Generalstabe an zuverlässigen Nachrichten über die Vorgänge auf dieser Linie absolut mangele. Ich fragte meinen Kutscher, ob er sich wohl dazu verstehen wolle. Die wirklich äußerst geringe Dosis Muth, über welche er überhaupt nur disponiren konnte, machte ihm die Sache denn doch zu bedenklich, und obgleich er eine vollständig klare Anschauung von der Nützlichkeit des Geldes und namentlich vielen Geldes hatte, so lehnte er den Antrag doch ab und wollte lieber mein Kutscher bleiben. In dem Gasthause, wo ich mein Quartier

aufgeschlagen, fand sich am Abende und zu Mittag des 11. Juli eine bunte Gesellschaft ein, ganz im Gegensatze zu der Leere und Oede, die sonst in dem Städtchen herrschte. Da die Leute sehr bald merkten, daß trotz der Anwesenheit preußischer Offiziere und namentlich vieler Aerzte ihrer Unterhaltung kein Zwang auferlegt wurde, ließen sie sich auch vollständig gehen und erzählten von dem, was sie in den letzten Tagen gesehen und erlebt, meistentheils auf Kosten der preußischen Einquartierung, aber auch in der That nicht zum Lobe ihrer Regierung, Beamten und Armee. Das im Norden immer so gemüthlich geschilderte Oesterreich war, hier in Zwittau wenigstens, ebenso bissig und giftig, wie eine Berliner Bierstube. Uebertrieben wurde alles in das Ungeheuerlichste. Alle aber waren darin einig, daß es vor Wien noch zu einer großen Schlacht mit der unterdessen herangezogenen italienischen Armee kommen müsse. Werde diese von den Oesterreichern verloren, dann gehe Wien von selbst über, in Ungarn breche eine Revolution aus, der König von Sachsen werde König von Böhmen, weil er ja katholisch sei, Preußen bekomme Sachsen; kurz die Karte Europas wurde bereits hier in Zwittau in Ordnung gebracht. Sonderbar genug, beklagte kein einziger den dann doch nothwendigen Untergang Oesterreichs. Es gehörte übrigens meinerseits kaltes Blut dazu, um diese Zwittauer Urtheile über Preußen und einzelne Vorgänge bei der Einquartierung ruhig mit anzuhören. Ich blieb auch nur so lange in dieser Gesellschaft, wie mein Abendessen dauerte, denn der Schreibtisch wartete schon wieder. Am 11. früh ging die Nachricht von der Besetzung Prags hier ein. Garde-Landwehr war dort ohne allen Widerstand eingerückt und somit auch diese Besorgniß gehoben.

Zwittau wurde mir noch besonders durch die Beschlagnahme der österreichischen Brieffelleisen merkwürdig, welche hier liegen geblieben waren, als die letzten österreichischen Truppen abgezogen waren und die Postbeamten sich ihnen angeschlossen hatten.

Alle Briefe, welche nach der Schlacht bei Königgrätz von Offizieren und Soldaten nach dem Innern Oesterreichs geschrieben worden waren, fanden sich noch wohl verpackt in diesen Postfelleisen vor, und die Kenntniß ihres Inhalts wurde dem Generalstabe von Wichtigkeit. Es machte einen eigenen Eindruck, daß man auf diesem Wege einen Blick in den Zustand und in die Stimmungen des geschlagenen Heeres thun konnte. Keiner der Briefschreiber hat wohl geahnt, daß seine Herzensergüsse sofort von preußischen Offizieren und Beamten gelesen werden würden. Sie hätten sie sonst schwerlich oder wenigstens nicht mit dieser entsetzlichen Offenheit dem Papier anvertraut. Es waren Briefe darunter, namentlich in Form von Tagebuchblättern, die schon vom 1. und 2. Juli, also vor der Entscheidungsschlacht, datirt waren und so recht die Kontraste zur Anschauung brachten, welche das Vorher und Nachher hervorgerufen. Wären sie während des Krieges oder nach demselben bekannt gemacht worden, so würde manche Karriere in der kaiserlichen Armee für immer vernichtet gewesen sein, und es ist ein Beweis für die chevalereske Gesinnung in unserem Heere, daß es niemandem in den Sinn gekommen ist, diese Korrespondenz irgendwie zu veröffentlichen. Das Bekanntwerden ihres Inhalts würde vielleicht eine noch empfindlichere Niederlage für Oesterreich gewesen sein als Königgrätz.

Am 12. wurde das Hauptquartier von Zwittau nach Czernahora, einem Schlosse des Grafen Fries, verlegt. Da auch hier wieder Nachrichten eingegangen, daß feindliche Truppen ganz in der Nähe sich gezeigt hätten, so war es am Abende des 11. noch zweifelhaft, zu welcher Tageszeit die Abfahrt von Zwittau erfolgen werde. Die großen Gepäckwagen gingen aber schon früh ab, und so folgte ich denn in meinem Einspänner aufs Gerathewohl, denn die vorhergehenden Tage hatten ja bewiesen, daß dergleichen Gerüchte die Entschließungen des Königs nicht änderten. Die Landstraße war ganz verödet, nur fiel es

mir auf, daß ich auf den Feldern und über die Höhen zu beiden Seiten, aber in großer Entfernung von der Straße, Truppen, namentlich einzelne Kavallerie-Regimenter, aber nicht nach Süden, also in der Richtung der muthmaßlichen Stellung des Feindes, sondern nach Ost oder West marschiren sah. Das konnten ja aber Märsche zur Aufsuchung von Kantonnements-Quartieren sein. In meiner schon blind gewordenen Zuversicht achtete ich nicht weiter darauf. Als aber eine Ordonnanz bei mir vorbeisprengte und auf meine Frage mir zurief: „Nach Brüsau! Der König fährt nicht um 10 von Zwittau ab. Es soll vorne etwas los sein!" — sah ich mir doch die Lage der Dinge etwas genauer an. Es mußte jedenfalls etwas vorgegangen, irgend eine Nachricht eingetroffen sein, welche den König noch in Zwittau zurückhielt. So weit ich sehen konnte, außer jenen nach nicht erkennbaren Zielen hin marschirenden Truppen kein Mensch in der Nähe. Ich kam mir plötzlich sehr verlassen vor, und mein Kutscher rieth eifrig zur Umkehr, vielleicht nach Prag, da sei es sehr schön. Jedenfalls hätte ich aber einen weiteren Weg nach Zwittau zurück als nach Brüsau gehabt, das nicht mehr weit entfernt sein konnte, und so ging es denn in einem etwas rascheren Tempo vorwärts; denn da die Ordonnanz einen Auftrag nach Brüsau hatte, so mußte dort irgend etwas von un[illegible]stehen. Es war ungefähr 11 Uhr, als ich in Brüsau einfuhr, wo auf der breiten Dorfstraße die sämmtlichen königlichen Gepäckwagen aufgefahren waren und alles mit ziemlich verlegenen Gesichtern zusammenstand. Unmittelbar vor der Einfahrt in das Dorf begegnete ich dem 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 1 und dem 5. Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 41 (also der 1. Infanterie-Brigade), dem Litthauischen Ulanen-Regiment Nr. 12 und der 3. 12-Pfünder-Batterie des Ostpreußischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 1, welche die hohen Berge östlich von Brüsau hinaufzogen, während ein Bataillon des 41. in Brüsau selbst bei den königlichen Wagen aufmarschirte.

Nach Aussage der Einwohner waren noch gestern österreichische Ulanen im Dorfe gewesen und steckten vermuthlich noch in den nahen Bergen, zwischen welchen eingeklemmt Brüsau liegt. Der Kommandeur des Hauptquartiers hatte den Befehl hierher gelangen lassen, die Wagen sollten bis auf weiteres halten bleiben, da Seine Majestät statt um 10 Uhr erst um 12 Uhr Zwittau verlassen werde. Die durchmarschirenden Truppen meinten, sie würden wohl bald hinter Brüsau etwas mit dem Feinde zu thun bekommen, und so sah denn die Situation mindestens zweifelhaft aus. Mir gerade erwünscht, dann gab es doch etwas Selbstgesehenes zu berichten. Als ich mich bei den Einwohnern zu orientiren suchte, trat plötzlich ein Offizier des 41. Regiments an mich heran und stellte sich mir als ein Herr v. Queiß vor. Um den Eindruck zu verstehen, den diese jedenfalls und unter diesen Umständen vollkommen unerwartete Begegnung auf mich machte, muß ich freilich viele Jahre zurückgreifen. Als ich nämlich 1838 meinen geschichtlichen Roman „Der böse Blick" schrieb, suchte ich nach dem Namen eines ausgestorbenen preußischen Adelsgeschlechtes, um die Helden des Romans nach ihm zu nennen. Dazu sah ich in der Rang- und Quartierliste, im Staatshandbuch und in Adreßkalendern nach, und als ich den Namen v. Queiß nirgends fand, glaubte ich keinen Verstoß zu begehen, wenn ich ihn an die Spitze meines Romans setzte. Kaum war der erste Band erschienen, so hörte ich auch, daß in Ostpreußen doch noch Herren v. Queiß lebten, und erwartete mit Besorgniß Reklamationen, denen ich nichts als meine Unwissenheit und meinen Leichtsinn erwidern konnte; aber es erfolgte nichts. Hier in Brüsau sollte ich um so überraschender an die frühere Sünde erinnert werden. Ich muß wohl ein sehr verlegenes Gesicht gemacht haben, denn Herr v. Queiß beruhigte mich sofort durch die Versicherung, daß die Familie damals zwar erstaunt gewesen sei, aber es mir nicht übel genommen habe, da aus der ganzen Behandlung ja hervorgegangen

sei, wie keinerlei unfreundliche Absicht zum Grunde gelegen. Leider konnte ich die angenehme Bekanntschaft nicht fortsetzen, da Herr v. Queiß in das Bataillon eintreten mußte. Wahrscheinlich durch die kuriose Erscheinung meines Fuhrwerks veranlaßt, hatte er sich erkundigt, wer ich sei, und mag eben so überrascht gewesen sein, wie ich, unter diesen Umständen dem Usurpations-Geschichtsschreiber seiner Familie zu begegnen.

Während alles umherstand, sich langweilte oder allerlei Besorgnisse kolportirte, ging ich in ein Haus, um die gezwungene Muße zu einem Bericht an die Staatszeitung zu benutzen. Unten war eine Wirthsstube, im ersten Stock zeigte die Einrichtung der Zimmer, daß hier ein Klub, eine Ressource oder Versammlungsort der Honoratioren Brüsaus war, denn bei näherer Erkundigung entpuppte sich das Dorf als ein Flecken. Alle Räume waren leer, und so etablirte ich meine Schreibewerkstatt in einem erschrecklich großen Zimmer, wurde aber bald durch den Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber unterbrochen, der irgend wo ein Plätzchen zum Schlafen suchte und sich mir gegenüber auf das Sopha legte, durch vehementes Schnarchen aber fast jede Berichterstattung unmöglich machte. In einem Billardzimmer nebenbei lagen noch die Wiener Zeitungen der letzten Tage. Nur mit Ekel ließen sich die Großmäuligkeiten und Nichtsnutzigkeiten dieser Blätter lesen. Trotz der so nachdrücklichen Lehre, die sie empfangen, hatte sich die Verlogenheit und Ueberhebung dieser Leute noch in nichts geändert, und wenn ich das, was hier gedruckt aus Wien zu lesen war, mit dem verglich, was ich gestern in den Briefen österreichischer Offiziere und Soldaten gelesen, so mußte ich irre werden an der Presse, der ja auch ich diente.

Gegen 1 Uhr kam der Befehl zum Weitermarsch. Es waren Rapporte aus Czernahora eingegangen, nach denen die ganze Straße frei und die Avantgarde der I. Armee sogar wahrscheinlich schon vor Brünn angelangt war. Ich ließ die Wagen

vorausfahren und beendete erst meinen Bericht, was indessen doch noch so lange dauerte, daß ich den König und die Suite durch Brüsau durchfahren sah. In dem Wagen des Ministerpräsidenten Grafen Bismarck saß der französische Gesandte Benedetti, der Attaché desselben in einem zweiten Wagen neben dem Geheimen Legationsrath Abeken. Nun war mir auch klar, weshalb die Abfahrt aus Zwittau später erfolgt war, wahrscheinlich hatte es diplomatische Verhandlungen gegeben. Während des Durchfahrens durch Brüsau erhielt der König die Nachricht, daß der Weg bis Czernahora und die Umgegend vollständig frei vom Feinde sei und eine Division der I. Armee bereits nahe bei Brünn stehen müsse. So ging es im Fluge weiter, und ich folgte bescheiden mit meinem unterdessen ausgeruhten Pferde, so daß ich spät nachmittags in Czernahora anlangte und ein ganz gutes Quartier bei einem Klein-Kaufmann erhielt. Der Flecken, welcher sich an den Fuß des Berges lehnt, auf dem das schöne Grafenschloß weit in die schwarzen Berge (czerna: schwarz; hora: der Berg) hineinsieht, trug ganz den slavischen Charakter, im vollen Gegensatze zu den Städten und Flecken, durch welche wir bis jetzt gekommen. Dazu gehörte denn vor allen Dingen die zerstreute, unordentliche Lage der Häuser und ein unglaublicher Schmutz. Mir gegenüber, auf dem großen Platze, hatte sich vor einer Scheune ein Offizierkasino im Freien gebildet. Diese Gruppe, umgeben von der Bewegung eines großen Fuhrparks und mannigfach durch Kommen und Gehen belebt, wäre ein ungemein dankbarer Vorwurf für einen geschickten Zeichner gewesen; ich konnte wenigstens beim Schreiben kaum die Augen davon lassen. Plötzlich jubelte es dort. Es mußte eine freudige Nachricht eingetroffen sein, und so war es in der That. — Brünn, die Hauptstadt Mährens, war mittags bereits von der 5. Division besetzt worden, und somit schien der Weg nach Wien offen. — In wenigen Tagen zwei Städte von solcher Bedeutung wie Prag und Brünn! — Ehe ich mich

übrigens in meinem Quartier etablirte, war ich auf das Schloß gegangen, um die eingelaufenen telegraphischen Depeschen abzugeben, und hatte dort die Stimmung keineswegs so rosig gefunden, wie sie nun, nach der Nachricht von der Besetzung Brünns, geworden war. Die Ankunft und das Verweilen des französischen Botschafters im Hauptquartier schien allen nichts Gutes zu bedeuten und machte den Eindruck des langsam nachschleifenden Hemmschuhs, der plötzlich sich unter das rasch rollende Rad des Siegeswagens schieben wollte. Um so größer war meine Freude über die Gewißheit abermaligen Erfolges. Sofort wurde denn auch bekannt, daß das Hauptquartier wiederum am nächsten Morgen weiter vor und nach Brünn verlegt werden würde. Welch' ein Kontrast gegen die Besorgnisse und Vorsichtsmaßregeln vor wenigen Stunden in Brüsau. Unter meinen Briefen aus der Heimat waren auch einige voller Entrüstung gegen die deutschen Südstaaten, welche immer noch nicht von ihrer Feindseligkeit gegen Preußen, allerdings besonders in Worten, ließen. Ich machte mir daher das Vergnügen, in meinem vom 12. aus Czernahora datirten Berichte an den Staatsanzeiger zu sagen, daß die Elbarmee über Linz nach München bestimmt sei, ein Scherz, den ich auch in meinem Bericht vom 14. aus Brünn wiederholte. Von badischen und nassauischen Offizieren in Wiesbaden und Homburg hörte ich während meines Badeaufenthaltes dort im Sommer 1867, daß diese hingeworfene Notiz im Staatsanzeiger außerordentliche Sensation bei den süddeutschen Truppen gemacht, um so mehr, als ihnen auch die gleichzeitige Nachricht von einem in Leipzig zu formirenden zweiten Reserve-Armeekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zuging, welches ebenfalls, aber über Hof, nach München vordringen sollte. Daß sich jemand in Czernahora den Spaß auf seine eigene Hand gemacht, ahnte wohl in den süddeutschen Generalstäben niemand.

Schon sehr früh am Morgen des 13. Juli wurde aufge-

brochen, um so bald als möglich das neue Hauptquartier Brünn zu erreichen. Das schönste Wetter, eine vortrefflich erhaltene Kunststraße, schöne Gegenden machten diese Fahrt zu einer sehr angenehmen, und der Gedanke, in Brünn auch wieder einmal in einen ordentlichen Stall zu kommen, animirte auch meinen sonst nicht leicht zu animirenden Kutscher. Erst kurz vor Brünn gerieth ich wieder in Trainkolonnen aller Art und endlich auch in marschirende Truppen, die 7. Division, welche vor der Stadt Halt machte, um geordnet einziehen zu können. Hier fuhr ich unter anderen auch an dem Magdeburgischen Husaren-Regiment Nr. 10 vorüber, dessen Offizierkorps mich einige Jahre vorher zum Jubiläum der fünfzigjährigen Errichtung des Regiments nach Aschersleben eingeladen. Es hatte bei jener Feier, die ich im Soldatenfreunde ausführlich beschrieben, so manche Reden gegeben, die mir damals nach fünfzigjähriger Friedensexistenz des Regiments fast wie Phrase erschienen waren, wie ich denn überhaupt auf begeisterte Reden, namentlich beim Diner, seit dem Jahre 1848 nie viel gegeben habe. Bei diesem Wiedersehen mit dem Regimente waren aber alle jene Verheißungen erfüllt, alle jene Vorsätze zur Wahrheit geworden, denn gerade dieses Regiment hatte sich besonders ausgezeichnet. So war denn die Begrüßung eine sehr freudige. Zwischen der Spitze der Truppen und den ersten Häusern der Stadt fuhr ich durch eine ganz menschenleere Strecke der mächtigen Allee. Es war wie ein neutrales Gebiet zwischen feindlichen Mächten. Desto angenehmer stach die freundlich gebaute, ungemein belebte Stadt dagegen ab, war es doch seit Berlin die erste wirkliche Stadt, die ich betrat. — Von allen Seiten traten Leute an mein Fuhrwerk heran, um sich zu erkundigen, ob die Truppen bald kommen würden, und ob es denn wahr sei, daß der König Wilhelm selbst schon so nahe sei und „den Bismarck" mitbringe. Froh, in einer großen Stadt, in der es doch an Hotels nicht fehlen konnte, der Einquartierungsabhängigkeit überhoben zu sein,

fuhr ich in ein Gasthaus, nicht weit vom Lazansky-Platz, aller-
dings sehr bescheidenen Ranges, aber doch Raum genug ent-
haltend für mich und ein Dintenfaß. Hier galt es, sich zu
orientiren, und ich machte sofort mit einem Fiacre eine Fahrt
durch die Stadt, welche außerordentlich stark mit Einquartierung
belegt, aber durchaus nicht unruhig war. Alle Läden waren
offen, die Restaurationen überfüllt, überall die Ordnung aufrecht
erhalten, die Stimmung keine erkennbar feindliche. Meine Re-
kognoszirungsfahrt führte mich mitten in den Einmarsch der
7. Division, deren bestaubtes und nichts weniger als parade-
mäßiges Ansehen, zusammen mit der stolzen Haltung und
dem freudigen Gesichtsausdruck, einen tiefen Eindruck auf die
Einwohner zu machen schien. Wunderlich schienen ihnen die
Pfeifen mit ihren schrillen, keineswegs harmonischen Tönen,
wenn die Tambours das Musikchor ablösten, und viele fanden
darin ein charakteristisches Merkmal preußischer Barbarei, nach
solcher Musik Soldaten marschiren zu lassen. Wir Preußen
sind daran gewöhnt, aber begreiflich ist es, wenn andere, die
an diese Querpfeifen nicht gewöhnt sind, keinen Geschmack daran
finden. Der mir begegnende Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber
fragte mich, ob ich ihn begleiten wolle, er sei eben im Begriff
die Postanstalt mit Beschlag zu belegen und überhaupt die
preußische Verwaltung einzusetzen, da alle kaiserlichen Beamten
ihre Posten verlassen hatten und geflohen waren. Das ließ ich
mir nicht zweimal sagen, und so betraten wir denn die kaiser-
lichen Postbüreaus, wo nur einige Unterbeamte zurückgeblieben
waren, die uns mit großer Unterwürfigkeit alle Lokale öffneten.
Es wurden die letzten Brief- und Zeitungssendungen aus Wien
sowie die zur Versendung fertigen Briefe und Packete in ihrer
Totalität übersehen, und nahm ich mir einen Vorrath von Wiener
Zeitungen mit, aus denen sich der Stand der Dinge in der
Hauptstadt zum Erschrecken deutlich erkennen ließ. Dr. Stieber
verpflichtete die sehr ängstlich thuenden Beamten, keinerlei Ver-

änderung in dem augenblicklichen Bestande vorzunehmen oder vornehmen zu lassen, bis preußische Postbeamte die Leitung übernehmen würden, und machte sie aufmerksam, daß sie unter dem Kriegsgesetze ständen, welches keine Schonung für Verrath kenne. Er werde das Postgebäude sorgfältig an allen Thüren desselben beobachten lassen und warne sie, sich irgend eine Veruntreuung an dem jetzt königlich preußischen Eigenthum zu Schulden kommen zu lassen. Von der Post ging es in das Polizeigebäude. Dort fanden wir aber alles in bester Ordnung und in ungestört funktionirendem Geschäftsgange. Die städtischen Behörden hatten sofort nach der Flucht der kaiserlichen Polizeibeamten den ganzen Geschäftsbetrieb übernommen und entledigten sich ihrer Aufgabe — unter diesen Umständen einer recht schweren Aufgabe — mit eben so vielem Eifer, als Erfolg. Es war unterdessen die Zeit herangekommen, wo das Eintreffen des Königs von Czernahora her erwartet werden konnte, ich trieb daher zur Eile, weil ich glaubte, daß gerade bei der Einfahrt des Königs in die erste große Stadt die Anwesenheit des Feldpolizei-Direktors nothwendig sei. So eilten wir denn nach der großen Neugasse, wo im letzten Hause nach dem Felde, der Mauer des Augartens gegenüber, eine preußische Wache etablirt war, der eben ernannte Kommandant der Stadt Brünn, Generalmajor v. Lengsfeld, ein alter Bekannter von mir aus Hohenzollern her, zu Pferde den König erwartete und die Behörden der Stadt mit dem Bischof, Grafen Schafgotsch, sich versammelt hatten. Es ging alles musterhaft ordentlich zu, es war kein zu großes Gedränge, da theils die Ankunft des Königs nicht allgemein bekannt war, theils die Brünner vollauf mit ihrer Einquartierung zu thun hatten. So war ich Zeuge des Empfanges und schrieb, als der König die Anrede des Bürgermeisters Dr. Giskra beantwortete, sorgfältig auf, was ich davon ohne zu nahes Herandrängen hören konnte. Es war gut gethan, denn die Worte des Königs waren wichtig. Rasch eilte ich nach Hause, um sie für den Druck zu redigiren,

und dann auf das Schloß, um die Erlaubniß für die Veröffentlichung zu erhalten. Auf dem Wege dahin begegnete ich dem Bürgermeister Dr. Giskra, den ich ersuchte, mir den Text seiner Anrede zu geben, und zwar so, wie er auch später unter veränderten Verhältnissen wünschen würde, sie gehalten zu haben; denn ich sah voraus, daß der mächtige Eindruck des Augenblicks, das Gefühl vor einem siegenden Feldherrn und Fürsten von so imponirender Persönlichkeit wie König Wilhelm zu stehen, vor allen Dingen der Wunsch, möglichste Schonung für die Stadt zu erreichen, manches Wort der Anrede später anders klingen lassen werde, als es im Augenblicke den Umstehenden klang. Dr. Giskra sah mich erst befremdet an, sagte mir dann aber, rasch meine gute Absicht erkennend, dankbar die Uebersendung einer Abschrift zu und hielt sein Versprechen auch im Laufe der nächsten Stunden. Auf dem Schlosse fand ich den König noch beschäftigt, sämmtliche in Brünn anwesende Generale zu empfangen, durfte dann aber die Fassung der Antwort vorlesen und erhielt die Genehmigung zum Druck im Staatsanzeiger. So bewaffnet, mitten unter den Vorgängen, auch durch die Feldpolizei unterrichtet über das, was an Gerüchten oder Berichten umlief, hatte ich Material vollauf zu bewältigen und war denn auch so lange fleißig, wie es die Natur nur irgend gestattete. Es ging auch alles leichter von der Hand, da ich zum ersten Male wieder in einem wirklichen Gasthofe eine Arbeitslampe, Bedienung und alle die kleinen Bequemlichkeiten fand, die man allerdings im Drange entbehren kann, aber doch nie gern entbehrt.

Am 14. Juli war für die in Brünn stehenden Truppen ein Ruhetag befohlen, und wie durch einen Zauberschlag hatte sich das Aussehen der gestern so bestaubt und erschöpft eingerückten Truppen verwandelt. Schon früh morgens 7 Uhr, als ich bei schönstem Wetter auf das Schloß ging, begegnete ich Soldaten in weißen Sommerbeinkleidern, sauber gebürstet, Knöpfe und alles Messingwerk geputzt, die Feldmütze keck auf das Ohr

gesetzt, die sich rauchend und sorglos die Stadt besahen. Ich las dem Könige das für die Zeitungen Geschriebene vor, machte rasch die befohlenen Aenderungen und eilte dann auf den Bahnhof, wo die preußische Feldpost etablirt war. Die Eisenbahn war bereits bis Prag wieder ziemlich fahrbar gemacht, und es herrschte daher ein außerordentliches Leben in der Beförderung von Proviant und Traingegenständen. Brünn hatte, von glänzendem Sonnenschein überstrahlt und durch seine landschaftlich so begünstigte Lage imponirend, trotz der Anwesenheit des Feindes, sein Festkleid angezogen und lag so vergnügt, bewegt und doch ruhig vor meinen Augen, als wäre nichts geschehen. Von Seiten unserer Soldaten nicht mehr Lärm, als an einem Manöver-Ruhetage im tiefsten Frieden. Lautes Gespräch hörte man nur, wenn sich zwei Freunde wiedersahen. Alle Läden waren nicht allein offen, sondern auch von Käufern gefüllt, und zwar preußischen Offizieren und Soldaten, die nach den im Felde gemachten Erfahrungen nun alles Mögliche einkauften, besonders Briefpapier und Couverts, Photographien von Brünn und Wien. Die Menge der Briefe, welche heute allein zur Beförderung in die Heimat der Feldpost übergeben wurden, war unglaublich groß, und ich sah mit Erstaunen ganze Körbe und Säcke voller Briefe aus den zunächst gelegenen Ortschaften eintreffen, wo sie bei den dort stehenden Truppentheilen eingesammelt und befördert worden waren. Ich machte zunächst meine Runde, um Nachrichten einzuholen, traf viele bekannte oder befreundete Offiziere. Wenn ich nicht annehmen will, daß sie mir nichts sagen wollten, was bei Befreundeten, die mein Verhältniß kannten, doch kaum, wenigstens nicht für alle, anzunehmen ist, so mußte ich mich wundern, wie wenig unterrichtet diese Herren über den Stand der Dinge waren, und wie ihnen das Meiste, was ich ihnen mittheilen konnte, ganz neu und unglaublich schien. Allgemein war die Nachricht verbreitet, daß Napoleon mit einer französischen Armee bereits am Rhein stehe, und daß

die Italiener sofort nach der Abtretung Venetiens einen Separatfrieden mit Oesterreich geschlossen, die Allianz mit Preußen also aufgegeben hätten. Um alles das bekümmerte der gemeine Mann sich gar nicht, desto mehr beschäftigte ihn die Frage, wie weit es noch bis Wien sei; denn daß wir dort einmarschiren würden, darüber war auch nicht der geringste Zweifel. Alle Hotels, Restaurationen und Kaffees waren so gefüllt, daß nur schwer irgendwo ein Plätzchen zu haben war, und der großstädtische, lebenslustige Charakter Brünns sprach sich deutlich aus. Wichtig war hier auch die Ueberwachung der Tagespresse, namentlich in ihrem slavischen Theile, denn jene in Chrudim gedruckte Proklamation, welche auch in Brünn an allen Ecken angeschlagen war und das Prinzip der Nationalität betonte, fing an eine merkbare Aufregung hervorzubringen. Die auszugebenden Blätter mußten erst der Feldpolizei vorgelegt werden. Anfangs half ich, so viel ich konnte; aber nicht deswegen war ich mit ins Feld gegangen, um mährische und böhmische Lokalblätter zu zensiren, und gerade von hier, dem ersten gewonnenen Ruhepunkte aus, war meine Berichterstattung in die Heimat doch wohl wichtiger, so daß ich in den folgenden Tagen, außer dem Gange des morgens auf das Schloß und zur Feldpost auf den Bahnhof, mein Zimmer fast nicht verlassen konnte. Nur am Sonntage den 15. wohnte ich dem Feldgottesdienste bei, besuchte nachmittags den Spielberg und den Augarten, einmal auch früh morgens die Kirchen, sonst habe ich von Brünn n[illegible] gesehen, was ich von meinem Fenster aus beobachten konnte; [illegible] mein Gasthaus aber an einer sehr frequenten Straße lag, [illegible] sah ich genug, um einen angenehmen Eindruck von Brünn [illegible] hinwegzunehmen. Der König, welcher am Tage nur dann öffentlich erschien, wenn Truppen durchmarschirten, sonst aber in gewohnter Art arbeitete, begann hier wieder abends eine Erholung zu suchen. So nahm er den Thee im Augarten und besuchte auch den Schreibwald, die Villegiatur der Brünner.

Die Nachricht von dem abermals gewonnenen Gefechte bei Tobitschau, bei welchem 16 Kanonen genommen wurden, elektrisirte die Truppen und fuhr erfrischend in das diplomatische Verhandeln, welches im Schlosse hin und her schlich. Sechzehn Kanonen und von einem Kürassier-Regiment, das war keine Kleinigkeit und wohl geeignet, manchem Zweifel zu begegnen, ob sich so ununterbrochenes Glück auch erhalten werde. Beim gemeinen Mann hörte man allerdings nichts von Zweifeln, desto mehr von Offizieren in vertrautem, unbelauschtem Gespräche. Das Marchfeld mit seiner Manövrirräumlichkeit für Kavallerie, an welcher uns, nach der allgemeinen Meinung, die Oesterreicher immer noch überlegen waren, war und blieb sogar noch in Nikolsburg eine Art von Schreckgespenst; dagegen machten die Nachrichten von den ungeheuren bei Florisdorf vor Wien aufgeworfenen Schanzen gar keinen Eindruck. Ich muß hier nachholen, was weiter mit jener Anrede des Bürgermeisters Dr. Giskra, jetzt wo ich dies niederschreibe, Minister des Innern in dem sogenannten parlamentarischen Doktorministerium, geschehen. Wie ich vorausgesehen, wurde seine Rede von den Zeitungen vielfach entstellt und ihm zu schwerem Vorwurfe gemacht, als wieder Ruhe eingetreten war. Selbst die Times schuldigte ihn an, und man war freigebig mit dem Worte: „Vaterlandsverrath!“ Ich hatte aber die Genugthuung, daß er sich in seiner Vertheidigung auf den „Preußischen Staatsanzeiger“ berief, der allein seine Worte richtig gegeben, während alle anderen Versionen gefälscht seien. Vor einem solchen Zeugen, dem wenigstens in jener Zeit keine Parteinahme für den Dr. Giskra vorzuwerfen war, verstummten endlich die Angriffe. Uebrigens benahm sich Dr. Giskra als Bürgermeister während der ganzen Zeit der Preußischen Okkupation Brünns ganz vorzüglich, und zwar nicht allein am grünen Tische, sondern auch in den Straßen allerlei Tumulten und Exzessen gegenüber. Seine hohe Gestalt kam ihm dabei sehr zu Hülfe, denn seine Erscheinung hatte etwas Impo-

nirendes. Ich sprach ihn auf der Rückkehr von Nikolsburg nach Prag und Berlin noch einmal im Konzertsaale des Brünner Theaters, wo eine Kommission des Rathes in Permanenz versammelt war, und ich ihm die erste Nachricht von dem gesicherten Friedensschluß brachte. Sein Schmerz und seine Entrüstung über den Ausschluß der Deutsch-Oesterreicher aus dem damals in Aussicht stehenden deutschen Bunde machte auf mich den Eindruck vollkommener Aufrichtigkeit.

Auffällig war während des Aufenthaltes in Brünn der oft tagelange Mangel an Nachrichten von dem Kriegsschauplatze am Main. So kam die Nachricht von dem siegreichen Gefecht bei Laufach erst vier Tage nachher an. Die Telegraphen waren allerdings vielfach unterbrochen. Ich hörte aber auch die Vermuthung aussprechen, die dort kommandirenden Generale wollten keine nähere Verbindung mit dem Hauptquartier in Böhmen, um durch etwa neue politische Konstellationen nicht in ihren Entschlüssen und ihrem Handeln gehindert zu sein. Was davon wahr ist, habe ich nicht erfahren können. Das Faktum der Verbindungslosigkeit steht aber fest, ich glaube es wenigstens aus bester Quelle zu haben.

Uebrigens erklärte mir mein Reichenberger Kutscher hier gleich am ersten Tage: Bis Brünn, aber nicht weiter! Während der vergangenen Tage war er bei aller Aengstlichkeit doch voller Zuversicht und Vertrauen auf den endlichen Sieg der Preußen gewesen und hatte sich weidlich gegen allerlei österreichische Dinge ausgeschimpft — überhaupt eine der unangenehmsten Erscheinungen während des Feldzuges, ob aufrichtig oder etwa nur den augenblicklichen Siegern zum Munde geredet, weiß ich freilich nicht — hier in Brünn schien er aber von der bevorstehenden großen Schlacht auf dem Marchfelde, von den Florisdorfer Schanzen und von der bereits bei Wien eingetroffenen österreichischen Armee aus Italien gehört zu haben; denn er erklärte mir, nun nach Reichenberg zurück zu müssen, da er sein Gefährt nicht ferner

Kriegsgefahr aussetzen könne. Ich hätte ihn wohl zu weiterem Dienst zwingen können, zahlte ihm aber das bedungene Fuhrgeld, vergaß dabei einen schon gezahlten Louisd'or Vorschuß und sagte ihm, wenn er auf dem Wege von Brünn bis Reichenberg keine Rückfracht bekomme, so solle er nur an mich nach Potsdam schreiben, dann wolle ich ihm auf so viele Tage zahlen, wie er bis Reichenberg gebrauchen werde. Obgleich ich schon in Brünn erfuhr, daß er mit drei Personen die Stadt verlassen, und obgleich verwundete Offiziere eine gute Fahrgelegenheit mit Geld aufwogen, unterließ der biedere Deutsch-Böhme doch nicht, mir nach Beendigung des Krieges ganz ergebenst zu melden, daß er bis Reichenberg keine Rückfracht bekommen habe, und ich also einsehen werde, daß ich ihn dafür entschädigen müsse. Das war unverschämt, aber geschickt gelogen, und das Hofmarschall-Amt entschädigte ihn nachträglich mit 25 Thalern. — Wie sollte ich aber nun weiter kommen, vor allen Dingen mit derselben Unabhängigkeit wie bisher? Ein Gefährt in der Richtung nach dem Kriegsschauplatze war durchaus nicht zu bekommen, so blieb mir denn nichts Anderes übrig, als mich der Feldpolizei anzuschließen, die vortrefflich mit Wagen und Pferden ausgerüstet war. Der Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber hatte einen eigenen Wagen aus Berlin mitgebracht, in welchem er mir und dem königlichen Schauspieler G. Hiltl einen Platz anbot, während das übrige Personal der Feldpolizei in anderen Wagen fuhr. Damit war für das Nothwendigste gesorgt, freilich auch ein wesentlicher Theil meiner selbständigen Bewegung aufgegeben.

Am 18. wurde das Hauptquartier von Brünn nach Nikolsburg verlegt, und da die Abfahrt des Königs um 10 Uhr vormittags angesagt war, so fuhr die Feldpolizei schon um 9 Uhr voraus. Es waren indessen am 17. abends und am 18. früh so gute Nachrichten aus Westdeutschland, namentlich von der Besetzung Frankfurts a. M. eingelaufen, daß der König selbst seine Abreise bis um 5 Uhr verschob und daher erst spät abends

in Nikolsburg ankam, während wir bereits nachmittags dort eintrafen. Es war eine der angenehmsten Fahrten während des Feldzuges. Bei schönstem Wetter, im Gefühl vollständiger Sicherheit — begleiteten doch zwei berittene Gensdarmen unsere kleine Karawane — durch eine noch keineswegs vom Kriege ausgesogene Gegend und in sehr animirter Gesellschaft, vor allen Dingen ohne die geringste Besorgniß über den weiteren Verlauf des Krieges, legten wir den langen Weg bis zu dem Städtchen zurück, wo das Ende unserer Reise und des Feldzuges überhaupt sein sollte, wovon wir allerdings damals noch keine Ahnung hatten, sondern nur an einen siegreichen Einzug in Wien, sowie an die Wirkung desselben auf die Heimat und die zukünftige Stellung Preußens dachten. Die Kaiser-Chaussee hatte uns gegen Mittag nach Pohrlitz geführt, wo wir auch nicht einen Mann Militär und alles wie im tiefsten Frieden fanden, bis an die Thaya, deren vollständig zerstörte Brücke im schneidendsten Kontraste mit dem bis dahin zurückgelegten Wege stand. Es hatte hier ein Gefecht des 11. Ulanen-Regiments stattgefunden, und war der Uebergang durch das 8. Pommersche Infanterie-Regiment Nr. 61 forcirt worden. Pioniere, durch Bauern der Nachbarschaft unterstützt, hatten dicht neben der abgebrannten Brücke, von der nur die steinernen Pfeiler noch standen, eine Nothbrücke erbaut, über welche der Transport der Wagen sehr schwierig war und nicht anders als mit Hülfe der stützend nebenhergehenden Mannschaften bewerkstelligt werden konnte. Die Passage war so gefährlich, daß auch wirklich ein großer Gepäckwagen des königlichen Hauptquartiers abends auf dieser Nothbrücke umschlug, nur mit größter Anstrengung wieder in Fahrt gesetzt werden konnte und erst nachts 2 Uhr in Nikolsburg anlangte. Zum Ueberschreiten der Thaya hatten am Gefechtstage die 61er Musketiere sich bis auf das Hemd ausgezogen, hatten ihre Patronentaschen in den Mund genommen, um sie gegen das Naßwerden zu schützen, waren dem sich zurückziehenden Feinde bis Nikolsburg gefolgt

und so, nur mit dem Hemde bekleidet, in das Städtchen eingedrungen. Meine Wirthsleute erzählten mir später, mit welchem Entsetzen sie diese nackten, bewaffneten Menschen ihre erste Patrouille durch die Straßen machen sahen. Alles Ueble und Furchtbare, was man in Oesterreich vor dem Erscheinen der Preußen sich erzählt, schien durch diesen Anblick bestätigt zu sein. Ich habe der Kuriosität wegen einen 61er in diesem seltsamen Kostüm im Soldatenfreunde abbilden lassen. Die Feldpolizei hatte prächtig für mein Unterkommen gesorgt. Ich wohnte in der Hauptstraße bei einem Materialwaaren-Händler; es waren freundliche, zutrauliche Leute, die sehr bald ihre Scheu vor dem bei ihnen einquartierten Feinde aufgaben und alles, was in ihren Kräften stand, thaten, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Die Frau bereitete mir täglich ein Backwerk zum Thee, auf dessen Wohlgeschmack sie besonders stolz war. Mittags gab es allerdings nur unglaublich zähes Kuhfleisch und hin und wieder ein unnennbares österreichisches Gericht, für welches jene Gegend eine Vorliebe hat — den Namen habe ich vergessen, den Geschmack leider noch nicht — aber die freundliche Bedienung wog diesen Mangel reichlich auf, mußte die Familie doch selbst auch schlechter essen, weil fast nichts zu bekommen war. Unten auf dem geräumigen Flur hatten sich Garde-Pioniere, zum Feld-Telegraphendienst kommandirt, mit Streu eingerichtet und blieben auch bis zum Abmarsch des Hauptquartiers im Hause.

Rasch hatte ich meine Schreibstatt eingerichtet, die ich länger benutzen sollte, als das beim Einmarsch zu erwarten war, denn Jedermann war überzeugt, daß in acht Tagen Wien besetzt sein werde. Allerdings wurde noch eine große Schlacht erwartet, ihr für Preußen glücklicher Ausgang aber nicht im mindesten bezweifelt. Die Federn waren aber schon gespitzt und in Bewegung, welche uns diese Erwartungen verderben sollten; denn als ich den ersten Gang durch die Stadt machte, hörte ich schon,

daß der kaiserlich französische Botschafter Benedetti vor unserer
Ankunft von Wien her in Nikolsburg eingetroffen sei. Das
klang nach Waffenstillstand oder Frieden, und unsere Offiziere
legten sich in der Beurtheilung der Möglichkeit, daß man
preußischerseits jetzt schon auf einen Frieden eingehen könne,
nicht den geringsten Zwang auf; wie denn überhaupt im Punkte
des Räsonnirens das Feldlager dem Klub bei Wein und Bier
nichts nachgiebt. Glücklicherweise schadet das dem Dienst und
der Pflichterfüllung gar nichts. — Auf der Post fand ich die
neuesten Nummern der Wiener „Presse“ und überzeugte mich,
daß selbst am 12. Juli, also neun Tage nach der Schlacht be
Königgrätz, dies Blatt noch davon sprach, Preußen müss
„zerschmettert“ werden. Man solle nur warten, bis die ganz
italienische Armee bei Wien versammelt sei, dann sei der richtig
Zeitpunkt für dieses „Zerschmettern“ gekommen. Privatbrief
aus Wien, die bis zum 14. Juli reichten, schilderten dagege
die Zustände dort so zerfahren und bedenklich, sogar für d
Person des Kaisers, daß selbst ein vollkommen widerstandslos
Einmarsch in Wien nicht außer der Wahrscheinlichkeit lag.

Die Ankunft des Königs von Brünn her erfolgte e
abends 10 Uhr, und eine improvisirte Illumination der Straße
durch welche die königlichen Equipagen auf das Schloß fahr
mußten, sowie die große Menschenmenge gaben dieser Einfa
einen fast festlichen Charakter. Bis spät in die Nacht herrsch
ein außerordentliches Leben in dem Städtchen, und es hörte
komisch an, wenn die Einwohner sagten: „Gott sei Dank!
sind wir gerettet.“ Möglich, daß der österreichische Patriotis
sich in den Häusern verborgen hielt und jede Berührung
dem Feinde scheute, auf der Straße und sonst in erreichba
Gesprächen hörte man nichts davon. Allerdings sah ich a
dichtverhängte Fenster, die während unserer ganzen Anwesenh
in Nikolsburg nicht geöffnet wurden, obgleich ich hin und wied
von meiner Wohnung aus ein paar Augen hinter denselbe

hervorlauschen und neugierig auf die Straße blicken sah, und als ich mich nach den Bewohnern erkundigte, vernahm ich, daß dort ein paar alte Damen, treue Anhängerinnen des kaiserlichen Hauses, wohnten, die das Gelübde gethan, kein Fenster zu öffnen und kein Rouleau aufzuziehen, so lange die verhaßten Preußen in der Stadt wären. Sonst aber stand es schwach mit patriotischer Gesinnung hier und in der Umgegend, die ich doch ziemlich weit durchstreifte. Gleich vom zweiten Tage unseres Aufenthaltes fand täglich Markt statt, von dem die Bauern aus der Umgegend stets sehr zufrieden über die gemachten Geschäfte in ihr Dorf zurückkehrten; der regelmäßige Verkehr stockte nicht einen Augenblick, und namentlich schien sich die große Zahl von Juden in dem Trubel sehr wohl zu befinden. Man konnte alles Mögliche haben, nur mit Fleisch und ähnlichen Eßstoffen sah es übel aus, wenn ich nämlich nach meinem täglichen Familientische auf den allgemeinen Zustand schließen darf. Für die preußischen Offiziere war übrigens vortrefflich durch einen Berliner Spekulanten gesorgt, der dicht neben der Auffahrt zum Schlosse ein ganz behagliches Kaffee-Restaurant eröffnet hatte.

Am 19. früh ging ich, wie von nun an täglich, auf das Schloß, um mir Weisungen und Material für meine Berichte zu holen. Ich hörte, daß der Botschafter Benedetti schon gestern Abend spät den Grafen Bismarck habe sprechen wollen, dieser aber „unwohl" gewesen sei. Alle Büreaus waren bereits etablirt, selbst eine Telegraphenstation mit ihren Anordnungen beschäftigt. Der König wohnte in denselben Zimmern, in denen Napoleon I. vor der Schlacht bei Austerlitz gewohnt, und wenn ich aus den hochliegenden Fenstern des Schlosses auf die eben so schöne wie fruchtbare Gegend hinabsah, durch welche preußische Regimenter nach dem Süden zogen, so mußte ich mir manchmal die Augen reiben, ob denn das alles wahr und wirklich sei. Das Schloß, ein alter Besitz der Fürsten von Dietrichstein, gehörte dem kaiserlicher Minister der auswärtigen Angelegenheiten,

Grafen Mensdorff-Pouilly, der bei seinen diplomatischen Schachzügen auch wohl schwerlich daran gedacht, daß sein: Schach dem Könige — von Preußen! mit einem so vollständigen Matt! für sein eigenes Besitzthum endigen würde. Der größte Theil des sehr weitläufigen Gebäudes war vollständig wohnlich und in Ordnung, in anderen Theilen war alles wüst und unordentlich, wie es schien, infolge eines Baues und beabsichtigter Restauration. Da das Schloß unmittelbar auf den Fels, ja zwischen die Spitzen desselben hinein gebaut ist, so findet man in den Fluren und Gängen der unteren Etage den nackten Fels zu Tage treten, ja in schräg gegen die darauf gemauerte Wand anlaufenden Blöcken fast den Weg versperren. Höchst interessant war die reiche Sammlung von Familienporträts und historischen Bildern, welche sogar an den Wänden sämmtlicher Flure hingen. Der Weg aus dem Städtchen bis zum obersten Schloßhof war steil und beschwerlich, und da ich täglich wenigstens zweimal hinauf zu gehen hatte, so lernte ich diesen Theil der Nikolsburger Annehmlichkeiten sehr genau kennen. Es zogen heut unaufhörlich Pontontrains — auch eroberte österreichische Hackets — durch die Stadt nach Süden. Man wollte also die Donau offenbar oberhalb oder unterhalb der Florisdorfer Schanzen überbrücken, und so machte denn der Durchmarsch dieser technischen Truppen einen außerordentlich belebenden Eindruck auf alle, die ihn mit preußischen Augen ansahen, und das Bewußtsein, daß im Schlosse Benedetti, wenn nicht schon am Frieden, so doch jedenfalls an einem Waffenstillstande arbeite, wurde durch diese endlosen Reihen von Pontons weniger peinlich. Es verlautete heute, der Kaiser Franz Joseph wolle noch immer nicht direkt mit Preußen über den Frieden unterhandeln, sondern alles durch Frankreich arrangiren lassen, und es war dies ein Grund mehr, weshalb die Offiziere auf noch eine große Entscheidungsschlacht rechneten. Dagegen wurde die Anwesenheit des italienischen Bevollmächtigten, Barral, auf dem Schlosse ebenfalls als ungünstig für eine

weitere Verfolgung des Sieges angesehen, weil man glaubte, Italien sei nun mit dem Besitze Venetiens zufriedengestellt und werde von jetzt an kein schwerwiegendes Gewicht in die Wagschale werfen.

Am 20. kamen vertrauliche Nachrichten aus Wien, welche, ganz im Gegensatze zu den bisherigen Gerüchten, die baldige Erscheinung eines österreichischen Gesandten verkündeten, der um den Frieden bitten sollte. Sie gossen kaltes Wasser über alle Dii minorum gentium des Hauptquartiers, zu denen ja auch ich gehörte. Man tröstete sich indessen damit, daß seit dem 4. Juli, wo in Horic die Friedensverhandlungen begonnen hatten, das Hauptquartier über Pardubitz, Hohenmauth, Zwittau, Czernahora und Brünn bis Nikolsburg unaufhaltsam vorgerückt war, und also wenigstens Hoffnung sei, daß es während der weiteren Friedensverhandlungen auch noch den kürzeren Weg von Nikolsburg nach Wien vorrücken könne. Es zog übrigens heute eine ganze Infanterie-Division durch die Stadt und, trotz des unaufhörlich strömenden Regens, mit so viel Musik und Trommelschlag, wie möglich; denn die Truppen wußten ja, daß der König oben im Schlosse war und auf sie herabsehen konnte. Wenn sonst so ziemlich alles an den preußischen Truppen den Böhmen, Mähren und Oesterreichern gefiel, so waren doch alle darüber einig, daß unsere Querpfeifen bei den Trommeln etwas ganz Abscheuliches und Unbegreifliches seien. Anfangs lächelte ich über diese einstimmige Abneigung gegen etwas, was ich von frühester Jugend her gewohnt war und für ganz unzertrennlich vom militärischen Aufzuge hielt. Nach dem Lächeln wurde ich aber aufmerksam, fing an, mit anderen Ohren zu hören, und kam allerdings zu der Ueberzeugung, daß sich allenfalls militärischer „Pomp, pride and circumstance“ auch ohne das „Gequik der quergehalsten Pfeifen“ — wie Shakespeare in seinem „Kaufmann von Venedig“ das aufdringliche Instrument nennt — erreichen ließe. Die Macht der Gewohnheit hatte mich bis

dahin zu keinem Urtheil, nicht einmal zur Empfindung kommen lassen. Heute, wo Bataillon auf Bataillon schlagend und pfeifend durch die Stadt zog, fiel es mir endlich auch unangenehm auf, namentlich weil die naßgewordenen Trommelfelle einen dumpfen, schlaffen Ton gaben und die Pfeifen nur desto schrillender durchklingen ließen. Gegen Abend kam der Kronprinz aus seinem Hauptquartier Eisgrub, um seinen königlichen Vater zu besuchen. Zum ersten Male sah ich den Prinzen mit dem bei Königgrätz so wohlverdienten Orden pour le mérite geschmückt. Er hatte sich einen Vollbart wachsen lassen, einer der schönsten Männer, die man nur sehen konnte, und mit dem ganzen Bewußtsein der Wichtigkeit des Geschehenen in seinem Auge. Wer konnte wissen, ob das, was jetzt vorging, nicht einst noch viel wichtiger für ihn werden würde, als es jetzt schon für seinen Vater war. Im Felde war der Kronprinz eine wahrhaft imponirende, im höchsten Grade fesselnde Erscheinung, und unwillkürlich mußte man ihm zutrauen, er werde das zu halten wissen, was jetzt errungen worden war. Im Gefolge der durchmarschirenden Truppen fanden sich heute eine Menge von interessanten, zweifelhaften, spekulirenden und zu allem Möglichen bereite Personen in Nikolsburg ein: Zeitungskorrespondenten mit um den Leib geschnallten Revolvern, Maler mit Schleppsäbeln, berittene Photographen, Restaurateure mit fahrenden Weinhandlungen, Kundschafter-Dilettanten und wirkliche Kundschafter, — überall sah man sonderbare Gestalten und seltsames Treiben, Feld-Passevolanten, die alle etwas wollten, sich aber sehr bald enttäuscht sahen. Ein Hauptquartier, und ich mag wohl hinzufügen, ein preußisches Hauptquartier mit seinem furchtbaren Ernst ist kein dauerndes Feld für dergleichen Spekulationen. Das kommt und geht, streift sich sehr bald von selbst ab oder wird abgestreift, je nachdem. Für Romantik war kein Feld in Nikolsburg, das sahen die Herren sehr bald ein. Als Oesterreich 1859 den Krieg in Italien gegen Frankreich

eröffnete, wurde der Hofrath Hackländer aus Stuttgart in das Hauptquartier des Oberfeldherrn berufen und gab reizende Schilderungen von dem Leben und Treiben in demselben. Das war lauter Freude, Hoffnung und Siegeszuversicht. Sie verstummten aber plötzlich, als der Ernst der Dinge an die Armee herantrat, und waren, als sie noch gelesen wurden, schon durch furchtbare Ereignisse überholt. Ich hatte mir daraus die Lehre entnommen, in meinen Berichten keine Hoffnungen anzuregen, nichts zu bewundern, nichts auszuschmücken, sondern die Begebenheiten sprechen zu lassen, und bin gut damit gefahren. Andere Berichte mögen lesbarer und amüsanter gewesen sein; ich hatte nur den einen Ehrgeiz, so zu schreiben, daß ich nichts von dem Gesagten zurückzunehmen brauchte.

Am 21. fuhr der König nach dem Schlosse Eisgrub, um dort den Kronprinzen zu besuchen. Es war das ein gutes Zeichen; denn gewiß hätte der König keine Spazierfahrt von drei Meilen gemacht, wenn irgend wie Besorgliches vorgelegen hätte oder zu erwarten gewesen wäre. Allerdings hörte man heute, daß Benedetti erklärt, es werde demnächst ein Bevollmächtigter aus Wien eintreffen, um über die Friedenspräliminarien zu berathen, und die Geschichte lehrt, daß es selten nach Einleitung von Friedenspräliminarien noch zu Feindseligkeiten gekommen ist. Wahrscheinlich infolge dieser Mittheilung Benedettis hielt der König an diesem Tage auch ein Ministerkonseil, wenigstens wurde es in der Ansage so genannt, obgleich nur zwei Minister, Graf Bismarck und v. Roon, anwesend waren, in welchem wahrscheinlich das Verhalten jenem österreichischen Bevollmächtigten gegenüber einstweilen festgestellt wurde. Benedetti war nämlich am 15. Juli von Brünn, angeblich nach Paris, abgereist, hatte aber dazu den kleinen Umweg über Wien eingeschlagen und war auch von Wien am 19. nach Nikolsburg wieder in das Hauptquartier gekommen. Er konnte also sehr

wohl von dem unterrichtet sein, was in der kaiserlichen Hofburg vorging und geplant wurde.

Ich benutzte den Ausflug des Königs nach Eisgrub zu einer Fahrt in die dicht bei Nikolsburg beginnenden Berge. Schon auf dem Wege von Brünn her am Fuße dieser Höhen entlang hatten mich zwei Burgruinen frappirt, deren Bauart jeder mir bekannt gewordenen Form — und das Studium mittelalterlicher Befestigungen war eine meiner Liebhabereien — widersprach. Ganz sorglos fuhr ich allein durch Dörfer und Weiler, in denen kein Mann Militär lag, sehr zur Mißbilligung der Herren von der Feldpolizei, die mir nach der Rückkehr überzeugend bewiesen, daß ich sehr leicht hätte todtgeschlagen werden können; denn nach ihren Nachrichten war es in den Bergen umher und in den sogenannten Kroatendörfern nicht geheuer, weil die Einwohner noch eine große Schlacht vor Wien hofften, überzeugt waren, daß die Preußen geschlagen werden würden, und sich schon jetzt darauf freuten, über die Trümmer der geschlagenen Armee herfallen zu können. Von so erstaunlichen Dingen hatte ich auf meiner langen Fahrt durch die Berge nicht das Mindeste gehört. Die Bauern, mit denen ich ganz unbefangene und vertrauliche Gespräche anknüpfte, die Pastoren zweier Dörfer, bei denen ich mich nach der Geschichte jener Ruinen erkundigte, die Schankwirthe, bei denen ich anhielt, um die Pferde tränken und meinen Fuhrmann mit Wein traktiren zu lassen, klagten wohl über den Krieg im allgemeinen und wünschten seine baldige Beendigung, Bedrohliches aber oder Verbissenheit hörte ich nirgends. Sehr merkwürdig war mir, daß weder die Pastoren, noch überhaupt irgend jemand von denen, die ich darum befragte, etwas von der Geschichte jener Ruinen wußte, die meine ganze Aufmerksamkeit mehrere Stunden lang fesselten. Selbst die Namen stimmten nicht überein. Sie liegen zwischen den Dörfern Klentnitz und Wisternitz auf kahler Höhe und sind so abnorm in ihrer ganzen Anlage, ja diese

Anlage nach allem, was die Wissenschaft darüber festgestellt, so unverständlich, daß ich fast bedaure, hier nicht ausführlicher darauf eingehen zu können, da Abhandlungen über Burgruinen doch nicht in Erinnerungen aus dem Feldzugsjahre gehören.

Am 22. Juli hörte ich, da ich erst spät abends von meiner Spazierfahrt zurückgekommen war, daß der Beginn einer Waffenruhe bereits beschlossen sei. Man hatte einen Major mit einem Ulanentrompeter der Stabswache auf dem Bocke, der mit einer weißen Fahne versehen war, auf der Straße nach Wien abfahren sehen und glaubte dadurch jene Nachricht bestätigt, wie sie sich denn auch wirklich abends 6 Uhr durch die Ankunft der Friedens-Kommission von Wien her bestätigte. Ich stand gerade auf dem Platze vor dem Schlosse, als drei Wagen die Straße herauffuhren, in denen man zwei offene Hauderer-Chaisen und einen Wiener Stadtfiaker erkannte, der letztere war ein einspänniger, geschlossener Brougham. Im ersten offenen Wagen saßen der kaiserliche General und frühere Kriegsminister v. Degenfeld, an seiner hechtgrauen Uniform mit der breiten Goldborte am Kragen erkennbar, und der frühere österreichische Gesandte in Berlin, Graf Karolyi. Im zweiten, ebenfalls offenen Wagen saßen die Herren v. Brenner und Graf Kuefstein, der letztere Attaché der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin bis zum Ausbruch des Krieges, der erstere durch seine diplomatische Thätigkeit beim Bundestage bekannt, den er nun selbst mit begraben helfen sollte. In dem geschlossenen Brougham saßen entweder Sekretäre oder Diener. Auf dem Rücksitze des zweiten Wagens, also unter besonderer Obhut der Herren v. Brenner und Kuefstein, waren eine Menge von Kartons und Mappen übereinander geschichtet und sorgfältig mit Stricken befestigt, — gewiß enthielten sie „schätzbares Material“ zu den nun in Aussicht stehenden Konferenzen. Die Wagen fuhren in scharfem Trabe gleich den Schloßberg hinauf. Die Stabswache rief Heraus! und als die Wagen durch das Burgthor dem Auge entschwunden waren,

ließen sie eine eigenthümliche Stimmung bei allen zurück, die auf dem Platze zusammengeströmt waren. Also Friede! Also nicht nach Wien! Also der beispiellose Feldzug zu Ende! Ich kann nicht sagen, daß ich bei Offizieren oder Soldaten erfreute Gesichter gesehen hätte, — bei den Nikolsburgern desto mehr! Die Friedenskommission wäre nicht hier, wenn der Waffenstillstand nicht schon begonnen hätte, und doch hatte man am Vormittage noch gehört, daß unsere Truppen sich auf allen Wegen gegen Wien dirigirten, Patrouillen hatten schon den Stephansthurm erkennen können, andere die Donau oberhalb und unterhalb rekognoszirt. Sie hatte keinen ungewöhnlich hohen Wasserstand, und dem Uebergange auf Pontonbrücken stand nichts entgegen als Gefechte, denen sich unsere Truppen gewachsen fühlten, ja, die sie herbeisehnten.

Die Wagen kamen übrigens bald wieder vom Schlosse herunter und fuhren in das bis dahin vom Prinzen Reuß innegehabte Quartier. — Graf Karolyi hatte noch am Abende eine Konferenz mit dem Grafen Bismarck, der seit einigen Tagen wieder an seinem Fußübel litt. Gleichzeitig mit dieser bestimmten Aussicht auf Frieden gingen unheimliche Nachrichten von allen Seiten ein. Schon am 10. im Hauptquartier Zwittau hatte der König die erste Meldung erhalten, daß einzelne Cholerafälle bei den Truppen vorgekommen seien. Unreife Kirschen, der leichte, dem Nordländer aber ungewohnte Landwein und die großen Strapazen der Märsche und Biwaks waren Erklärung genug, das Auftreten dieser furchtbaren Krankheit in der Armee aber deshalb nicht weniger erschreckend. Hier in Nikolsburg mehrten sich die Berichte und zwar aus der nächsten Umgegend, so weit diese mit Truppen belegt war; so daß man von den Dienern im Schlosse hörte, das Hauptquartier werde wohl demnächst nach Prag zurückverlegt werden, wo ja die Friedensunterhandlungen in aller Ruhe geführt werden könnten. Auch in Nikolsburg selbst kamen schon Cholerafälle vor und

machten einen deprimirenden Eindruck. Mein Schreck war daher groß, als ich am Morgen des 23. vor dem Eintritt zum Könige hörte, daß Se. Majestät unwohl sei, sich erkältet habe und wahrscheinlich den ganzen Tag nicht ausgehen werde. Glücklicherweise ging dieses Unwohlsein bald vorüber und hinderte weder den Empfang des General v. Degenfeld und der anderen Mitglieder der Friedenskommission, noch die Anwesenheit des Königs beim Diner, zu welchem sämmtliche Herren aus Wien eingeladen waren, und dem auch der aus Eisgrub nach Nikolsburg herübergekommene Kronprinz beiwohnte. Den ganzen Tag verließ mich der Gedanke nicht, was werden sollte, was werden konnte, wenn der König hier und eben jetzt schwer erkrankte! Sogar die heut eingehenden Nachrichten von dem abermals siegreichen Gefechte bei Blumenau, dicht vor Preßburg, also schon in Ungarn, konnte diese trübe und nachdenkliche Stimmung bei mir nicht verscheuchen, bis ich am Morgen des 24. vom Könige selbst erfuhr, daß das ganze Unwohlsein in einer Heiserkeit bestanden und keine Bedeutung gehabt habe. Das Gefecht bei Blumenau hatte bekanntlich abgebrochen werden müssen, weil die Verkündigung des Waffenstillstandes vor seiner Entscheidung eintrat. Jetzt erst erfuhren auch die unteren Kreise des Hauptquartiers, daß unsere Truppen schon in Ungarn standen und unzweifelhaft Preßburg besetzt haben würden, wenn der Eintritt des Waffenstillstandes nicht für die Mittagszeit des 22. bestimmt worden wäre. Je größer die Freude über den abermals so weit im Süden geglückten Waffengang war, desto mißvergnügter blickten die Nichteingeweihten auf die im Schlosse da oben stattfindenden Friedensverhandlungen, denen man alles Mögliche, nur keinen guten Fortgang wünschte. Auch vom Rhein und Main her waren ja die Nachrichten in den letzten Tagen so günstig gewesen, daß die Bereitwilligkeit Preußens fast wie Großmuth aussah. Wenigstens hoffte man, wenn auch mit Oesterreich Friede geschlossen wurde, die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges gegen die süddeutschen

Staaten, und hochfliegende Kombinationen machten sich in der Weinstube, beim Konditor oder en petit comité im Kameradenquartier Luft. König Wilhelm, unzweifelhaft Kaiser von Deutschland! Der König von Sachsen zum König von Böhmen und das ganze Sachsen an Preußen! Prinz Friedrich Karl König von Ungarn! Das Elsaß und Lothringen von Frankreich gefordert! Alle Konstitutionen abgeschafft! Es fehlte nicht viel, so wäre die Universalmonarchie der Hohenzollern fertig gewesen, wenigstens beim Melnicker und Tokayer, wenn nicht Punsch beliebt wurde. Auch Briefe aus der Heimat schlugen diesen Ton an, und wie vor den Siegen alles Kleinmuth, Gegnerschaft oder mindestens Gleichgültigkeit gewesen war, so tönte jetzt alles wie Uebermaß und Herausforderung.

Am 24. marschirte Garde-Landwehr durch Nikolsburg, und der König sah diese prachtvollen Bataillone defiliren. Die Mannschaft dieser Garde-Landwehr-Bataillone kann man wohl die körperliche Blüte des Preußenvolkes nennen. Lauter Männer in reifem Mannesalter, meist vollbärtig, kräftig, breitschultrig, und da sie sämmtlich bei der Garde gedient, sehr groß. Wo sie in Oesterreich erschienen, staunten die Einwohner über diese Enakssöhne, und in der That möchte es wohl in ganz Europa nicht vier Regimenter mit so ausgesucht schönen und kräftigen Männern geben, wie diese Garde-Landwehr-Bataillone. So imponirend ihr Aussehen war, so wenig gefiel mir die Stimmung unter den Mannschaften. Fast alle waren verheirathet, und bei weitem die meisten hatten ihre bürgerlichen Geschäfte, alle einen jedenfalls bequemeren Erwerb verlassen müssen und sehnten sich jetzt, wo alles vorüber zu sein schien, mit aller Macht nach Hause. Sie waren nicht ins Feuer gekommen, sondern hatten nur anstrengende Märsche gemacht; so war denn der echte Soldatengeist noch gar nicht über sie gekommen. Ich konnte mir das erklären, ärgerte mich aber, wenn die Garde-Landwehrmänner auch ihren Quartierwirthen klagten, daß sie eigentlich

sehr gegen ihren Willen die Uniform trügen und nur einen Gedanken hätten, so rasch als möglich wieder nach Hause zu kommen. Hat man eben von Siegen, Erfolgen, Plänen, Begeisterung und Thatenlust gehört, so machen dergleichen Aeußerungen allerdings einen unangenehmen Eindruck, bedeuten aber nichts, denn im Kampfe würden diese Bataillone gewiß ihre Schuldigkeit gethan haben.

Im Schlosse wurden heute die Friedensunterhandlungen fortgesetzt, und es trat an den König der Entschluß heran, trotz der glänzenden Siege die Integrität Oesterreichs und Sachsens bewilligen zu sollen. Er ließ, als ich morgens zu ihm kam, einige Worte fallen, die mich auf eine sehr bewegte Stimmung schließen ließen. Benedetti, der italienische Gesandte Barral und die österreichischen Kommissarien verstanden sich sehr gut untereinander, und hätte man damals in Nikolsburg gewußt, wie wenig vorbereitet die französische Armee auf einen Feldzug war, so würden die Friedensbedingungen doch wohl noch anders ausgefallen sein. Ich hörte wenigstens auch später noch oft darüber klagen, daß der preußische Militär-Bevollmächtigte in Paris gerade in dieser Zeit dort nicht anwesend war, weil er den König gebeten, den Krieg mitmachen zu dürfen, so daß man also zuverlässige Nachrichten über den augenblicklichen Zustand der französischen Armee entbehrte. Inwiefern dies auf die Entschlüsse dieser Tage eingewirkt, vermag ich freilich nicht zu sagen. Sprechen habe ich viel davon hören.

Ich war nachmittags zu der Zeit, wo das Diner vorüber sein konnte, auf das Schloß gegangen, um mir Direktiven für die Arbeit des Abends zu holen, und ging gegen 6 Uhr allein den Schloßberg hinunter, als ich einen Herrn mir entgegenkommen und an mir vorübergehen sah, der mir bekannt vorkam, obgleich ich im ersten Augenblicke nicht wußte, wo ich sein Gesicht und seine Figur hinbringen sollte. Erst beim Nachsehen frappirte mich seine Aehnlichkeit mit dem bayerischen

Minister von der Pfordten, bei welchem ich wenige Jahre früher, bei meiner zweiten Anwesenheit in München, eine längere Audienz gehabt, da er angeblich den Wunsch hegte, den Vorleser des Königs von Preußen kennen zu lernen. Wie sollte aber der Minister eines Landes, das sich mit Preußen noch in vollem Kriege befand, und dessen Zeitungen auch noch jetzt das Aeußerste an Schmähungen und unverschämten Drohungen gegen Preußen leisteten, hierher nach Nikolsburg kommen? Und doch, er war es. Kein Zweifel! Naturlich kehrte ich sofort um und folgte der befremdlichen Erscheinung. Er erkundigte sich nach dem Quartier des Grafen Bismarck und trat dort ein, kam aber sehr bald wieder heraus und ging mit verdrießlichem Gesichtsausdruck vom Schloßhof hinunter zur Stadt. Ich erkundigte mich sofort. Richtig, es war der Minister von der Pfordten gewesen. Er hatte den Grafen Bismarck sprechen wollen, war aber vom Diener abgewiesen worden und hatte seine Karte zurückgelassen. Rasch folgte ich ihm den Berg hinunter und sah ihn eben noch in einen meinem Quartier gegenüberliegenden Gasthof gehen, vor welchem auch noch der Wagen hielt, der ihn gebracht hatte. Ich wandte mich sogleich an die Herren von der Feldpolizei, die nicht weniger als ich selbst von dem Vorfalle überrascht waren, mir aber bald Nachricht brachten, daß Herr von der Pfordten von Wien oder vielmehr über Wien kommend, bei den preußischen Vorposten mit der Behauptung erschienen sei, der französische Botschafter und der österreichische Bevollmächtigte hätten ihn nach Nikolsburg eingeladen. Da man bei den Vorposten unmöglich wissen konnte, in welchem Stadium sich die Unterhandlungen in Nikolsburg befanden, so hatte man nicht gewagt, die jedenfalls wichtige Persönlichkeit abzuweisen, wie sonst wohl geschehen wäre, und hatte dem allerdings unerwarteten Besuch einen Offizier mitgegeben, der ihn bis Nikolsburg begleitete. Sofort hieß es überall, nun sei auch mit Bayern und den anderen süddeutschen Staaten der Friede ge-

schlossen; was keineswegs der Fall war, sondern einstweilen späteren Unterhandlungen vorbehalten wurde. Bei den Truppen konnte man sich immer noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß man so dicht vor Wien umkehren solle. Die am 22. mittags begonnene Waffenruhe — ich hatte die Weisung erhalten, in meinen Berichten nicht das Wort Waffenstillstand zu gebrauchen — lief am fünften Tage, also am 27. mittags ab, und es waren hinter unserer Vorpostenkette alle Märsche und Konzentrationen so angeordnet worden, daß sofort, wenn die Unterhandlungen scheiterten, der Angriff auf allen Punkten erfolgen konnte, wo ein Erfolg sich vorhersehen ließ. Das wußte man, und die Kampflustigen kombinirten daraus, daß die Unterhandlungen da oben auf dem Schlosse überhaupt nur zum Scheine geführt würden, um unterdessen alle drei Armeen so nahe an Wien heranzubringen, daß ein Hauptschlag erfolgen könne; dann aber werde es nach München gehen und dort die Sache beendigt werden. Das klang alles so wahrscheinlich und folgerichtig, daß ich selbst an den Eindrücken irre wurde, die ich im Schlosse empfangen hatte. Da oben klang alles nach Frieden, unten in der Stadt nach Krieg, vor allem aber nach dem siegreichen Einzug in Wien, den merkwürdigerweise sogar die Oesterreicher ihrem Kaiser gönnten, und zwar mit wenig schmeichelhaften Bemerkungen für das Oberhaupt des Staats. Ich fühlte unter allen diesen widersprechenden Meinungen und Urtheilen die Nothwendigkeit nur um so dringender, in meinen Berichten doppelt vorsichtig zu sein, und wundere mich jetzt, wo ich beim Niederschreiben dieser Erinnerungen meine damaligen Korrespondenzen in die Heimat durchzulesen gezwungen bin, was ich nicht geschrieben, d. h. was ich recht gut gewußt, aber wohlüberlegt verschwiegen habe.

Am 25. dauerten die Unterhandlungen im Schlosse fort, aber ohne daß Herr von der Pfordten an denselben Theil nahm. Graf Bismarck empfing heute zwar den bayerischen Minister,

sagte ihm aber, daß erst die Angelegenheit mit Oesterreich geordnet sein müsse; dann werde man Gelegenheit haben, auch mit den süddeutschen Staaten zu verhandeln.

Dies Gehörte, mit den Telegrammen und Zeitungen verglichen, gab ein deutliches Bild der augenblicklichen Lage, und ich habe mich wiederholt überzeugt, daß sehr hochstehende Personen im Hauptquartiere nicht so gut unterrichtet waren wie ich.

Mein täglicher Verkehr mit dem beim Hauptquartiere funktionirenden Feldtelegraphen-Büreau, besonders aber der bis jetzt so durchaus siegreiche Verlauf des Feldzuges hatte mir eine gewisse Sicherheit und Zuversicht für die Redaktion der telegraphischen Nachrichten in die Heimat gegeben. Bis nach der Schlacht von Königgrätz hatte ich jedes Wort doppelt und dreifach überlegt und erwogen, um allen Intentionen des Königs zu entsprechen, und die sämmtlichen durch das Wolffsche Büreau veröffentlichten Telegramme werden auch jetzt (1868) noch diese Anerkennung finden müssen. Von Brünn an hatte ich aber in der Freude meines Herzens auch von Truppenmärschen, eingenommenen Positionen und wahrscheinlichen Bewegungen gesprochen, und dies muß in Berlin oder bei dem Hauptquartiere, als die Zeitungen von Berlin nachträglich hier eintrafen, Bedenken erregt haben, kurz, als ich am 21. früh ein Telegramm aufgeben wollte, in welchem der Durchmarsch der 11. Division nach dem Süden und das Eintreffen von Garde-Landwehr in Nikolsburg gemeldet wurde, sagte mir der Telegraphenbeamte, daß er den Befehl erhalten, kein Telegramm abgehen zu lassen, in welchem von Truppenbewegungen die Rede sei, und daß ich dazu die Erlaubniß des General-Quartiermeisters Generalmajor v. Podbielski einholen müsse. Sorgfältig hatte ich es bis dahin vermieden, in irgend ein Verhältniß zu dem rein militärischen Theile des Hauptquartiers zu treten. Ich war daher über dieses plötzlich auftauchende Hinderniß nicht allein erstaunt, sondern verletzt und ging gleich zum Könige, dem ich das Telegramm vorlegte und

meldete, was mir gesagt worden. Der König fand in dem Telegramme nichts Bedenkliches, unterzeichnete es selbst mit seinem Namenszuge und autorisirte mich, dasselbe nach Berlin zu senden. Bei abermaliger Präsentation im Feldtelegraphen-Büreau aber auch die abermalige ablehnende Antwort des Beamten bis zur Erlaubniß durch den General-Quartiermeister. Nun begab ich mich zum Generalmajor v. Podbielski, wurde sehr freundlich aufgenommen, mir aber zu Gemüthe geführt, daß Telegramme aus dem Hauptquartiere nothwendig von der Militärbehörde zensirt werden müßten, sobald in denselben von Truppenbewegungen die Rede sei. Es wurde mir nicht gesagt, was diese erst jetzt eintretende Maßregel veranlaßt habe, und ob dieselbe nur gegen meine bisherige Wirksamkeit gerichtet sei; der Richtigkeit des Grundsatzes konnte ich mich aber nicht verschließen, und die Freundlichkeit des Generals ließ wenigstens den Gedanken nicht aufkommen, daß die Maßregel nur mir gelten solle. Nichtsdestoweniger schien sie eine Lähmung für meine Thätigkeit, die ich nun einmal im Bewußtsein meiner guten Absicht, allerdings auch meiner Befähigung dafür, unter keinen Befehl und keine Aufsicht stellen mag.

Im Laufe des 25. Juli ging der Herzog von Ujest von Nikolsburg nach Brünn ab, um dort das Generalgouvernement für Mähren zu übernehmen, denn die Nachrichten von dort lauteten nicht besonders erfreulich. Es zeigten sich bei Wildenschwert und Troppau die Anfänge einer Landes-Insurrektion, welche sich auf das noch in österreichischem Besitz befindliche Olmütz stützten. Auch sonst schienen dort Dinge vorzugehen, die eine Armee in ihrem Rücken nicht dulden kann; wie denn überhaupt die Milde, mit welcher preußischerseits bis jetzt überall verfahren worden war, anfing, bedenklich zu werden. In der Nacht liefen sogar Nachrichten von den Vortruppen ein, daß die Oesterreicher sich allerlei Verletzungen des Waffenstillstandes erlaubt hätten. Die Dinge sahen daher noch durchaus nicht so

unbedingt friedlich aus, daß man unter allen Umständen an d
Frieden glauben konnte. Am Nachmittage machte ich mit de
Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber zusammen eine Fahrt in d
sogenannten Kroatendörfer westlich von Nikolsburg, die uns a
sehr interessant geschildert worden waren. Ganz erstaunt sah i
den gewiegten Beamten Revolver mit in den Wagen nehme
um uns gegen einen etwaigen Anfall vertheidigen zu könne
Nach meinen Erfahrungen schien mir das zu viel; es mag ab
doch wohl richtiger gewesen sein, als ich in meiner wirklich
großen Unbesorgtheit meinte.

Die Kleidertrachten der Kroaten in jenen Dörfern war
außerordentlich malerisch, die Gesichter aber desto verbissen
auch hatte die Cholera hier schon ihre Opfer gefordert. Jed
falls machte dieser Ausflug keinen so angenehmen Eindruck
jener in das Gebirge, wohl auch deswegen, weil die Ruin
dort mich so sehr interessirt hatten. Nach Nikolsburg zurück
gekehrt, hörte ich im Schlosse, daß alles abgemacht sei; di
Friedenspräliminarien seien festgestellt, und der Waffenstillstand
werde sofort verlängert werden. Sonderbar! mit dieser Nach
richt brach bei mir auch die Sehnsucht nach Hause plötzlich i
ihrer ganzen Stärke hervor. Bis dahin hatte mich der Wirbe
der täglichen und immer wichtigen Erscheinungen und Vorgänge
der innerliche wie äußerliche Drang zur Arbeit nur hin un
wieder an Heimat und Familie denken lassen. Jetzt, wo es mi
diesen Erregungen zu Ende schien, auch wohl die Hoffnunge
auf Wien und weiter daran geknüpfte Erfolge sich getäusch
sahen, traten die so natürlichen Gefühle wieder in ihr Rech
und eine unglaubliche Ungeduld bemächtigte sich meiner. Ic
hatte wirklich Mühe, sie zu verbergen; nur gegen meine Wirths
leute, die alles Mögliche aufboten, um mir den Aufenthalt an
genehm zu machen, war ich aufrichtig, und gerade diesen that ic
oder schien ich weh damit zu thun, weil sie glaubten, es gefall
mir bei ihnen nicht.

Am 26. Juli kamen der General v. Herwarth, Kommandirender der Elbarmee, und Prinz August von Württemberg, Kommandeur des Gardekorps, nach Nikolsburg und wurden vom Könige empfangen, ebenso mehrere Komiteemitglieder des Berliner Unterstützungsvereins. Die gestrigen Nachrichten über den bevorstehenden Friedensschluß bestätigten sich, denn Graf Karolyi reiste nach Wien ab und nahm die preußischerseits vollzogenen Friedensstipulationen mit. Kam er mit der Unterschrift des Kaisers zurück, so war der Feldzug zu Ende. Die Abreise des Grafen nach Wien erfolgte spät abends. Ich sah ihn abfahren, und aus dem Fenster schräg gegenüber sah auch der Minister von der Pfordten ihm nach, wahrscheinlich mit sehr viel anderen Gedanken als ich. Der König hatte erst kurz vorher unterschrieben, und um Mitternacht konnte der Graf Karolyi in Wien sein. Welche Situation in der Hofburg! Diese Ernüchterung auf den Uebermuth im Mai und Juni. — Ebenso gingen Ordonnanzen an die sämmtlichen Truppen, daß der Waffenstillstand — auch jetzt noch Waffenruhe titulirt — einstweilen bis zum 2. August verlängert sei, eine Nachricht, die dort einen für den Augenblick sehr niederschlagenden Eindruck gemacht haben soll, da nun alle Hoffnung auf einen Einzug in Wien abgeschnitten war. In Nikolsburg selbst war es schon während des heutigen Tages sehr still geworden. Truppendurchzüge hatten vollständig aufgehört, nur Proviantkolonnen hörte man hin und wieder durch die Straßen rasseln. Selbst von den naheliegenden, mit Truppen belegten Orten kamen keine Offiziere mehr in die Stadt, und das Berliner Restaurant am Schloßaufgange war vollständig verwaist. Ueberall begegnete man dem Gefühl und dem Eindruck, als sei es mit dem Kriege zu Ende. Der übermäßigen Anspannung folgte Müdigkeit, und alles bisher gern getragene Unbehagen wurde drückend. Auch auf dem Schlosse ging es sehr still zu. Von Morgen bis Abend sahen sich dort immer nur dieselben Personen, und war man beisammen, so konnte und durfte das allgemeine

Gespräch nur ein durchaus gleichgültiges sein und nicht merken
lassen, was kurz vorher in den Kabinetten der Minister, Generale
und Räthe verhandelt worden war. Am heutigen Abend wurde
z. B. eine Relation über den Antheil der Elbarmee an der
Schlacht bei Königgrätz vorgelesen. Interessant waren für den
König die Nachrichten, die ich aus den Zeitungen der Heimat
zusammenstellte; sie kamen ja jetzt regelmäßig ins Hauptquartier
und Feldpolizei-Direktor Stieber hatte den Dienst so organisirt,
daß ich die Wiener Zeitungen ziemlich regelmäßig erhielt. Die
wirklich maßlose Verlogenheit dieser Wiener Blätter wirkte
eigentlich erheiternd, da man mitten in den Beweisen für das
Gegentheil saß. Enthielten sie doch noch am 21. Juli das
folgende Telegramm:

„Erzherzog Albrecht an Seine Majestät den Kaiser.
Gänsersdorf, 20 Juli, 7 Uhr 5 Minuten abends. Großer
Sieg, 20 000 Todte und Verwundete, gegen 12 000 Gefangene, 17 000 Zündnadelgewehre, nebst viel Munition in
unseren Händen. Unsererseits große Verluste, 3 Generale
todt, mehrere verwundet. Vier preußische Generale gefangen.
Prinz Friedrich Karl schwer verwundet. Alle Positionen in
unseren Händen. Gänzlicher Rückzug der Preußen nach
Schlesien."

Und das las man in Wien am 22. mit Andacht, während
die Preußen dicht vor Preßburg bei Blumenau abermals siegreich fochten! Allerdings konnte man darüber lachen, das daran
geknüpfte pöbelhafte Schimpfen und Schmähen war aber desto
widerwärtiger. Solcher Nichtsnutzigkeit hat sich die gesammte
preußische Presse in jener Zeit nicht schuldig gemacht.

Am 27. traf die Ratifikation der Friedenspräliminarien
telegraphisch schon früh ein. Es war also entschieden und von
nun an nur noch von Rückkehr die Rede. Der König machte
mittags einen Besuch beim Kronprinzen im Schlosse Eisgrub,

wohin Prinz Carl ihn begleitete. Von dort wurde nach eingenommenem Dejeuner eine Fahrt nach Feldsberg, dem Hauptquartier des General v. Steinmetz, gemacht, so daß die Rückkehr erst spät abends erfolgte und Nikolsburg ganz verwaist aussah. Im Schlosse begannen heute die Konferenzen des Grafen Bismarck mit Herrn von der Pfordten, der sich den Verhältnissen gegenüber in einer ungemein peinlichen Lage befunden haben soll, da er auch von österreichischer Seite keinerlei Unterstützung oder Befürwortung fand; denn in Wien schrieb man einen großen Theil des Unglücks der Saumseligkeit Bayerns zu. Auch ein herzoglich-braunschweigischer, sowie ein sachsen-meiningenscher Offizier waren eingetroffen, gingen aber mit sehr trübseligen Gesichtern umher. Da ich große Lust hatte, die Stadt Prag näher kennen zu lernen, so freute ich mich, zu hören, daß der König vor seiner Rückkehr nach Berlin in Prag verweilen und dort wahrscheinlich auch die eigentlichen Friedensunterhandlungen stattfinden würden, war aber nicht wenig enttäuscht, als ich erfuhr, daß der König am 29. eine Fahrt zu den vor Wien stehenden Truppen machen wolle, um diese vor ihrem Rückmarsch noch einmal zu sehen. Da es nur mit kleinem militärischen Gefolge geschehen sollte, so wäre für mich keine Hoffnung gewesen, dieser Fahrt folgen zu können; denn ich hatte ja kein eigenes Fuhrwerk mehr und bedauerte schmerzlich, meinen Reichenberger Fuhrmann in Brünn so leicht entlassen zu haben. Alle Erkundigungen ergaben, daß nur Juden überhaupt ein Fuhrwerk schaffen könnten, sich aber sämmtlich weigerten, Pferde herzugeben, wenn man nach vorn zu den Truppen wolle; denn man könne doch immer nicht wissen, ob es nicht noch einmal wieder losgehen werde, so daß dann Pferde und Wagen verloren gehen könnten. Nach rückwärts wollte man mir ein Fuhrwerk stellen, aber ich müsse freilich vorlieb nehmen; denn in so schweren Zeiten müsse man froh sein, nur überhaupt weiter zu kommen. Daß auch der Preis diesen „schweren Zeiten" entsprach, versteht

sich von selbst. In Nikolsburg konnte ich aber, wie die Sachen jetzt lagen, nichts mehr nützen, eher in Prag oder Brünn oder Dresden. — So stand mein Entschluß fest, während der König die Truppen besichtigte, voraus nach Prag zu fahren und mich erst dort dem königlichen Zuge nach Berlin wieder anzuschließen. Ich erbat dafür die Erlaubniß des Königs, die auch freundlich wie immer gegeben wurde, so daß ich alles zur Abreise vorbereiten konnte, die durch ein schwer von der Cholera heimgesuchtes Land leicht gefährlicher werden konnte, als der Vormarsch.

Am 28. vormittags ließ der König sich im Schloßgarten zu Pferde photographiren, und das hier aufgenommene Bild ist später viel verbreitet worden. Es erschien auch ein Flügeladjutant des Königs Georg von Hannover, Oberstlieutenant v. Haimbach, in Nikolsburg, wurde aber nicht empfangen und mußte unverrichteter Sache wieder abreisen. Prinz Friedrich Karl kam, um sich die Befehle des Königs zur Konzentration der Truppen für die große Feldparade zu holen, die Pferde des Königs gingen nach Ladendorf voraus, und Minister von der Pfordten reiste am Nachmittage ganz still in der Richtung nach Wien. Ueber den Erfolg seiner Verhandlungen verlautete nichts, und ich hörte erst später in Prag Näheres darüber. Die Nachrichten über das Umsichgreifen der Cholera bei den Truppen lauteten sehr betrübend und drückten die Stimmung ungemein. Der Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber war in Anerkennung seiner in der That höchst verdienstlichen Thätigkeit zum Geheimen Regierungsrath ernannt worden. Wahrscheinlich war ich der Erste, der dies unmittelbar von ihm selbst erfuhr, als er eben von seinem Vortrage beim Grafen Bismarck zurückgekommen war. Ich machte am Nachmittage noch eine Fahrt mit einem vakanten Postwagen nach jenen seltsamen Ruinen bis zur Thaya und von dort auf der schönen Kaiserstraße zurück. Auch auf dieser Fahrt begegnete mir nicht das geringste Unangenehme, und interessirte

es mich ungemein, die Stimmung der Einwohner zu erforschen. Außer den gewöhnlichen Klagen über Unruhen und Lasten hörte ich nichts eigentlich Feindliches oder Drohendes und mehr Haß und Erbitterung gegen Ungarn und gegen die eigene Armee, als gegen Preußen und unsere Soldaten. Die Verluste einiger, namentlich an Weinvorräthen in den überall an der Landstraße liegenden großen Felsenkellern wurden allerdings als sehr bedeutend geschildert, und man schrieb gerade dem unmäßigen Genusse dieses Landweins die Verheerungen durch die furchtbare Seuche zu, welche fast in allen von Truppen belegten Orten ausgebrochen war. Als ich abends zum letzten Male nach Nikolsburg zurückgekommen war, hörte ich, daß die Prinzen Carl und Albrecht, Brüder des Königs, den Orden pour le mérite erhalten hätten. Daß beide Prinzen, welche wegen ihrer Jugend die Befreiungskriege nicht mitgemacht und in der darauf folgenden Friedenszeit keine Gelegenheit gehabt, den so bedeutungsvollen Orden auf dem Schlachtfelde zu erwerben, sehr glücklich über dieses höchste kriegerische Ehrenzeichen waren, habe ich vielfach zu beobachten Gelegenheit gehabt. So leicht es für Fürsten überhaupt ist, Orden zu erhalten, so hohen Werth legen sie doch auf diejenigen, welche nur durch kriegerische That zu erhalten sind, wie der St. Georgen-Orden, das Maria Theresia-Kreuz und der pour le mérite.

Am 29. früh verließ ich in einem jämmerlichen, einspännigen Fuhrwerk, einen frechen Judenjungen zum Kutscher, Nikolsburg, um nach Brünn zu fahren, wo ich nachmittags eintraf. Es war Sonntag, vormittags sehr schlechtes, nachmittags vortreffliches Wetter. Ueberall die Einwohner im Sonntagsstaat beim Kirchgange oder in den Wirthshäusern. Nirgends Truppen, nur in Pohrlitz, wo Mittag gemacht wurde, traf ich mit einem schweren Landwehr-Reiter-Regiment zusammen, von welchem ein Rittmeister in einen sehr gereizten und lauten Wortwechsel mit dem dort stationirten Etappenoffizier wegen der Verpflegung

gerieth. An dem Tische, wo sich noch einige Reisende einfanden, machte ich auch die nähere Bekanntschaft des Schriftstellers Wachenhusen, der ebenfalls der Armee gefolgt war und, wie ich später aus seinen Berichten und Schilderungen ersah, manches Interessante erlebt hatte. Es machte einen peinlichen Eindruck auf mich, daß auch er Ohrenzeuge dieses Wortwechsels war. Es gab vielerlei zu erzählen und mitzutheilen, und es machte einen ganz eigenen Eindruck auf mich, plötzlich über Dinge, Personen und Vorgänge aus anderen Sphären und Anschauungskreisen sprechen zu hören, als die mich in den letzten drei Wochen umgeben hatten. Wie so ganz verschieden klangen doch die Schilderungen Wachenhusens und seiner Begleiter von dem, was ich bis dahin gehört und beobachtet, jedenfalls frischer und unvorsichtiger. Die Dinge wurden eben alle ohne Umstände bei ihrem rechten Namen genannt. Es war da viel Selbstbewußtsein und Zuversicht, aber allerdings keine Kenntniß der Motive und Beziehungen. Von Pohrlitz aus war die Fahrt bis Brünn ungemein anziehend. Die hellste Sommersonne lagerte sich auf den sattgetränkten Fruchtfeldern und glitzerte in dem noch nassen Laube der Gehölze. Außer dem hin und wieder auf Kolonnenbreite neben der Chaussee niedergetretenen Getreide, wo auf dem Vormarsche Truppen marschirt waren, keinerlei Spur von Kriegsverwüstung. In den Wirthshäusern Musik, vor den Hausthüren geputzte, fröhliche Menschen, und in Brünn selbst der ganze Eindruck eines Sonntagnachmittags. — Preußische Soldaten in eifriger Unterhaltung mit Mädchen, Spaziergänger, gefüllte Kaffees und Restaurants, großstädtisches und lebenslustiges Treiben. Nur am Bahnhofe wurde man an den Kriegszustand erinnert. Trainpferde in rasch erbauten Schuppen, beladene Packwagen mit Proviant, Feldposten und Feldtelegraphen-Beamte, hin und her eilende Ordonnanzen; aber das alles hatte für die Brünner nichts Schreckhaftes mehr. Sie wußten ja schon, daß in Nikolsburg Friede geschlossen war, und daß

Preußen weder Land noch Leute von Oesterreich verlangte. Ich unterrichtete mich rasch über den Stand der Dinge und über die Stimmungen bei dem als Polizeidirektor dort zurückgebliebenen Beamten der Feldpolizei, Kriminalkommissarius Crusius, und dem aus Oppeln zum Zensor der slavischen Zeitungen berufenen Seminardirektor Semerik, hörte aber nichts ernstlich Drohendes oder Unangenehmes. Beide Beamte hatten in den Lokalbehörden bereitwillige und kräftige Unterstützung für ihre schwierige Amtsthätigkeit gefunden, und es ging eben alles, wie es unter so außerordentlichen Verhältnissen gehen konnte. Meine Hauptsorge in Brünn war auf das Weiterkommen mit der Eisenbahn nach Prag gerichtet, denn die gewöhnliche Beförderung der Passagiere unterlag nicht allein einer militärischen Kontrole, sondern stand auch jedem militärischen Bedürfniß nach, weil die Verwaltung selbst nicht wußte, welche Anforderungen im nächsten Augenblicke an sie gestellt werden konnten. Glücklicherweise war ich einigen dort stationirten Feldpost-Beamten noch aus den früheren Hauptquartieren her persönlich bekannt, und durch sie rekognoszirt, erhielt ich von dem Militärkommandanten die Zusicherung, daß ich einen Platz in dem am 30. nach Prag abgehenden Zuge finden solle. Für das Abgehen des Zuges könne man allerdings stehen, nicht aber für dessen Ankunft in Prag noch an demselben Tage, da allerlei Truppen und Traintransporte angesagt seien, der Aufenthalt auf den Stationen also gar nicht zu berechnen. So konnte ich wenigstens, über die Abfahrt von Brünn beruhigt, an den Schreibtisch gehen, that es aber erst, als ich den Bürgermeister Dr. Giskra aufgesucht hatte, von dem ich für meinen Bericht an den „Staatsanzeiger" Näheres über die politischen Vorgänge in Westdeutschland zu erfahren hoffte. Ich fand ihn im Konzertsaale neben dem Theater, wo er in einer, wie es schien, permanent tagenden Rathskommission zu thun hatte. Er schien erfreut, mich wieder zu sehen, und erkundigte sich mit lebhaftem Interesse nach den

Vorgängen in Nikolsburg, besonders aber nach den genaueren Bedingungen des Friedensschlusses. Als ich ihm bestätigte, daß allerdings die Deutsch-Oesterreicher zusammen mit ganz Oesterreich aus dem deutschen Bunde scheiden müßten, verlor er fast die Fassung und brach in laute Klagen über den Krieg und in schwerwiegende Anschuldigungen gegen die Veranlasser desselben aus. Sein Schmerz über die vorläufig nothwendige Zerreißung des alten Bandes zwischen dem gesammten Deutschland und den Deutschen Oesterreichs schien ebenso tief wie aufrichtig und steigerte sich noch, als ich ihm mittheilte, was ich in Nikolsburg, allerdings nicht aus ganz verläßlicher Quelle, gehört, daß nämlich der König den kaiserlichen Bevollmächtigten angeboten haben sollte, er sei bereit, die deutschen Provinzen Oesterreichs in die neue Gestaltung des deutschen Bundes aufzunehmen, dieses Anerbieten aber in Wien als unverträglich mit der Integrität des Kaiserreiches abgelehnt worden sei. Ich habe auch jetzt (1868) noch keine Gewißheit darüber, ob dies wahr ist. Erzählt wurde es in Nikolsburg unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und später habe ich nicht gewagt, mich darüber an bester Stelle zu belehren, kann also keine Verantwortung dafür übernehmen. Wahrscheinlich klang es damals, und jedenfalls würde die bald darauf erfolgte Rekonstruktion des deutschen Bundes eine ganz andere Gestalt angenommen haben, wenn die deutschen Provinzen Oesterreichs in denselben aufgenommen worden wären.

Am 30. Juli früh saß ich zum ersten Male wieder behaglich in einem Eisenbahncoupé mit mehreren Offizieren, zu denen während der Weiterfahrt noch andere kamen, so daß des nachmittags und abends alle acht Plätze desselben besetzt waren. Da gab es denn viel zu erzählen und auszutauschen, und wieder zeigte es sich, wie so durchaus verschieden die Kenntniß und Anschauung, das Urtheil und die Eindrücke im Hauptquartier und bei den Truppen sind. Es galt da wirklich, vorsichtig im Mittheilen zu sein; denn wo die Motive nich-

verstanden werden, kann auch das Urtheil nur ein sehr einseitiges sein. Zwischen Pardubitz und Kollin machten wir die wenig tröstliche Erfahrung, daß einer der Offiziere sich sehr unwohl fühlte und in den Symptomen seines Uebelbefindens die Vorboten der Cholera zu erkennen glaubte. Es war vorher so viel von dieser fürchterlichen Krankheit gesprochen worden, und auf allen Stationen hatten wir so laut darüber klagen gehört, wie sie in den mährischen und böhmischen Städten wüthe, daß die Aussicht, einen Cholera-Anfall im Coupé zu erleben, eben nicht zu den Annehmlichkeiten der Reise beitrug. Ich packte meine Theemaschine aus, die mir während des ganzen Feldzuges vortreffliche Dienste gethan, und kochte, was zwischen sechszehn Füßen auf dem fortwährend erschütterten Boden eines Eisenbahnwagens denn doch seine Schwierigkeiten hatte, einen Thee, so stark und so heiß, daß er wohl zur Arznei dienen konnte. Der Leidende fühlte sich aber doch so unwohl und fürchtete für uns alle weitere Symptome der Krankheit so lebhaft, daß er den dringenden Wunsch aussprach, bei der nächsten Station, wo sich ein preußisches Lazareth oder preußische Aerzte befänden, den Zug zu verlassen. Glücklicherweise fand sich diese Gelegenheit schon bei der nächsten Station, obgleich das daneben liegende Dorf oder Städtchen nicht sehr einladend aussah, und so wird der Offizier hoffentlich dort Hülfe gefunden haben.

Der Eindruck, den dieser Vorgang auf uns alle gemacht, ließ für den übrigen Theil der Fahrt bis Prag, wo wir wirklich erst spät in der Nacht ankamen, kein Gespräch mehr aufkommen. Selbst bei Kollin und seinem Denkmal fuhren wir ohne die doch sehr naheliegenden, unmittelbar nach einem siegreichen Feldzuge sich aufdrängenden Bemerkungen vorüber, vielleicht auch gerade deswegen, weil wir am Vormittag alle zu lebhaft, zu erregt gewesen waren, so daß die Ermüdung natürlich war.

Hatten die Kofferträger und sonstigen Unterbeamten jedes Bahnhofes hier in Prag ihren sonst doch ziemlich einträglichen

Dienst aus Patriotismus aufgegeben, oder hatten sie ihre Rechnung bei den fortwährenden Militärzügen nicht gefunden kurz, sie waren jedenfalls nicht zur Stelle, eben so wenig irgend jemand, der hätte Auskunft geben können oder wollen. Für die ankommenden Offiziere waren Ordonnanzen da; um mich, den einzelnen Civilisten, bekümmerte sich niemand. Ganz unbekann in Prag und vor allen Dingen fest entschlossen, mich nicht von meinem Gepäck zu trennen, für welches ich unter diesen Umständen nirgends einen sicheren Aufbewahrungsort sah, stand ich ziemlich rathlos mitten in der Nacht auf dem sehr bald leer gewordenen Perron. Tragen konnte ich meinen Koffer nicht, und verlassen wollte ich ihn nicht; denn nichts erkennt man in einem Feldzuge mit so vollkommener Klarheit, wie daß man sich nie von seinen wenigen Habseligkeiten trennen darf, wenn man sie überhaupt behalten will. Endlich kam jemand, der mir nicht allein Rede stand, sondern mir auch den nächsten Gasthof nannte — es war der „blaue Stern", also nicht allein der nächste sondern auch der beste — und sich sogar erbot, mir beim Transport meiner Sachen bis dorthin Hülfe zu leisten. Je liebenswürdiger das war, desto verdächtiger kam es mir aber auch vor Was sollte ich indessen anders thun? Auf dem Perron kein Mensch mehr, alle Thüren verschlossen, die Gasflammen bis auf einige unumgänglich nöthige ausgedreht. So faßte ich denn den einen Henkel des Koffers, mein Deus ex machina den andern und fort ging es in die Nacht hinaus. Der Portier schlug mit einem böhmischen Fluche die letzte Thür hinter uns zu, und so wanderte ich oder wurde vielmehr durch den andern Henkel des Koffers gezogen in einer durchaus menschenleeren Straße auf gut Glück. Mein freundlicher Begleiter erkundigte sich nach den Zuständen bei der Armee, sprach gebildet und gab mir auch nicht den geringsten Anlaß zu einem Verdacht. Schon an der nächsten Ecke zeigte er mir die Laternen des „blauen Stern" und empfahl sich auf das verbindlichste, als ich in den Flu

eintrat. Ich hatte schon längst die Hand an der Börse, kam aber bei diesem verbindlichen Abschiede nicht wenig in Verlegenheit; denn bei so großer Freundlichkeit wäre schon die Frage nach einer Belohnung verletzend gewesen. Er war auch schon fort, ehe ich mich bedanken und ihm irgend eine Gegengefälligkeit anbieten konnte. Fast bereute ich aber, daß ich ihn nicht für weiteren Rath und fernere Hülfe zurückgehalten; denn der Kellner — natürlich Oberkellner, da es bekanntlich keine Unterkellner giebt — kam mir mit der angenehmen Bemerkung entgegen, er bedaure, keine Zimmer mehr frei zu haben. Das kam mir denn doch in dieser passagierlosen Zeit zu auffallend vor, und ich erlaubte mir die bescheidene Frage, wie das zugehe, da doch niemand reise. „Das Hotel ist für Seine Majestät den König von Preußen und dessen Gefolge bestimmt", wurde ich mit Stolz und einem geringschätzenden Blick auf den Koffer belehrt, den ich mir selbst hatte in das Hotel tragen müssen. „So? Na dann weisen Sie mir nur getrost ein Zimmer an, denn ich gehöre auch zu „dessen Gefolge", wie Sie sich demnächst überzeugen werden, wenn der König ankommt." — „Ah!" — „Ja!" —

So war ich denn um Mitternacht in voller Behaglichkeit in einem vortrefflichen Hotel installirt und durchflog nur noch rasch an Zeitungen, was zu erlangen war, ehe ich zur Ruhe ging, um für den folgenden Tag möglichst orientirt zu sein. Jedenfalls hatten die Prager Zeitungen trotz der herben Lehren in letzter Zeit nichts gelernt und nichts vergessen. Der am Abend erst erschienene Tagesbote meldete z. B. in dürren Worten, der General der Infanterie Vogel v. Falckenstein sei zwar vom Könige zum Gouverneur von Böhmen ernannt worden, habe aber diese Ernennung abgelehnt; während ich wußte, daß der General entweder schon in Prag angekommen sein oder doch am nächsten Tage eintreffen mußte. Was hatte der Redakteur des Tagesboten wohl für einen Begriff von einem preußischen General, daß er seinen Lesern erzählen konnte, er habe einen Befehl

seines Königs abgelehnt! — In einer und derselben Nummer jagten sich die tollsten Widersprüche. In der einen Zeile war der Friede gewiß, gleich darauf in einer andern noch höchst ungewiß. Hinter der sicheren Nachricht, die Kontribution sei erlassen, kam die noch sicherere, sie sei eben ausgeschrieben worden. Aus allen sonstigen Nachrichten ging auf das klarste hervor, daß eigentlich die Oesterreicher gesiegt und daß die Preußen froh seien, in aller Eile und Stille von Wien abziehen zu können, um nur so rasch wie möglich wieder nach Hause zu kommen. Das alles las sich ganz amüsant für jemand, der eben aus Nikolsburg kam, aber doch ärgerlich, daß so etwas in einer faktisch von Preußen besetzten Stadt gedruckt werden konnte. So schnell die Lüge aber auch läuft, die Wahrheit holt sie doch ein!

Ein Blick am 31. früh aus dem Fenster auf den dicht vor dem Hotel liegenden alten Thorthurm zeigte, daß meine Vorliebe für mittelalterliche Bauwerke hier volles Genüge finden werde. Rasch war ein Buch zur Orientirung gekauft und die genußreiche Wanderschaft durch die Stadt angetreten. Der Zufall führte mir einen vortrefflichen Cicerone zu. An den Straßenecken verkündete nämlich der Theaterzettel für den heutigen Abend die Aufführung der Stummen von Portici. Es frappirte mich, daß man es wagte, in einer vom Feinde besetzten Stadt diese Oper mit ihrer Gloriole der Revolution, mit ihrer berühmten Marktscene und dem Niederdolchen der Soldaten zu geben, erinnerte mich, daß in Brüssel, Braunschweig, Warschau der Aufführung dieser Oper fast unmittelbar der Aufstand gefolgt war, und ich nahm mir vor, den Direktor wenigstens zu warnen, damit das Theater nicht vielleicht einen doch gewiß ganz absichtslosen Mißgriff büßen müsse. Der Name des Direktors, Wirsing, war mir aus meiner Theaterlaufbahn vortheilhaft bekannt, der meinige mochte es auch ihm wohl sein, und so fuhr ich denn bei ihm vor. Er schien sehr erfreut, mich kennen zu lernen, versicherte, daß bei dem erschreckend geringen Theaterbesuche schwerlich etwas

zu fürchten sei, war aber dankbar für die Warnung und erbot sich, mich auf meinen Exkursionen durch die Stadt zu begleiten. Jeden Augenblick, den ich in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes in Prag den Berichten in die Heimat abgewinnen konnte, verwendete ich auf die Besichtigung der Stadt, des Hradschin, der Kirchen, der wunderbar merkwürdigen ältesten Synagoge, ihres Kirchhofes, der ersten christlichen Kapelle, der alten Festungswerke. In Erinnerungen an einen Feldzug gehört aber keine Dissertation über Alterthümer, und so muß es denn genügen, daß ich alle diese Dinge gesehen, mich ihrer in hohem Grade erfreut und meine Kenntniß bereichert.

Auf dem Hradschin fand ich den neuen Gouverneur General Vogel v. Falckenstein bereits in voller Funktion. Er hatte sofort alle Verwaltungs- und Verpflegungsbeamten der Truppen und die städtischen Behörden zu sich beschieden und hielt hintereinander den verschiedenen Kategorien der Beschiedenen in den Zimmern des Kaisers Ferdinand eine Ansprache darüber, wie er von nun an die Verpflegung der Truppen geordnet haben wolle. Er sprach zwar nur leise, ohne alle Erregung, aber so bestimmt, daß gar keine Erwiderung gewagt werden konnte, hatte alles, auch die anscheinend geringfügigsten Gegenstände im Kopf und für jeden einen gar nicht mißzuverstehenden formulirten Befehl zur Hand, daß ich über die Klarheit und Bereitschaft seines Ueberblicks erstaunte. Nach beendeter Audienz stellte ich mich dem General vor, mußte vom Könige und von Nikolsburg erzählen und wurde zum Diner eingeladen, welches von nun an die Stadt täglich zu stellen hatte. — So viel ich erkunden konnte, waren die Zustände in Prag doch sehr eigenthümlicher Art. Viel schroffer als in Brünn und in Mähren überhaupt stand hier das slavische Element den Deutschen gegenüber. Wie dort waren auch hier alle kaiserlichen Beamten mit den Kassen geflohen und dadurch der ganze Organismus der Verwaltung lahm gelegt. Eben so einstimmig, wie das Lob für den auf

seinem Posten gebliebenen Bürgermeister Belski, war auch die Aufregung gegen den Statthalter Laszanski, der noch obenein in Wien über die schlechte Haltung der Prager geklagt haben sollte. Die Deutschen in Prag sahen mit lebhafter Besorgniß dem Frieden und dem Abzuge der Preußen entgegen, weil sie fürchteten, daß dann sofort die Czechen das Haupt erheben und sie fühlen lassen würden, daß die Deutschen in Oesterreich keine Verbindung mehr mit Deutschland hätten. Man sah das trüber und drohender, als es sich nachher in Wirklichkeit gestaltete, aber die Befürchtungen waren sehr lebhaft und die Aeußerungen der Czechen waren wohl geeignet, sie zu schärfen. Ein höchst widerwärtiges Moment machte sich übrigens vorzugsweise in Prag bemerkbar, das Denunziantenwesen und die Lust am Verrath. Zu den preußischen Offizieren und Beamten kamen Leute, leider aus allen Ständen, um anzuzeigen, wo der Nachbar sein Silberzeug versteckt, wo die Dienstherrschaft ihr Geld eingemauert oder vergraben, wo noch ärarisches Eigenthum zu finden sei. Derlei Leute wurden kurzweg abgewiesen, einige auch dem Bürgermeister zu besserer Würdigung ihres Diensteifers übergeben, so lauteten wenigstens die Erzählungen in den Wirthshäusern. Uebrigens war die Kriegsbeute, die hier in den Arsenalen, Militärmagazinen und Vorrathshäusern gemacht wurde, ganz enorm. Zug auf Zug wurde beladen und nach Preußen expedirt, nicht allein fertiges Kriegsmaterial und Waffen, sondern Leder, Tuch, Eisen, Artillerie-Nutzholz, — so sah ich einen ganzen Wagen voll Centesimalwaagen zur Eisenbahn fahren, und schwerlich wird es jener Denunziationen bedurft haben, um die damit beauftragten preußischen Beamten auf noch Uebrigbleibendes aufmerksam zu machen. In allen solchen Dingen ist Oesterreich reich versehen, und doch fehlt es im Augenblicke des Gebrauches in keiner Armee so auffällig daran, wie gerade in der österreichischen. Es sind das Unerklärlichkeiten, die man, wie so vieles Andere in diesem Staate, nicht versteht.

Zum Diner kam ich, da ich leider die Entfernungen nicht richtig berechnet hatte, zu spät und fand die Gesellschaft schon bei der Tafel, meinen Platz, links neben dem General, glücklicherweise noch unbesetzt. Die geladene Gesellschaft bestand aus ungefähr 30 Personen, wenige Offiziere, meist Intendantur-, Feldpost-, Feldtelegraphen-Beamte, Auditeure und einige Civilisten. Es wurde vortrefflich gegessen, und die Unterhaltung war eine sehr lebhafte, aber immer nur auf die nächsten Nachbarn beschränkt. Ganz im Gegensatze zu allem, was ich seit einem Monate gesehen und gehört, war der Feldzug am Main fast ausschließlich Gegenstand des Gespräches und brachte mir ganz neue Anschauungen über die dort stattgehabte Kriegführung. Auch hier konnte ich dem mir so oft begegnenden Eindruck der Kontraste in meinem Leben nicht entgehen. Als achtjähriger Knabe, Sohn einer Schauspielerfamilie, hatte ich 1813 in Prag unter den dürftigsten Verhältnissen den Hradschin und seine Prachtpaläste staunend und ehrfurchtsvoll von einem elenden Wirthshause der Vorstadt aus betrachtet. Jetzt saß ich in den kaiserlichen Prachtgemächern an der Seite eines siegreichen Generals, bei einem vom Magistrate Prags gestellten Diner, als gerngesehener und durch seine Stellung beachteter Ehrengast! Ich habe mich gegen solche Eindrücke nie gewehrt, sondern bin ihnen im Gegentheil stets dankbar gewesen, weil sie mich vor Ueberhebung bewahrten.

Es war übrigens noch zweifelhaft, ob der König nach Prag kommen oder von Pardubitz aus gleich über Reichenberg nach Berlin zurückkehren werde, und General v. Falckenstein freute sich, von mir zu hören, daß der König in Nikolsburg bestimmt die Absicht ausgesprochen, nach Prag zu kommen. Das konnte sich aber geändert haben; jedenfalls wollten die meisten der Gäste nicht daran glauben. Um so lieber war es mir, als am folgenden Tage, dem 1. August, die offizielle Nachricht eintraf, der König werde am 3. nach Prag kommen und hier über-

nachten, aber nicht auf dem Hradschin, sondern in dem schon früher dazu bestimmten „blauen Stern“. Obgleich der schöne Sommerabend zum Besuche der außerordentlich belebten Vergnügungsorte einlud, ließ ich mich doch nicht verführen und brachte den Abend am Schreibtische zu, denn es war mancherlei in die Heimat zu berichten, ehe die Rückkehr erfolgte.

Der ganze 1. August verging unter Besichtigungen, Sammeln von Nachrichten und Schreiben. Direktor Wirsing führte mir seinen Kapellmeister Richard Gené zu, den ich als Jüngling im Hause seines Vaters bei einem Gastspiel in Danzig kennen gelernt. In einer Restauration, wo ich heute zu Mittag aß, hatte ich unangenehme Eindrücke durch die Gespräche der dort verkehrenden Gäste, sowohl der Fremden, als der Einwohner Prags. Das Schimpfen über die österreichische Armee war in der That maßlos und erinnerte mich an die Zeit, von der ich meinen Vater und den General v. Witzleben oft hatte erzählen hören, an die traurige Lage und die beleidigenden Erfahrungen, welchen die preußischen Offiziere nach der Schlacht bei Jena im Vaterlande und von den eigenen Landsleuten ausgesetzt waren. Es mag manches von dem Gesagten wahr gewesen sein, doch that der schneidende Hohn und die rücksichtslose Verdammung weh. Möge wenigstens die schwere Prüfung für Oesterreich zu denselben glücklichen Resultaten einer vollständigen Regenerirung führen, wie dies ja erweislich nach und durch 1806 in Preußen der Fall gewesen ist! Nie habe ich von preußischen Offizieren oder überhaupt von Preußen so wegwerfend und feindlich über Oesterreich und seine Armee sprechen hören, wie hier in Prag von Oesterreichern! Das mag anderswo und unter ähnlichen Verhältnissen eben so sein, war aber deswegen dort nicht weniger widerwärtig. Durchweg muß ich auch sagen, daß von der sonst so gern gerühmten österreichischen Gemüthlichkeit wenigstens in den Theilen des Landes, welche ich durchreist,

und bei den Einwohnern, mit denen ich verkehrt, nicht die geringste Spur zu bemerken war.

Auch der 2. August theilte sich in den Schreibtisch und antiquarische Studien, hier ebenso lohnend, wie 1855 in Nürnberg. Als bester Beweis, daß wieder Friede sei, muß ich des plötzlichen Erwachens der alten Liebhaberei für schöne Tauben hier erwähnen, denn während des Feldzuges war sie mir nicht in den Sinn gekommen. Ich hatte in den verschiedenen Hauptquartieren hin und wieder die schönsten Thiere gesehen, denen ich unter anderen Verhältnissen gewiß stundenlang nachgegangen wäre und nicht eher geruht hätte, bis ich sie erstanden. Ich hatte der eigenen Sammlung in Potsdam nur dann gedacht, wenn ich mir vergegenwärtigte, wie ich sie bei langer Dauer oder einer unglücklichen Wendung des Krieges doch wohl würde veräußern müssen, da ihre Erhaltung zu viel kostete. Hier in Prag brach die langverhaltene Liebhaberei wieder in voller Kraft aus, und ich durchstöberte die Böden der Händler, um zu kaufen, was im Norden selten und ungewöhnlich war. Ich erwähne das hier nur, um meinen unendlich komischen Uebergang über die Elbe bei Liblic am 4. zu erklären. Mein Zimmer im Hotel wurde zu einem Taubenmarkte, und der Kellner war nicht wenig verwundert, als er einen großen Hühnerkorb mit kurrenden, rucksenden und girrenden Tauben, sorgfältig gepflegt, neben meinem Bette stehen sah. Ich mußte selbst lachen, als ich dieses frappante Symptom wiedergekehrter Friedensseligkeit sehr vorsichtig für den Transport — noch obenein durch einen königlichen Extrazug — mit Leinwand verhüllte.

Am 3. nachmittags 3 Uhr kam endlich der König von Brünn, wo er am Tage vorher in der Nähe von Austerlitz Revue über das V. Armeekorps abgehalten, mit dem Prinzen Carl und dem großen Hauptquartier in Prag an. Die ganze Stadt schien in Bewegung, und in den Straßen, welche zum Bahnhofe und zum „blauen Stern“ führen, war schon stundenlang

vorher nicht durchzukommen. Eine Kompagnie des 13. (1. Westfälischen) Landwehr-Regiments — eine ganz vorzüglich schöne Truppe — gab die Ehrenwache und wurde, als sie nach dem Empfange auf dem Bahnhofe beim Hotel vorüber marschirte, vom Könige gemustert. Die Erscheinung des Königs machte doch einen so imponirenden Eindruck auf das Gedränge der Tausende von Neugierigen, daß sogar ein fast allgemeines Lebehoch! ertönte. Der König machte nach dem Diner eine Spazierfahrt nach dem Hradschin, genoß dort die so überaus köstliche Aussicht vom Belvedere auf die Stadt, besuchte das Wallensteinsche Palais und empfing den Kardinal Fürsten Schwarzenberg, brachte dann aber den ganzen Abend schreibend allein zu. So sehr mir Prag gefallen hatte, so hätte ein häßlicher Vorgang am Morgen dieses letzten Tages doch fast die Erinnerung daran vergiftet. Ich war schon sehr früh ausgefahren, um den wunderbar schönen Sommermorgen zu genießen, und sah bei der Rückkehr vor der Militärbäckerei einen Auflauf, an welchem ich dicht vorüber mußte. Mittelpunkt desselben war ein preußischer Artillerist, fast sinnlos betrunken, der sein Faschinenmesser gezogen hatte und damit um sich her in die Luft hieb. Obgleich die lärmend und drohend ihn Umringenden noch so weit von ihm abblieben, daß er sie mit seiner Waffe nicht erreichen konnte, so war doch der Augenblick abzusehen, wo er von hinten von der Menge überwältigt werden würde, denn einige der Hintersten waren bereits mit Knütteln bewaffnet und hatten große Steine in der Hand. In dem Augenblick, wo ich vorüberfahren wollte, schob sich der ganze Knäuel in die Mitte der Straße, so daß mein Fiaker nicht weiter konnte. Meine Militärmütze und die Orden, vielleicht auch der weiße Vollbart, der bereits eine ansehnliche Länge erreicht hatte, mußten den Tobenden wohl imponiren, so daß sie in mir irgend einen General oder höheren Kriegsbeamten vermutheten; denn ich sah mich plötzlich umringt und hörte auf mich einschreien: „Er hat Einem Geld weg-

genommen! Er ist besoffen! — So Einer soll uns hier nicht maltrātiren! Wir schlagen den Kerl todt!" Aus dem Lärm war nichts Verständliches herauszuhören, doch machte die Menge Platz, als ich den Artilleristen heranrief, der mich wüst anstierte, mich aber auch wohl für einen Vorgesetzten halten mußte, denn er versuchte wenigstens eine militärische Haltung anzunehmen, konnte aber kein zusammenhangendes Wort hervorbringen. In Verlegenheit, wie ich mich aus dem Krawall herausziehen sollte, zu dessen Mittelpunkt ich so plötzlich geworden war, herrschte ich den Kanonier an: „Stecken Sie Ihr Faschinenmesser ein und melden Sie sich sofort auf der nächsten Wache! Und Sie, meine Herren, setzen Sie sich und Ihre Stadt nicht schwerer Verantwortung aus. Bedenken Sie, daß wir im Kriegszustande sind und ein thätliches Vergreifen an einem Soldaten mit Erschießen bestraft wird. Ich werde den Vorfall gleich selbst zur Anzeige bringen und stehe Ihnen dafür, daß der Kanonier strenge bestraft wird, wenn er schuldig ist. Ich bitte einen der Herren, in meinen Wagen zu steigen und mit mir zu fahren; aber nur dann thue ich etwas, wenn Sie den Kanonier allein bis zur nächsten Wache gehen lassen. Folgt einer von Ihnen oder mehrere, so sage ich Ihnen noch einmal, daß Sie unter dem Kriegsgesetz stehen. Bitte, steigen Sie ein!" — In der That nahm ein wohlgekleideter Mann Platz in meinem Fiaker, und der offenbar ernüchterte Soldat hatte das Faschinenmesser eingesteckt. Noch taumelnd ging er die Straße hinunter, an deren Ende, dem „blauen Stern" gegenüber, eine Kaserne lag, vor welcher Mannschaften des 13. Landwehr-Regiments Parademarsch, wahrscheinlich für den heutigen Ehrenwachtdienst, übten, und ich hatte die Freude, zu sehen, daß ihm wirklich keiner seiner heftig erregten Widersacher folgte. Im Hotel wurde es mir nicht schwer, den Herrn, der bei mir eingestiegen war, zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, zu welchem Unheil ein solcher Vorgang und gerade an dem heutigen Tage hätte

führen können. Wußte er doch selbst nicht genau den Hergang und war nur empört, daß der Soldat gegen friedliche Bürger den Säbel gezogen hatte. Der Streit war beim Geldwechseln für ein erkauftes Brot entstanden. Auf welcher Seite die Hauptschuld lag, war nicht zu erkennen. Was weiter daraus geworden ist, weiß ich nicht, war aber froh, daß ein böser Zusammenstoß vermieden wurde, der jedenfalls das unangenehmste Aufheben in den Zeitungen gemacht haben würde.

Wie bei der Abreise von Berlin vor fünf Wochen fuhr der königliche Zug des Hauptquartiers wieder allein, während die anderen fünf Züge mit dem Marstall, der Bedienung, Stabswache u. s. w. schon von Brünn aus direkt nach Berlin zurückgekehrt waren. Diesmal fuhr auch der Kronprinz mit, der seinen Vater hier in Prag zur Anlegung der Eichenblätter zum Orden pour le mérite gewissermaßen gezwungen hatte, wie ich den Vorgang im Februarhefte 1868 meines „Soldatenfreundes" (35. Jahrgang, 8. Heft) ausführlich erzählt, und zwar nach Mittheilungen, die mir später der König selbst gemacht hat. Die[illegible] Abfahrt von Prag erfolgte am 4. August früh 7 Uhr. De[illegible]e Bahnhof war geschmückt und wohl alles versammelt, was a[illegible]a preußischen Militär- und Civilbehörden in Prag zurückzubleibe[illegible]be hatte. Ich war schon sehr früh auf dem Perron, um meine[illegible]ne Taubenkorb in das unermeßliche Gepäck des königlichen Zuge[illegible]ge einzuschmuggeln; denn derlei Friedensgethier gehörte doch eigen[illegible]ent-lich nicht in Kriegs-Eisenbahnzüge, und moyennant guter Wor[illegible]ort an mir bekannte königliche Diener wurde meine — nebenb[illegible]mbe theuer genug bezahlte — Kriegsbeute so unmerklich, wie es d[illegible]das Krukru der Thiere zuließ, untergebracht. Auf der Stati[illegible]tion Kralup, dem Knotenpunkte der sich hier abzweigenden Eisenbahn[illegible]nen, standen zwei Kompagnien des 2. Westfälischen Landwehr-Regime[illegible]nts Nr. 15 mit der Fahne des 1. Bataillons (Minden) unter d[illegible]em Hauptmann v. Beust, und unter denselben Offiziere und Ma[illegible]nn-schaften, welche durch den während der verlängerten Waffenr[illegible]he

stattgefundenen Ueberfall der Dörfer Liblic, Lebrowitz und Bischic betroffen worden waren und von dem unerwartet Erlebten erzählten. Bei Liblic erfolgte nun der Uebergang über die Elbe, aber unter ganz besonderen Umständen. Die Eisenbahnbrücke war nämlich von den Oesterreichern gesprengt worden, das Zerstörungswerk aber nur halb gelungen; denn nur die südliche Hälfte der Gitterbrücke war nach Sprengung eines Pfeilers gebrochen und hatte sich, aber noch zusammenhaltend, in einem Halbbogen bis auf den Wasserspiegel gesenkt. Die preußische Eisenbahnverwaltung hatte über diesen Theil der Brücke einen hölzernen Steg hergestellt, der aber allerdings nur zu Fuß passirt werden konnte. Der von Prag abgelassene Zug blieb diesseits stehen, während ein von Berlin gekommener, mit dem königlichen Salonwagen, auf dem jenseitigen Ufer wartete. Die Umladung des Gepäcks nahm über eine Stunde in Anspruch. Ich hatte von dieser Unterbrechung der Fahrt keine Kenntniß gehabt und war nun in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich meinen durchaus nicht offiziellen Taubenkorb durch offiziellen Transport über diese gähnende Lücke hinüberschaffen lassen sollte. Dabei mußte ja die Ungesetzlichkeit des Schmuggels zur Sprache kommen, denn die zur Verzweiflung munteren Thiere hatten keine Ahnung, daß sie durch ihr Gerunx den künftigen Herrn und Pfleger in Verlegenheit setzten. Mein Koffer war durchaus unverdächtig, und konnte ich denselben mit dem stolzen Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Staatstransport den dafür aufgestellten Arbeitern und Soldaten überlassen. Der unglückliche Taubenkorb mußte aber unbemerkt und doch in conspectu omnium auch über die Elbe, über zerbrochene Eisenbahnschienen und provisorische Holzstege geschmuggelt werden. Es war die Anordnung getroffen worden, daß der König, geführt von den Feld-Eisenbahnbeamten, zuerst über die Brücke gehen sollte. Glücklicherweise waren Mannschaften des 68. und des 69. Landwehr-Regiments (Rheinländer) zur Bewachung

des Ueberganges aufgestellt, die der König erst besichtigte; ich bemächtigte mich also meines verhängnißvollen Korbes und trug ihn selbst bis an die Brücke. Hier aufgestellte Pioniere verboten mir aber das Betreten derselben, da ja niemand eher als der König selbst hinübergehen sollte. Durch das Tragen erschreckt, waren die Tauben still geworden, ich konnte daher die unglaubliche Lüge wagen, in dem leinwandumhüllten Packete befänden sich die sämmtlichen Orden, welche für den Krieg vertheilt werden sollten, und die müsse der König drüben gleich zur Hand haben. Das wirkte, und ich gelangte glücklich auf den Holzsteg. Hier aber zeigte sich ein anderes Hinderniß. Der Steg war nämlich von beiden Seiten mit einem hohen Geländer eingefaßt, damit die Hinübergehenden bei dem immerhin schwankenden Bau des Holzgerüstes sich halten konnten, dadurch aber die Passage vielleicht einen halben Zoll schmäler als die unverschämte Peripherie meines Korbes geworden. Da saß ich, „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge", und es blieb mir nichts Anderes übrig, als den unglückseligen Korb in der Höhe vor mir her zu tragen; was seine Schwierigkeit hatte, denn ich hatte den Mantel umgehängt, einen Regenschirm und mehreres Handgepäck gleichzeitig mit hinüber zu schaffen. Unter allerlei Mühsal war ich bis zur Mitte des Holzsteges gelangt, als ich Geräusch hinter mir hörte, mich umsah und zu meinem Schrecken inne wurde, daß eben der König den Steg betrat und hinter ihm alle Offiziere des Hauptquartiers folgten. Nun hieß es eilen, denn mit diesem Taubentransport am Ende des Feldzuges konnte man um Ehre und Reputation kommen und ich mich unglaublich lächerlich machen! In Schweiß gebadet kam ich endlich glücklich hinüber und hatte nun wieder mit dem Wagenmeister des jenseits harrenden Zuges zu kapituliren, ehe meine geflügelte Kolonie ihr Unterkommen fand. Keine Vermehrung meiner Sammlung ist mir wenigstens persönlich so sauer geworden, wie diese „Prager Storchkröpper" (Columba gutturosa anglica).

welche sich aber noch jetzt in ihrer preußischen Gefangenschaft ganz wohl befinden.

Die weitere Rückreise bis Berlin war von der preußischen Grenze an ein wahrer Triumphzug. Namentlich in Görlitz und Frankfurt a. O. war der Jubel unbeschreiblich. Und das alles nach kaum fünf Wochen! Es war immer wieder, als ob man in einem Traum dahinführe, aus dem im nächsten Augenblicke ein unsanftes Erwachen aufschrecken konnte. Wieder hatte ich durch die Freundlichkeit Costenobles meinen althergebrachten Platz im Administrations-Salonwagen erhalten, in welchem ich die Zeitungen der letzten Tage mit aller Bequemlichkeit durchstudiren konnte. Welch andere Eindrücke, als am Tage der Abfahrt aus Berlin! Leider sollte ich aber meine Freude daran nicht ungetrübt mit nach Hause bringen. Von Frankfurt a. O. aus war ein höherer Beamter der Eisenbahn mit eingestiegen, der in Sachsen und Böhmen ein Kommissorium für den Feld-Eisenbahndienst gehabt. Er sprach ungemein verständig und klar über das Geschehene, so daß ich lange Zeit meine Freude an seiner Unterhaltung hatte. Zum Unglück wendete sich aber das Gespräch auf die politischen Zustände im Innern, und da entpuppte sich denn sofort der Liberale, der Mann des Fortschritts, der Zensor der Regierung und überhaupt jeder Regierung. Ich hörte den Mann in der königlichen Uniform mit den goldenen Frangen-Epauletten von Konflikt, Indemnität, Fraktionen, unveräußerlichen Rechten der Volksvertretung und mit all jenen Stichworten des echten Bourgeoisie-Liberalismus dociren, der nun einmal unverbesserlich derselbe bleibt, wenn auch die Welt um ihn her eine ganz andere wird. Das waren noch alle dieselben abgestandenen Phrasen, deren letzte Spitze sich, wenn auch dem echten Bourgeois unbewußt, immer gegen das Königthum richtet, die Phrasen derer, die, wenn endlich das Unglück hereinbricht, nie daran schuld gewesen sein wollen und sich mit dem verblüfften Ausrufe beruhigen: „Ja, das haben wir nicht ge-

wollt!" Ich kann gar nicht sagen, wie unangenehm und geradezu entmuthigend mich dieses fortschrittliche Geschwätz gerade in dieser Umgebung und unter diesen Umständen berührte. So wäre denn alles vergebens gewesen; so sollte denn der ekle Streit wieder entbrennen; so sollte denn der König verurtheilt sein, diesen widerwärtigen Kampf auch noch weiter zu kämpfen!

Ganz niedergeschlagen kam ich nach Berlin zurück, wo ich, das Herz voller Jubel, einzufahren gedachte. Mein Schwiegersohn erwartete mich auf dem Bahnhofe, denn wir kamen zu spät an, um den Zug nach Potsdam noch benutzen zu können. Die Cholera hatte auch in Potsdam und zwar besonders in der Gegend meiner Wohnung manches Opfer gefordert, so daß ich schwere Sorge um die Meinigen trug. Die einzigen Mitbewohner meines Hauses, der alte Rittmeister Krause und seine Tochter, Majorin v. Ladenberg, waren ebenfalls, wenn auch nicht durch die Cholera, abberufen worden, was ich erst jetzt erfuhr. Frau und Tochter hatten daher eine schwere Zeit durchlebt. Ich übernachtete bei meinem Schwiegersohn in Berlin und fuhr erst am nächsten Morgen nach Potsdam in die gewohnte Einsamkeit und Zurückgezogenheit, aber mit reichem Material für weitere Arbeit und Wirksamkeit.

(Beendet den 15. Januar 1869.)

Der Feldzug 1870—1871.

In Wiesbaden, wie gewöhnlich seit mehreren Jahren, zur Trink- und Badekur anwesend, trafen mich anfangs Juli 1870 die ersten Zeitungsnachrichten von dem drohenden Konflikte mit Frankreich. Schon seit 1868 hatten zuverlässige Leute von Paris aus in Berlin gewarnt, man möge sich in Acht nehmen, über lang oder kurz werde ein Krieg mit Frankreich zu bestehen sein, selbst im Generalstabe hatte man dergleichen Nachrichten nur in die Kartons gelegt; — (hatte ich doch selbst in mein Tagebuch notirt: Das ist für uns der Krieg! als Napoleon III. sich mit Ollivier der konstitutionellen und parlamentarischen Schablone in die Arme warf); — so rasch hatte ich doch den Lauf auf der schiefen Ebene nicht erwartet, namentlich aber war der Vorwand mit der Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern zur spanischen Dornenkrone so einleuchtend ungeschickt und absichtlich, daß ich kaum annehmen konnte, ernsthaften Staatsmännern könne es Ernst damit sein. Den ersten Nachrichten folgte ich daher noch mit großer Ruhe, höchstens mit Achselzucken über die Verblendung und den unverbesserlichen Größenwahnsinn einer sonst liebenswürdigen und achtungswerthen Nation. Wie ich den König kannte, wußte ich, daß er alles Mögliche thun werde, um den Krieg zu vermeiden, und so glaubte ich fest, daß man Mittel finden werde, die krankhafte Reizbarkeit und Empfind-

lichkeit der damals noch großen Nation für dieses Mal zu be-
schwichtigen. Ich konnte mich also den wirbelnden Eindrücken
der Badegäste gegenüber ziemlich objektiv verhalten und war ein
paar Mal versucht, Wetten einzugehen, daß es zu keiner Feind-
seligkeit kommen werde. Zum ersten Male wurde ich stutzig,
als im Kurgarten am 11. Juli ein eben aus Mühlhausen ge-
kommener Kaufmann erzählte, schon vor vierzehn Tagen sei dort
auf dem Bahnhofe ein Güterzug mit versiegelten Waggons aus
Paris angekommen, der bis auf weitere Ordre dort stehen
bleiben sollte, von dessen Inhalt aber selbst die Bahnbeamten
nichts wußten. Am 9. sei er endlich ausgeladen worden und
habe eine Batterie ganz neuer, seltsam geformter Geschütze ent-
halten, wahrscheinlich Mitrailleusen. Das war denn doch auf-
fallend und namentlich das Geheimniß, welches diesen Artillerie-
transport vierzehn Tage lang umgeben, verdächtig. Eine Nach-
richt jagte von nun an die andere, und jede wirkte in ihrer
Art. Das Vertrauen sank so rapide, daß Baron Modest
v. Korff aus Petersburg sein russisches Papiergeld, auch mit
dem größten Verlust, überhaupt nicht mehr gewechselt bekommen
konnte; ja, als er gegen seine Gewohnheit an die Spielbank
ging, einen kleinen Einsatz machte und eine 100 Rubel-Banknote
hinlegte, um sie gewechselt zu erhalten, wurde ihm dies ver-
weigert und der Einsatz als „non avenu“ betrachtet. Dagegen
war die Bemerkung erfreulich, daß der nassauische Partikularismus
sich nirgends bemerklich machte, und dem Anscheine nach die
ganze deutsche Nation sich durch die freche Herausforderung
beleidigt fühlte. Ich hatte dort mit dem berühmten Sänger
Niemann nähere und, ich muß gestehen, eine fesselnde Bekannt-
schaft gemacht. Er war mir ein treffliches Spiegelbild der
aufflammenden deutschen Begeisterung, die sich freilich mit meinen
sonstigen politischen Anschauungen durchaus nicht vertragen wollte,
und aus der ich in ihrer weiteren Entwickelung Schaden für
mein Vaterland Preußen — soit: für meinen preußischen Par-

tularismus — erwachsen sah. Bis zu dem Augenblicke, wo der Telegraph aus Ems die Nachricht brachte, der König sei nach Berlin abgereist, war mir auch nicht im entferntesten der Gedanke gekommen, daß ich meine kaum angefangene Kur werde unterbrechen müssen; aber nun war ich auch zwölf Stunden nach Eingang dieser Nachricht schon auf dem Wege nach Berlin, denn daß ich auch diesen Krieg mitmachen mußte, weil ich meinem königlichen Herrn dienen und nützlich werden konnte, das stand sofort bei mir fest. Nach dem Feldzuge von 1866 hatte ich mir zwar oft im Stillen und meiner Familie laut gesagt, daß ich keinen Krieg wieder mitmachen würde; mit diesem Kriege gegen Frankreich kam es aber gewaltig über mich, und diesmal war ich auch ohne Sorge, daß der König mich mitnehmen werde; hatte ich doch aus seinem Munde oft genug gehört, daß er 1866 mit meinen Diensten zufrieden gewesen.

Nachdem ich in Potsdam angekommen war, meldete ich mich schon am nächsten Morgen beim Könige in Berlin und erhielt auch sofort die Erlaubniß, mitgehen zu dürfen. Da alles den König und meine Thätigkeit für ihn Betreffende anderweitig aufgezeichnet worden ist, so soll hier nur von meinen persönlichen Erlebnissen die Rede sein.

Der Abschied von Frau und Kindern wurde mir diesmal recht schwer. Vergebens erwog ich die günstigen Chancen; vergebens trat meine Zuversicht auf den endlichen glücklichen Erfolg allen Zweifeln entgegen, an denen es denn doch nicht fehlte, da auch Ungünstiges und Drohendes von allen Seiten vernehmbar wurde. Eine Bewegung in Polen, die Haltung Oesterreichs, ein Aufstand in Schleswig, unterstützt von Dänemark, die noch nicht preußisch gewordenen neueinverleibten Provinzen, — kurz, Ursachen genug, um auch die festeste Zuversicht zu erschüttern! Andererseits war es die Frage, ob ich, mit 65 Lebensjahren und mit körperlichen Uebeln behaftet, die Strapazen eines vor-

aussichtlich langen und wild bewegten Feldzuges ertragen würde, namentlich bei meiner Thätigkeit und meinem Eifer. Glücklicherweise war wenig Zeit, dem raschen Entschlusse des Gedankens Blässe anzukränkeln. So gut sich alles ordnen ließ, wurde alles geordnet. Ich glaubte Wunder, wie viel Nöthiges und Nützliches ich mitgenommen; mußte mich aber von Woche zu Woche im Felde überzeugen, daß ich doch noch viel mehr hätte mitnehmen sollen, denn so Schlag auf Schlag, wie 1866, ging es diesmal doch nicht zu Ende.

Die Abfahrt am 31. Juli gegen Abend gab mir gleich einen Vorschmack von dem beginnenden Wirrsal. Mein Trainsoldat hatte den Koffer schon mehrere Stunden vor der festgesetzten Stunde zum Bahnhofe bringen müssen. Als ich nun selbst kam und mich überzeugen wollte, ob er richtig verpackt sei, wollte keiner der Beamten etwas von einem solchen Koffer wissen. Alles Fragen und Suchen war vergebens; ich mußte mit dem [illegible] angenehmen Aussicht abreisen, den Koffer vielleicht in Mainz nicht vorzufinden, was eben nicht zur Behaglichkeit der Reise beitrug. — Unter den Coupés wählte ich das für die Feldpolizei bestimmte, in welchem der Feldpolizei-Direktor Geheimer Regierungsrath Dr. Stieber, Polizeilieutenant v. Zernicki und der als Sekretär des Direktors fungirende Schriftsteller Salingré ihren Platz hatten. In dieses Coupé mußten ja alle wichtigen Nachrichten kommen und meine Thätigkeit sich dadurch erleichtern. Es wurden denn auch von Station zu Station Berichte auf Feld-Postkarten an die Zeitungen und Telegramme nach Berlin zurückgesandt. Je mehr wir uns dem Rheine näherten, desto höher stieg der Enthusiasmus der zusammengeströmten Massen, am höchsten in Köln, wo jede Bewegung, jeder Versuch, sich verständlich zu machen oder etwas zu bekommen, vergeblich war. Es war so überwältigend, wie ich nie Gleiches erlebt. Konnte ich doch nicht einmal zur Absendung

eines Berichtes gelangen, den ich unterwegs über den Empfang in Düsseldorf geschrieben.

In Mainz hatte sich der Weinhändler Friedbörig darum beworben, mich zu sich ins Quartier zu bekommen, derselbe, welcher mich einige Jahre früher zu dem demokratischen Verbrüderungsfeste eingeladen und ausgesprochen für Preußen Partei nahm. Mit Aufmerksamkeit aller Art überhäuft, verschaffte ich mir durch seine Vermittelung ein Fuhrwerk für die ganze Dauer der Kampagne, welches ich schon in Mainz benutzte. Für einen Wagen, zwei Pferde und den Kutscher, einen mit allen Hunden gehetzten Hauderer, mußte ich täglich 6 Thlr. 15 Sgr. zahlen, so daß die Summe für die Zeit bis zur Abreise von Lagny nach Berlin 1460 Thlr. betrug. Ich hatte zwar ausgemacht, daß für diesen Preis das Anschaffen des Pferdefutters Sache des Kutschers sei, es fand sich aber sehr bald die Rationsverpflegung durch die Intendantur des Hauptquartiers ein, so daß Fuhrherr und Kutscher ein glänzendes Geschäft gemacht haben. Beide Pferde, die ich aus Mainz mitnahm, fielen unterwegs, in Dormans und in Versailles. Mein Kutscher hatte aber das unglaubliche Talent, sofort andere zu finden, und kam jedenfalls mit zwei besseren Pferden nach Mainz zurück, als er von hier mitgenommen hatte.

Ich fand in Mainz den mir aus Potsdam befreundeten Hauptmann v. Strantz, vom 1. Garde-Regiment zu Fuß, als Adjutanten des Gouverneurs Prinzen Woldemar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, den wir bei unserer Rückkehr nicht mehr am Leben finden sollten. Herr v. Strantz war kürzlich erst im Lager von Chalons gewesen und konnte mir sehr Interessantes über die französische Armee mittheilen, was ich natürlich sofort dem Könige berichtete. Prinz Woldemar lud mich zum Diner ein; kleine Gesellschaft, aber von hohem Interesse für die augenblickliche Lage und die wahrscheinlich nächsten Ereignisse. Nach allem, was ich hier gehört, mußte es

von Wichtigkeit sein, zu wissen, was in Luxemburg, Saarlouis und überhaupt an der Grenze vorging, so daß ich mich entschloß, einen Abstecher dorthin zu machen. Eben wollte ich Mainz verlassen, als die Nachrichten von Saarbrück eintrafen, nach welchen drei feindliche Divisionen bei Forbach bereits die Grenze überschritten hatten. So war denn zu Rekognoszirungen keine Zeit mehr. Ueberhaupt machte ich schon hier die nachher so oft bestätigte Erfahrung, daß man sich nie zu Unternehmungen auf eigene Hand verführen lassen darf, wenn man einem Hauptquartier im Kriege attachirt ist. Im Gegentheil muß man sich als vollkommen willenlos betrachten und den Impulsen folgen, die dem Ganzen gegeben werden. Mit diesem Vordringen gegen Saarbrück schien der Kriegsplan der Franzosen klar vorzuliegen. Es galt der Rheinpfalz und Baden, der Gedanke des Königs hatte also gleich im Beginn des Feldzuges seine Bestätigung gefunden. Wer hätte freilich denken können, daß dieser „victoire brillante de Saarbrück“ eine viertägige vollständige Unthätigkeit folgen werde! Wie immer im Kriege und in Hauptquartieren klangen die ersten Nachrichten aus Saarbrück nichts weniger als ermuthigend. Die ganze Stadt brennt — nein, ist schon abgebrannt, — die Franzosen stehen mit 100 000 Mann schon diesseits der Saar; der Rückzug unserer Vierziger aus Saarbrück hat einen deprimirenden Eindruck auf die ganze Bevölkerung am Rhein gemacht; nun werde man die Rothhosen auch bald vor Mainz haben! — Wenn ich an die Eisenbahn-Nachtfahrt von Wiesbaden nach Berlin dachte, mit welcher eine Unzahl erschreckter Badegäste zur Heimat zurückeilte, so war das Bild einer deprimirten rheinländischen Bevölkerung allerdings nicht besonders ermunternd. Auch in Mainz gab es recht Kleinmüthige, denen das große Maul der grrrrande Nation doch gewaltig imponirt hatte, und die sich schon auf eine Belagerung gefaßt machten. Doch am nächsten Tage sollte diese theilweis gedrückte Stimmung einer ausgelassenen Siegesfreude weichen,

denn der Telegraph brachte die Nachrichten von Weißenburg. Ich werde die Fahrt vom großherzoglichen Palais, wo der König mir das Telegramm für Berlin diktirt hatte, bis zum Telegraphenbüreau so wenig vergessen, wie jenen Abend des 3. Juli 1866 auf dem Marktplatze von Gitschin. Wo ich ein erleuchtetes Wirthshauslokal sah, sprang ich aus dem Wagen, stürzte hinein, las den Gästen das Telegramm vor, sammelte auf dem Platze beim Theater einen lawinenartig anwachsenden Haufen Menschen, denen ich, da ich in der Dunkelheit den Zettel nicht ablesen konnte, erzählte, was ich durch wiederholtes Vorlesen in den Weinhäusern schon auswendig wußte, und eilte dann in höchster Aufregung an den Schreibtisch, um während der Nacht in den verschiedensten Tonarten den Sieg in die Berliner Zeitungen zu senden.

Da der König Mainz am 7. August mit der Eisenbahn verlassen wollte, um über Alzey nach Kaiserslautern zu fahren, ich aber nicht hoffen konnte, für mein gemiethetes Fuhrwerk einen Platz in den für das Hauptquartier bestimmten Zügen zu finden, so reiste ich schon am 6. abends ab, nachdem ich mir noch die ersten französischen Kriegsgefangenen besehen, die von nun an Monate lang ein tägliches Schauspiel für mich werden sollten. Mit kurzem Aufenthalt während der Nacht in Kirchheimbolanden, wo die Pferde gefüttert werden mußten, kam ich am 7. gegen Mittag in Kaiserslautern an, wo sich alles zum Empfange des Königs vorbereitete. Während der Nacht war ich marschirender Kavallerie — Kürassieren und Husaren — begegnet, und in Kaiserslautern selbst befand ich mich plötzlich in vollem Kriegsgetümmel, denn eine große Truppenzahl war in der Stadt versammelt oder lagerte bei derselben. Kaum hatte ich Zeit, einen Bericht nach Berlin in einem Wirthshause zu schreiben, so ging es auch schon fort nach Homburg, wo das Hauptquartier nächtigen sollte. Unterwegs begegnete ich unserem Regiment der Gardes du Corps, wie 1866 bei Hohenmauth. —

Unsichere Gerüchte in den Dörfern sprachen schon von einer gestern am 6. bei Saarbrücken geschlagenen Schlacht, ohne indessen zu wissen, wem der Sieg geblieben. Bei den marschirenden Regimentern brachen die Soldaten in Hurrahs aus, als sie nur hörten, es habe eine Schlacht stattgefunden. Keiner fragte, ob wir gesiegt, das schien sich von selbst zu verstehen.

In dem sehr kleinen Homburg hielt es schwer, ein für mich passendes Unterkommen zu finden. Nie habe ich danach gefragt, ob ein Quartier bequem sei; mir war in diesem Kriege wie in Böhmen auch das schlechteste, ja unsauberste vollkommen recht, wenn ich nur allein sein und ungestört beim Schreiben bleiben konnte. Anfangs hatte das seine Schwierigkeiten auch hier in Homburg; später sorgten die Quartiermacher schon von selbst für meine Wünsche: so nahe wie möglich an dem Quartiere des Königs und allein, wäre es selbst in einem Bodenverschlage oder einer Stallkammer. Der König wohnte hier im Amtshause und empfing am 8. die vollständigen Meldungen über die Schlachten bei Wörth und bei Forbach, während die 1. Division des XII. (königlich sächsischen) Armeekorps durch das Städtchen defilirte, leider bei strömendem Regen, der überhaupt fast den ganzen Monat August hindurch dauerte. Bei der Ankunft in Homburg hieß es zwar, es werde sogleich weiter nach Saarbrücken gehen; aber erst am 9. mittags erfolgte der Abmarsch, von nun an nicht mehr auf der Eisenbahn, sondern zu Wagen, die Berittenen von nun an auch zu Pferde. Am Morgen des 9. hatte der König noch einen großen Generalsvortrag entgegengenommen, hatte dann die 2. Division des sächsischen Armeekorps defiliren sehen und war um 2 Uhr abgefahren. Hier in Homburg zeigte sich schon die Schwierigkeit der Verpflegung. Es war absolut nichts mehr zu haben; alle Vorräthe waren schon am ersten Tage vollständig aufgezehrt, und Geld verlor, der Unmöglichkeit gegenüber, seinen Werth. Während des ganzen Tages am 8. habe ich nur Thee genossen,

den ich in der eigenen Maschine gekocht. Ueber St. Ingbert war ich dem Könige wieder vorausgefahren, um nichts zu versäumen, und fand in Saarbrücken gleich ein vortreffliches Unterkommen, obgleich es den Einwohnern sichtlich schwer wurde, allen auf sie einstürmenden Anforderungen zu genügen. Das Fortkommen eines einzelnen Wagens durch die endlosen Massen marschirender Truppen wäre unmöglich gewesen, wenn mein Trainsoldat auf dem Bocke nicht verstanden hätte, Platz zu machen. Gleich bei meiner Ankunft fand ich über Belgien gekommene Nachrichten aus Paris, welche die außerordentliche Aufregung dort nach dem Eintreffen der Telegramme von Weißenburg, Wörth und Forbach schilderten. Meine erste Sorge war, mich genau von dem so widersprechend geschilderten Gefechte am 2. zu unterrichten, und ich lernte wieder einmal die Uebertreibungen, diesmal leider auch von unserer Seite kennen, die nun einmal unzertrennlich von jeder Kriegsnachricht zu sein scheinen. „Die ganze Stadt Saarbrücken brennt!" hatte eine dieser Nachrichten in Mainz gelautet, während es in Wahrheit nur ganz unbedeutende Brandschäden gegeben. Dagegen hatte keine Depesche, kein Bericht die ganze Bedeutung des Sieges bei Forbach gewürdigt. Man muß das Terrain gesehen, die Spicherer Höhen bestiegen haben, um zu erkennen, was unsere Truppen geleistet! — Einen sehr widerwärtigen Eindruck empfing ich sowohl in St. Ingbert als in Saarbrücken, wo „keusche deutsche Jungfrauen" sich nicht entblödeten, mit französischen Leichtblessirten und Gefangenen zu scherzen und zu liebäugeln. Nie habe ich Aehnliches von Französinnen gegen preußische Soldaten gesehen, und es thut mir leid, diesen Vergleich aussprechen zu müssen. An den Fenstern des Lazareths in St. Ingbert war dieses Kokettiren der deutschen Mädchen besonders ekelhaft.

Während des 10. gab es in Saarbrücken Arbeit vollauf, denn das Material für Berichte häufte sich bei jedem Gespräch,

jeder Erkundigung. Von Sympathien für Frankreich und
Franzosenthum, an denen es sonst hier nicht gefehlt hatte, war
nach den so glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen am 4.
und 6. keine Spur mehr zu finden. Es war schon gar nicht
mehr die Frage, ob wir in Paris einrücken würden. Zweifel
gab es nur noch über das Wann? — Bei einer Fahrt in die
Umgegend, natürlich auf der Seite nach der französischen Grenze,
studirte ich das Schlachtfeld, und muß es auch jetzt noch für
fast unmöglich halten, einen Feind aus solchen Positionen zu
vertreiben, wie die Franzosen sie dort am 6. inne hatten. —
Ueberraschend war die Begeisterung, mit welcher die 25. Division
(Rheinhessen) durch die Stadt an dem Quartier des Königs, bei
einem Herrn Quin, vorübermarschirte, als die Mannschaften den
König am Fenster sahen. Wie rasch war doch der Main über-
brückt worden!

Am 11. wurde das Hauptquartier nach St. Avold ver-
legt. Sobald ich erfuhr, wann der König abfahren werde,
richtete ich es stets so ein, daß ich drei bis vier Stunden vor
ihm aufbrach. Ich wußte auf diese Art immer schon bei der
Ankunft, was der König gesehen hatte, wem er begegnet sein
mußte, war von allen Vorbereitungen und Verhältnissen in dem
neuen Hauptquartier schon unterrichtet und brauchte nur nach-
zutragen, was der König mir selbst noch mittheilte. Der Be-
richt über die Ankunft des Königs war oft schon fertig, ehe er
angekommen war, denn nur so war es möglich, die Zeitungen in
Berlin au courant zu erhalten. Gewöhnlich ging eine Feldpost
bald nach der Ankunft des Königs in einem neuen Hauptquartier
nach rückwärts ab, und wie hätte ich ihr einen Bericht mitgeben
können, wenn er nicht schon fertig gewesen wäre? — Hatte es
doch so schon Schwierigkeiten genug mit der Expedition; so
hatten die Feldposten in Homburg z. B. den Befehl erhalten,
zwei Tage lang durchaus keinen Brief zu expediren, der von
der über Forbach vorgegangenen Armee kommen würde; es war

nämlich die Zeit des Vorrückens aller drei Armeen, und scheinen die Feldherren eine unmittelbare Fortsetzung der Gefechte des 4. und 6. erwartet zu haben.

Die Route über Forbach nach St. Avold führte nicht allein über das ganze Schlachtfeld des 6., sondern folgte auch dem fluchtgleichen Rückzuge der bei Forbach geschlagenen Armee. Interessant und abscheulich! Man begegnete ganzen Haufen schon abgelederter, aber noch nicht begrabener Pferde, Transporten leichtverwundeter, auch jetzt noch in den Wäldern aufgefundener französischer Gefangenen, Blutspuren auf der Chaussee und in den Gräben, ganzen Rudeln von namenlosem Gesindel, die mit Karren, Säcken und Körben der Armee nachzogen und überall nach Beute zu spähen schienen. Vergebens sah ich mich nach dem früheren französischen Grenzpfahl um. Den schienen unsere Soldaten gründlich beseitigt zu haben. In Forbach selbst Verwüstung und verbissene Gesichter. Freiwillige unserer 18. Division unterhielten sich mit einem Epicier, und ich fuhr gerade vorüber, als sie ihm ein à revoir! Monsieur! zuriefen, und hörte den Epicier mit einem hämischen Blick und Ton sagen: et j'espère que ce sera bientôt! Da war ich denn wieder in Feindes Land und der Gedanke sehr verzeihlich, wie wirst du wieder herauskommen? Zu beiden Seiten der Chaussee hatte die 18. Division bereits Biwaks bezogen und erwartete die Vorbeifahrt des Königs. Obgleich mein Wagen durchaus nichts Königliches hatte, liefen doch die Soldaten von den Feldern an die Chaussee und fragten mich: „Kommt der König bald?“ Bei einem Bataillon erkannten mich die Offiziere und sagten: „Das ist der Soldatenfreund!“ So bekam ich denn auch mein Hurrah!

Die Gegend zwischen Saarbrücken und St. Avold ist eine ungemein anmuthige, von rasch wechselndem landschaftlichen Reiz, wohlhabend, gewerbthätig. Nur in Forbach hatten Verwüstungen stattgefunden, in allen Dörfern war Ordnung, unsere

Feldpolizei aber auch in eifriger, sehr verständiger Thätigkeit; geräuschlos, nachdrücklich! Die neue Einrichtung hatte sich bereits in Respekt gesetzt, und alles gehorchte willig. In St. Avold kam ich fast gleichzeitig mit dem Könige an. Es gab erst ein langes Umherfahren in dem Städtchen, ehe ich mein Quartier fand; wie denn überhaupt das Ankommen des Hauptquartiers in einem Orte einen unglaublichen Wirrwarr, Fragen, Suchen, Hin- und Herlaufen giebt, bis alles seinen Platz gefunden. Wie in Homburg war hier nicht allein die Stadt überfüllt, sondern auch die ganze Umgegend von Biwaks bedeckt, deren Wachtfeuer auf den schön bewaldeten Hügeln und in den dazwischen liegenden Thälern einen überaus malerischen Anblick gewährten. Auch hier war nichts mehr zu kaufen. Selbst Regie-Cigarren fehlten ganz, und noch war die Liebesgabenthätigkeit nicht bis zu den vormarschirenden Truppen herangedrungen. Man hatte ein Depot französischer Militäreffekten, namentlich Pferdedecken, gefunden und unsere Soldaten die Gelegenheit benutzt, um sich warme Decken für die Nacht zu verschaffen. Als der General-Adjutant v. Tresckow davon erfuhr, befahl er, der Plünderung sofort Einhalt zu thun, und schien sehr ungehalten über das schlechte Beispiel, welches damit schon beim Eintritt in Feindes Land gegeben werde. Auch eine Feuersbrunst gab es hier in St. Avold, die indessen bald gelöscht wurde. Napoleon hatte hier kurz vorher genächtigt.

Als am 12. die 13. Division durchmarschirte und Prinz Carl mich unter den Zuschauern sah, erhielt ich eine Einladung zum Diner. Das Quartier des Prinzen war bei einem Notar, dessen Haus auf das luxuriöseste eingerichtet war und in allen Dingen einen gediegenen Komfort zeigte, eine Erscheinung, die sich für die fürstlichen Quartiere während des ganzen Krieges wiederholte. Die Unterhaltung war eine sehr lebhafte, alle Verhältnisse berührende, und muß wohl meine Betheiligung an derselben den Grund zu den durch sieben Monate sich fast einen

Tag um den andern wiederholenden Einladungen zum Thee, zum Diner und zum Dejeuner gegeben haben.

Der Wirth meines Quartiers, ein Epicier, war geflüchtet und hatte einen jungen Menschen und eine alte Magd zurückgelassen, welche beide eine entsetzliche Angst vor den ihnen zugemutheten menschenfresserischen Preußen hatten. Am Nachmittage des 12. kam jener zu mir ins Zimmer und erzählte zitternd unter immer wiederholtem: Pardon, Monsieur! daß der Maire den Befehl erlassen, sofort alle Gewehre und Waffen auf dem Rathhause abzuliefern. Nun habe sein Herr, der ein berühmter Jäger sei, zwei kostbare Jagdgewehre, die könne er doch unmöglich abliefern; es genüge ja vollkommen, wenn er mir ganz offenherzig sage, daß er überhaupt Gewehre habe; er wolle sie auch allenfalls in mein Zimmer stellen, damit ich mich jeden Augenblick überzeugen könne, wie wenig er gesonnen sei, bewaffneten Widerstand zu leisten; aber so schöne Gewehre abzuliefern, könne man ihm doch nicht zumuthen. Es kostete Mühe, ihn zu überzeugen, daß man ihm zu Liebe schwerlich eine Ausnahme von der im Kriege nothwendigen Maßregel machen werde. Er möge seine Gewehre nur recht sauber einnähen, mit einem Etikett versehen und selbst abgeben, dann werde er sie auch bestimmt nach Beendigung des Krieges wiedererhalten. So sei es 1866 in Böhmen auch gewesen. Sehr ungläubig und mit schweren Seufzern entschloß sich der unverantwortlich bornirte Jüngling dazu, und hat mir diese Unterhaltung später eine lange dauernde Korrespondenz verschafft. Die Gewehre scheinen in der That anderweitig in Gebrauch genommen worden zu sein, denn kaum nach Berlin zurückgekommen, erhielt ich einen Brief aus dem nun preußisch gewordenen St. Avold, welcher mich an meine Zusicherung erinnerte, daß die während des Krieges abgelieferten Waffen jedenfalls zurückgegeben werden würden. Nun hätten seine beiden schönen Jagdgewehre, das Wunder und der Neid aller Jagdliebhaber von St. Avold, sich aber nicht mehr

unter den Waffen auf dem Rathhause gefunden, und behaupte der Maire, ein Kapitän so und so habe sie an sich genommen. Ich möge daher nun auch dafür sorgen, daß er sie wiederbekäme, was auf ganz Elsaß und Lothringen einen sehr guten Eindruck machen werde. Sollte ich noch einmal zu ähnlichen Versicherungen in Feindes Land aufgefordert werden, so würde ich mich allerdings daran erinnern müssen, daß meine Voraussetzungen in St. Avold irrige waren.

Der Fuhrherr in Mainz hatte es nicht für nöthig gehalten, seinem Wagen auch Seitenleder für das Verdeck mitzugeben. Das fortwährend wiederkehrende Regenwetter machte den an den Seiten offenen Wagen aber ganz unbrauchbar, und es mußte Rath geschafft werden. Was machte es für Schwierigkeiten in einer vom Feinde besetzten Stadt, eine solche Kleinigkeit angefertigt zu bekommen. Alles Zureden und Bitten half bei diesen verstockten Franzosen nichts. Der Sattler mußte endlich per Requisition dazu gezwungen werden. Eine hübsche Aussicht auf weitere Fährlichkeiten während des Feldzuges mit eigenem Fuhrwerk! —

Den ganzen Vormittag des 13. standen vor meinem Quartier einige hundert französische Gefangene aller Waffengattungen, von denen keiner niedergeschlagen aussah; im Gegentheil schienen sie froh, dieses „chien de métier“ los und vor künftiger Lebensgefahr gesichert zu sein. Unsere Infanteristen bewachten sie mit einer unglaublichen Bonhommie und ließen ganze Gruppen der Einwohner sich mit ihnen unterhalten, so daß ich sie erst aus dem Fenster auf allerlei Unterschleif, der in dem Gedränge unbemerkt stattfand, aufmerksam machen mußte. Die Sache war unseren Soldaten offenbar neu und nebenbei auch wenig erfreulich, besonders deswegen, weil sie die Gefangenen weiter nach rückwärts transportiren mußten, während ihre Kameraden vorwärts dem Feinde entgegenrückten.

Am 14. ging es von St. Avold nach dem Dorfe Herny.

Während der König erst nachmittags abfuhr, machte ich mich schon früh nach beendetem Vortrage auf den Weg, da ich mich doch mit dem Füttern der Pferde aufhalten mußte, was in Faulquemont unter besondern Schwierigkeiten geschah. Es trat nämlich hier zum ersten Male eine Theilung des großen Hauptquartiers in zwei Staffeln ein.

Zur ersten Staffel gehörte die ganze Umgebung des Königs, der große Generalstab und in einzelnen Fällen das Bundes-Kanzler-Amt, zur zweiten die königlichen Prinzen, die fremden Fürstlichkeiten, das Civilkabinet, die Artillerie- und Ingenieur-Generale u. s. w., eine Scheidung, die sich ganz von selbst ergab. Auch mich hatte der Fourier in die zweite Staffel nach Faulquemont gebracht und ein ganz bequemes Quartier für mich bestimmt. Da ich aber morgens schon sehr früh beim Könige sein mußte, so konnte ich von dieser Bequemlichkeit keinen Gebrauch machen, um so weniger, als ich von durchmarschirenden Truppen hörte, daß wir diesseits Metz schon Fühlung mit dem endlich standhaltenden Feinde hatten, und daß es wahrscheinlich am 15., dem Geburtstage des ersten Napoleon, zu einer großen Schlacht unter den Mauern von Metz kommen werde. Rasch schrieb ich, während die Pferde gefüttert wurden, Berichte nach Berlin und machte mich dann auf den Weg nach Herny, obgleich mir alle Welt sagte, das Dorf sei so klein, daß ich wahrscheinlich werde biwakiren müssen. Da ich ja nun Verschlußleder an meinem Wagen hatte, wäre das auch kein besonderes Unglück gewesen, also en route! — In der That fand ich Herny so klein und so übermäßig belegt, daß es fast unmöglich schien, ein Unterkommen zu erhalten. Ich hatte schon alles im Wagen für das Uebernachten zurecht machen lassen; da wollte mir, wie 1866 in Pardubitz, der Zufall wohl, und ich erhielt das Quartier eines zu den Truppen vorgeschickten Offiziers bei einem Mr. Cognon, dem Typus eines „rural malin“. Sein Vieh hatte er in Erwartung theurer Belagerungspreise nach Metz hineingeschickt

und gewissenhaft dafür gesorgt, daß nichts bei ihm geplündert werden konnte; denn in den Zimmern waren nur vier Wände, sonst nichts, natürlich auch keine Lebensmittel, die er durch meine Verwendung bei der Intendantur erbat. Sein Haus hatte die Eigenthümlichkeit, daß der lieu d'aisance über die Straße in einem kleinen Garten lag, der von den sämmtlichen Fenstern des Hauses übersehen werden konnte. Die Thür desselben war wahrscheinlich von den dicht dabei biwakirenden Truppen während der Nacht zu Erwärmungs- oder Kochzwecken verwendet worden, kurz, beim Gebrauche saß man in conspectu nicht allein der Familie Cognon, sondern auch aller, die auf der Straße vorübergingen. Die Prozedur erinnerte mich an die ähnliche exposition publique 1848 in Aurithlund an der jütländischen Grenze. So lange ich in Herny war, endete der Durchmarsch unserer Truppen nicht einen Augenblick. Bataillon auf Bataillon, Regiment auf Regiment eilte auf Metz zu, und so viel ich von dem Anmarsch unserer drei Armeen hörte, schien eine entscheidende Schlacht bei Metz bevorzustehen, was allerdings davon abhing, ob Marschall Bazaine dort schon oder erst bei Chalons standhalten wolle. Für beides waren Wahrscheinlichkeiten vorhanden.

Hier in Herny konnte ich mir zum ersten Male auch keinen [illegible] Thee mehr kochen, weil mein Spiritusvorrath aufgebraucht und für Geld überhaupt nichts zu bekommen war. So mußte ich mir meinen Thee in einem rußigen, riesengroßen eisernen Topf kochen und eben geschlachtetes Rindfleisch dazu essen, welches natürlich in demselben Topfe gekocht wurde. Derlei petites misères haben mir glücklicherweise die Laune nie verderben können; war doch mein Schreibzeug dafür desto besser eingerichtet und hat mich nie im Stich gelassen. Der König wohnte [illegible] hier in Herny außerordentlich beschränkt, so daß sogar der Kammerdiener auf dem Flur hinter einer improvisirten Gardine schlafen mußte. Auch sonst war alles auf das knappste beschränkt. Am

14. früh kam, während ich noch beim Könige war, ein Ordonnanz-Offizier vom Kronprinzen mit der Meldung seiner Annäherung, Lieutenant v. Esebeck vom 3. Kürassier- und Graf Eulenburg vom 1. Garde-Dragoner-Regiment meldeten, daß die I. Armee den Feind östlich Metz, bei Pange, an der Klinge habe und Metz im Gesicht liege. Heute ging das IX. Armeekorps durch Herny. Nachmittags hörte man einzelne Kanonenschüsse von Westen her. Niemand glaubte aber schon heute an ein Engagement, bis 8 Uhr abends eine Depesche von der I. Armee meldete, daß die 13. Division westlich Pange im Gefecht sei, und daß Terrain gewonnen werde. Auch der König schien für heute kein Gefecht vermuthet zu haben, weil er sonst jedenfalls mittags zu Pferde gestiegen wäre. Nach den am 15. — dem eigentlich erwarteten Schlachttage — schon früh eingehenden Berichten war das Gefecht am 14. sehr viel bedeutender gewesen, als man nach der ersten Meldung geglaubt; ja es sah so aus, als sei es nur die Einleitung, die gegenseitige Krafterkennung für die auf heut bestimmte Entscheidungsschlacht gewesen. Der König schickte daher schon früh seine Pferde nach Pange, wohin er zu Wagen nachfolgte, um dort zu Pferde zu steigen. Ich fuhr aber über Remilly, während der König rechts abgebogen war, was ich zu spät erfuhr. Bei Remilly, einem der schmucksten französischen Dörfer, fand ich bereits Pioniere mit dem Traciren einer Eisenbahn beschäftigt, welche hier von der großen Bahn nach Metz abgehen und südlich um die Festung herum geführt werden sollte, um die Nachfuhr für die Armee nicht unterbrechen zu müssen, im Falle Metz belagert werden mußte. Kaum hatte das Gefecht gestern geendet, als auch schon die Arbeit an dieser Eisenbahn begann, zum Erstaunen der Bewohner von Remilly, die gleich ganz richtig herauskalkulirten, daß eine ständige Eisenbahnstation für die ganze Zufuhr zur Armee ihnen schwere Opfer auferlegen werde.

Von hier aus fuhr ich nach Ars Laquenexy, wo ich das

Schlachtfeld des gestrigen Tages betrat und über dasselbe hinweg bis Pange zurückfahren mußte. Die Offiziere, welche ich bei den zum Theil biwakirenden Truppen traf, waren alle in einer sehr aufgeregten Stimmung darüber, daß auf besondern Befehl des Höchstkommandirenden, General v. Steinmetz, die Truppen, deren Tirailleurs gestern Abend schon bis an das Glacis der Metzer Außenforts heran gewesen waren, wieder anderthalb Meilen zurückgemußt hatten, um in den Biwaks zu übernachten, die sie vom 13. zum 14. innegehabt. Die Franzosen — lautete die unwillige Aeußerung — würden nicht verfehlen, aus diesem Verlassen des eroberten Schlachtfeldes den Beweis eines Sieges für sich heraus zu demonstriren, was denn auch in der That mit dem größten Aplomb und leider auch mit anscheinender Berechtigung geschehen ist. Weiter wurde geklagt, daß aus demselben Grunde viele Verwundete hülflos die Nacht hindurch auf dem von uns verlassenen Kampfplatze hätten liegen bleiben müssen und auch jetzt — es war fast Mittag — noch unverbunden lägen.

Die Stimmung derjenigen Personen, welche mir das erzählten, war eine sehr bittere und die Aeußerung derselben zu meinem Erstaunen eine ganz ungenirt laute. In Pange fand ich das Hauptquartier des VII. Armeekorps und das ganze Dorf nicht allein in den Häusern, sondern auch auf der Straße und in den Gärten voller Verwundeter, die hier ihrem ersten Verbande entgegensahen. Nur in Gorze, am 17., habe ich noch mehr menschliches Elend auf einem kleinen Raum zusammen gesehen. Vor Pange, gegen Metz zu, fand ich die königlichen Equipagen, und nachdem ich hier die Disposition gehört, setzte ich meine Wanderung über das Schlachtfeld fort. Ersichtlich wollten die Franzosen heute keine Schlacht mehr annehmen, denn sie hatten sich ganz nach Metz hineingezogen. Der König war bis über die diesseitigen Vorposten hinaus gegen Metz vorgeritten. Erst traf er mit dem General v. Zastrow, dann mit

dem General v. Manteuffel und endlich mit dem General v. Steinmetz zusammen, welche sämmtlich auf dem Terrain selbst den Gang des Gefechts beschreiben mußten. Das unerklärliche Zurückziehen der Truppen aus den eroberten Positionen soll auch bei dieser Gelegenheit zur Sprache gekommen sein. Gewisses habe ich darüber nicht erfahren. Es fiel mir aber auf, hier auch zum ersten Male zu hören, daß der Erfolg der Schlacht bei Forbach nahe daran gewesen sei, durch die Handlungsweise des General v. Steinmetz gefährdet zu werden. Ich konnte das damals nicht beurtheilen. Als der General später so unerwartet zum Gouverneur von Posen ernannt wurde, fiel es mir freilich wieder ein. Bessere Eindrücke erhielt der König bei Ars Laquenexy, in den Biwaks der Truppen, die bei seinem Anblick in einen unbeschreiblichen Jubel ausbrachen. Erst gegen Abend kam ich nach Herny zurück, wo der König nach dem Diner noch die Generale zum Kriegsrath versammelte. Es mußte also für die nächsten Tage Wichtiges bevorstehen.

Am 16. wurde schon früh die Verlegung des Hauptquartiers nach Pont à Mousson befohlen, und da ein weiter Weg zurückzulegen war, so nahm ich bald Abschied von Mr. Cognon, der mich voller Verehrung um meine Adresse bat, im Falle etwas vorfiele. Ich sagte ihm, vorläufig möge er seine Briefe, wenn sie durchaus nöthig wären, nur: „Paris, quartier général aux Tuileries“ adressiren. Mit pfiffig blinzelnden Augen sah er mich an und sagte: „Mr. le conseiller, j'entends malice, mais en cas que, voyons! je ne manquerai pas!“ — und richtig hat Sieur Cognon mir mehrere Briefe nach Versailles und später auch nach Potsdam geschrieben, da ihm einige Bund Stroh, Heu und Hafer von unseren Soldaten ohne Bon genommen worden seien, ich auch dafür sorgen möge, daß sein Sohn, le jeune Cognon, schleunigst aus der Kriegsgefangenschaft entlassen werde, weil er ihn zu Hause dringend brauche. — Heut sowohl, wie mehrere Tage vorher und auch später, bis Sedan, fuhr der

Adjutant der Stabswache, Lieutenant v. Alvensleben, mit in meinem Wagen, da er bei der Mobilmachung nicht beritten gemacht worden war und wegen seiner Verwundungen von 1866 nicht stark marschiren konnte, wie denn überhaupt mein Fuhrwerk vielen gute Dienste geleistet hat. Wieder kamen wir durch Remilly, wo wir auf einen französischen Train d'ambulances de la presse de Paris stießen, der, von Metz kommend, nach Pange und überhaupt auf das Schlachtfeld vom 14. wollte, um den verwundeten Landsleuten beizustehen. Als die Begleiter dieses Zuges die ungeheuren Massen unserer Truppen, die sich zur Umgehung von Metz gegen die Mosel wälzten, sahen, gehört und sich theilweis überzeugt hatten, daß ihre Blessirten vom 14. gut aufgehoben waren, überdies sich eine entscheidende Schlacht westlich Metz mit Gewißheit erwarten ließ, so wollten die Herren umkehren und kapitulirten mit preußischen Offizieren, daß ihnen diese Umkehr gestattet werden möge. Zu rechter Zeit kam der Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber noch zu diesen Verhandlungen und mischte sich, von der Kuriosität einer ganzen französischen Krankenpfleger-Kolonne, noch dazu mit Herren der Pariser Presse, frappirt, in das Gespräch, erklärte den Herren aber, es stehe ihrer Rückkehr nach Paris oder hinter die französische Armee gewiß nicht das Geringste entgegen, nur über den einzuschlagenden Weg schienen sie im Irrthum zu sein. Er gehe nicht über Metz nach Westen, sondern über Luxemburg nach Osten, dann den Rhein hinunter nach Norden, dann aber durch Belgien sehr bequem nach Paris. „Mais, Monsieur! — —“ Bekanntlich giebt es aber gegen die Argumentation eines Feldpolizei-Direktors kein Mais! und so wurden die Herren de la presse Parisienne denn demgemäß instradirt. Die Fourgons dieser Ambulanzen waren neu, elegant lackirt und dekorirt; die Herren von der Begleitung in eigenthümlichen, elegant zugeschnittenen Blousen von schwarzer Wachsleinwand, mit Gamaschen, Kalabreserhüten und sehr zweckmäßigen Tornistern.

Je näher wir dem Moselthale kamen, desto bergiger wurde s' Terrain, und die in dichten Kolonnen ununterbrochen mar= irenden Truppen machten das Fortkommen sehr schwer, so ß ich unverhältnißmäßig viel Zeit bis nach Pont à Mousson ıuchte. An einem der steilen Abhänge mußten die Pferde sich ige Zeit verschnaufen. Da trat der Besitzer eines schönen ohnhauses an meinen Wagen heran und erkundigte sich, woran die Equipage des Königs erkennen könne; die vorbeimarschi= ıden Offiziere hätten ihm gesagt, daß der König selbst bald rüberkommen werde, und es liege ihm daran, auch den rechten agen zu treffen. Da ich mich durchaus nicht veranlaßt fand, ıem Franzosen den Wagen des Königs kenntlich zu machen, fragte ich ihn, was er denn eigentlich von dem Könige wolle. iese Bittschrift übergeben, damit der coquin, der maraud, der édin von Maire seiner Kommune eben so viele Einquartie= ıng zudiktirt bekomme, wie er nun schon seit mehreren Tagen ıbe ernähren müssen. Der Maire sei ein „cochon de Bona- artiste“, der bei dem letzten Plebiszit mit oui! gestimmt, er lbst habe mit non! gestimmt, und deswegen werde der König on Preußen ihm gewiß gegen diesen „cuistre de maire“ Ge= echtigkeit widerfahren lassen. Ich sagte ihm, dann möge er die Bittschrift nur mir geben, ich würde sie pünktlich besorgen; denn s sei doch sehr zweifelhaft, ob die Eskorte des königlichen Bagens ihn so nahe heranlassen werde. Das that er denn ıuch, als er meine Karte las. So lernte ich en route ein Stückchen politischer Zerrissenheit und Parteileidenschaft des Landes kennen.

Unterwegs begegneten wir der von Faulquemont kommenden zweiten Staffel des Hauptquartiers, welche nicht nach Pont Mousson, sondern nach Nomény dirigirt wurde, weil Pont Mousson überfüllt von durchmarschirenden Truppen war. Auf er Höhe der Moselufer = Berge angekommen, sahen wir Pont Mousson am Fuße seines hohen Burgberges in einer reizenden

Gegend liegen und hörten aus der Richtung von Metz her Kanonendonner. Er kam von der Schlacht bei Mars la Tour her, von der wir schon beim Einfahren in die Stadt vernahmen. Das Ueberschreiten der Mosel südlich von Metz war der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl gelungen und die Schlacht schon seit Mittag entbrannt. Meldungen vom Schlachtfelde erwarteten hier schon den König. Für mich hatte der Fourier trefflich gesorgt. Ein ganz abgesondert liegendes, wohl eingerichtetes Haus, mitten in einem gut kultivirten Obst- und Blumengarten, erwartete mich. Eine alte Bonne führte mich in ein höchst elegantes Schlafzimmer mit einem Bett, dessen Seidenpfühle mit Spitzen besetzt und mit höchstem Luxus dekorirt waren. Ich erkundigte mich bei der Bonne nach den Verhältnissen des Hauses und hörte, daß der Eigenthümer, ein noch junger Mann, große Weinberge besitze und sich erst vor wenigen Wochen verheirathet habe. Die junge Frau sei aber bei Annäherung der Herren Preußen zu ihren Eltern im Süden gereist. Also ist dieses Luxusbett wahrscheinlich das Bett der Frau vom Hause? Oui, Monsieur! So sagen Sie dem Herrn vom Hause, er möge mir irgend wo anders ein Bett aufschlagen lassen, ich hielte es für undelikat, dieses Prachtbett zu benutzen. Schreiben wolle ich hier, aber nicht schlafen. Ganz entzückt rapportirte die Bonne meine Weigerung, der Herr kam selbst, sich zu bedanken für diesen trait de délicatesse, und gab sich die ersinnlichste Mühe, mir sein Haus angenehm zu machen. Indessen sollte ich in dem sumptuosen Boudoir auch nicht lange schreiben; denn plötzlich kam der Fourier und kündigte dem Wirth auch noch den Prinzen Luitpold von Bayern an, der eigentlich zur zweiten Staffel gehörte, aber auf die Nachricht, daß eine Schlacht im Gange, eine andere wahrscheinlich morgen zu erwarten sei, ebenfalls nach Pont à Mousson gekommen war. Natürlich räumte ich sofort das Boudoir und installirte mich parterre, allerdings nichts weniger als komfortabel. Prinz Luitpold sprach nicht allein hier seinen Dank für meine

Bereitwilligkeit aus, sondern erinnerte sich derselben auch noch wiederholt in Versailles.

Je später es wurde, desto weniger erfreulich lauteten die vom Schlachtfelde bei Mars la Tour eingehenden Nachrichten. Uebereinstimmend wurde von ganz außerordentlichen Verlusten berichtet, und da die Armee des Marschall Bazaine nicht aufgelöst, nicht geflohen, sondern wirklich nur wenig zurückgegangen war, so wußte man diesen Abend noch nicht, daß auch Mars la Tour, Vionville und Rezonville wieder ein Sieg für uns gewesen. Der 17. sollte uns darüber Aufklärung und zugleich die Gewißheit der Entscheidung bei Gravelotte bringen. Der König schien sie schon für den 17. erwartet zu haben, denn er verließ früh 4 Uhr Pont à Mousson, um über Pagny nach Gorze zu fahren. Als mein Trainsoldat mir das meldete, ließ ich natürlich auch gleich anspannen und fuhr allein nach. Auf der ganzen Strecke bis Pagny begegneten mir Wagen mit Verwundeten, während leicht und namentlich am Arm oder an den Händen Verwundete sich zu Fuß weiter schleppten. Alle Dörfer waren wie ausgestorben, die Straße an der Mosel entlang reizend. Bei Pagny ging gerade das VIII. und etwas weiter nach Novéant zu das VII. Armeekorps auf Schiffbrücken über den Fluß. Eine Batterie des VIII. Korps bog von der überfüllten Chaussee links in die Berge ab. Da sie nach Gorze bestimmt war, so glaubte ich, auf Wegen, die eine Batterie überwindet, werde mein leichtes Fuhrwerk wohl auch durchkommen. Ich hatte aber Ursache, mein Zutrauen zu bereuen. So viel ich auch gereist bin, einen solchen halsbrechenden Gebirgsweg habe ich nie befahren, und ich begreife noch jetzt nicht, wie die zerbrechliche Droschke dort durchkommen konnte. Dicht vor Gorze stopfte sich der Marsch, und es schien fast unmöglich, durch dieses drängende Getümmel in das Städtchen zu gelangen. Verwundeten-Transporte wollten hinein; Artillerie, Train, Munitionskolonnen und Truppen wollten hinaus. Auch hier halfen wieder einige rasch um den Hals gehängte Orden,

kurz ich kam hinein, aber allerdings nur bis auf den Markt-
platz, wo auf der Steinterrasse vor der Mairie und selbst
die Straße entlang Hunderte von Verwundeten lagen, die den
ersten Verband erwarteten. Hier dauerte es mehrere Stunden,
ehe ich bei einem kleinen Bürger einen Alkoven fand, in dem ich
auf einem Waschtische schreiben konnte. Nicht weniger als 71
Verwundete, darunter mehrere Sterbende, lagen in diesem kleinen
Hause, auf dem Flur, im Hofe, im Garten und auf den Treppen,
und während ich meinen Bericht für die Berliner Zeitung ge-
schrieb, kam der Wirth wohl fünfmal gelaufen, um mir ganz
verwirrt von Schrecken zuzurufen: „Eben ist wieder einer ge-
storben." Wie arm und hülflos fühlt sich der Mensch solchen
furchtbaren Scenen gegenüber! Ich gab alles, was ich an Essen
und Trinken mitgenommen, her, um nur die dringendste Noth
zu lindern. Konnte ich doch hoffen, abends in Pont à Mousson
Ersatz zu finden. Von weiter Vorwärtskommen war aber keine
Rede, es war aber auch nicht nöthig, da ich von leicht verwun-
deten Offizieren und zurückgehenden Proviant-Detachements voll-
auf erfuhr, was draußen nach Metz zu vorgegangen und vor-
ging, wie meine Berichte beweisen. Den Weg zurück machte
ich nicht wieder über die Berge, sondern auf der Chaussee bis
Novéant und dann auf der großen Straße nach Pont à Mousson,
nachdem ich westlich noch bis zu den königlichen Equipagen ge-
fahren war.

Von Gorze bis Pagny nahm ich einen Soldaten des
4. Thüringischen Regiments Nr. 72 mit, der in die Brust ge-
schossen war und gar nicht zu ahnen schien, daß dies eine
lebensgefährliche Verwundung sei. Er wurde denn auch schon
im Wage einige Male sehr schwach, und der Arzt, an den ich
ihn in Pagny ablieferte, machte mir nach der Untersuchung einen
sehr verständlichen Seitenblick. Lebensmittel hatte ich nicht
mehr, so ließ ich ihm wenigstens Geld zurück, als wir uns

trennen mußten. Der König kam erst gegen 7 Uhr zurück, und ich erfuhr nun, daß auf morgen die Schlacht befohlen worden sei.

Waren es die Anstrengungen und herzzerreißenden Scenen dieses Tages, oder war es die Folge meines Schreibens bis spät in die Nacht hinein, kurz, nach Mitternacht zu Bette gegangen, erwachte ich am 18. bei Tagesanbruch mit dem Gefühl schweren Unwohlseins. Dieser ganze Tag und der folgende bis zum Mittage des 19. sind wie fortgewischt aus meinem Gedächtniß. Unbegreiflich bleibt mir der rasche Wechsel von dem Gefühle schwerer Krankheit zu vollkommenem Wohlsein, als Trainsoldat und Kutscher mir berichteten, was sie in allen Straßen der Stadt von dem glänzenden Siege des 18. gehört. Kaum würde ich einem Andern glauben, was ich doch an mir selbst erlebt.

Am 20. nachmittags sah ich mehrere Tausend französische Kriegsgefangene durch die Hauptstraße von Pont à Mousson transportiren und machte zu meiner Erholung eine Spazierfahrt auf den hohen Burgberg, der die reizend gelegene Stadt überragt, und von dem aus Prinz Friedrich Karl das Moselthal einige Tage vorher rekognoszirt. Die umfangreiche Burgruine bot reichen Stoff für das Studium mittelalterlicher Befestigungen, und wie ich 1866 mitten im Kriege, an der Hand Violet le Ducs, die merkwürdige Doppelburg bei Nikolsburg mit Vergnügen studirt, so hier das alte Moussonschloß. An der überaus interessanten, kleinen gothischen Stadtkirche aus dem XIII. Jahrhundert lernte ich eine Kuriosität kennen, die vielleicht kein zweites Mal an einem mittelalterlichen Bauwerke vorkommt. Bekanntlich gestalteten die alten Kirchenbaumeister die Ausgüsse der Dachrinnen gern als monströse Thiergestalten, Drachen, Schweine, auch zeigt sich wohl ein speiender Mönch oder sonst Satyrisches. An der Kirche in Pont à Mousson ist aber einer dieser Ausgüsse für das Dachwasser die Mutter Maria mit dem Christuskinde! Wahrscheinlich ein architektonisches Unikum!

Als ich von meinem archäologischen Ausfluge zurückkam,

erfuhr ich allerlei Wichtiges und Interessantes. Der Kronprinz, welcher von Nancy gekommen und bereits wieder dahin abgereist war, hatte das erste Eiserne Kreuz erster Klasse von seinem Vater bekommen; die III. Armee befand sich bereits auf dem Vormarsche auf Paris; die II. sollte den in Metz eingesperrten Marschall Bazaine bewachen, und eine neue IV. Armee war in der Bildung begriffen, welche von Metz aus ebenfalls gegen Paris marschiren sollte. Alle Welt war nicht wenig verwundert, als das Kommando dieser neuen oder Maas-Armee nicht der General v. Steinmetz, sondern der Kronprinz von Sachsen erhielt, dem zugleich zwei Armeekorps, das VII. und VIII. der bisherigen I. Armee unterordnet wurden, so daß General v. Steinmetz nur ein Armeekorps, das I., unter seinem Oberkommando behielt. Man konnte sich das nicht recht erklären; aber abgesehen von der bei St. Privat bewiesenen Feldherrnfähigkeit des Kronprinzen von Sachsen, die gar wohl ein Oberkommando verdiente, hieß es später, es sei dies eine Lektion des königlichen Oberfeldherrn für den General v. Steinmetz, der sowohl bei Forbach als bei Courcelles durch seinen Eigenwillen den Erfolg gefährdet.

Mein Wirth, der es sich nicht nehmen ließ, mit mir zu essen, kannte nur ein Gespräch: Wird Preußen Lothringen behalten oder nicht? oder welchen Theil davon? da seine Weinberge weit von einander entfernt lagen. Daß wir den Elsaß behielten, fand er ganz in der Ordnung, denn der Elsaß sei wirklich in der großen Masse noch deutsch; aber auf Lothringen hätten wir doch nicht das geringste Recht, und Lothringen werde auch niemals deutsch werden, so wenig wie der Elsaß jemals ganz französisch geworden sei, das müsse und wolle er auch zugeben. Da gab es denn nicht allein lebhafte Unterhaltungen, sondern auch Dispute, die natürlich zu nichts führten. Jedenfalls erklärte er mir, nach Frankreich auswandern zu wollen, wenn Lothringen preußisch würde.

Am 21. machte ich noch eine Fahrt auf das Schlachtfeld

von Mars la Tour und Gravelotte, da ich ja am 17. nur bis zum Ausgang von Gorze gelangt war, wo die königlichen Equipagen standen. Nach allem, was der König mir erzählt und zum Theil diktirt hatte, mußte ich mich für meine Berichte an Ort und Stelle orientiren und that es sehr zum Mißfallen meines Kutschers, der nun einmal Schlachtfelder nicht liebte. Auch heute war Gorze noch überfüllt von Verwundeten und buchstäblich wohl kein Haus ohne einen oder mehrere, obgleich schon Tausende rückwärts transportirt worden waren. Horitz nach Königgrätz und Gorze nach Mars la Tour und Gravelotte werden wohl die beiden schrecklichsten Erinnerungen meines Lebens bleiben. Wer diese irdischen Höllen nicht gesehen hat, der wird sich auch nie einen nur annähernden Begriff von der Masse menschlichen Elends machen können, die hier auf einen Punkt zusammengedrängt war. Ueber Gorze hinaus wandte ich mich zuerst nach der Ferme Ste. Marie aux barraques und von dort über Rezonville, Rozerieulles bis zu den Fermen Moscou und Leipzic, — seltsames Zusammentreffen dieser Namen mit dem Schlachtfelde von Gravelotte! Bis nach St. Privat konnte ich nicht gelangen, weil mir sonst die Pferde den Dienst für die Rückfahrt nach Pont à Mousson versagt haben würden. Ueberall vollkommene Verwüstung. Man begreift bei solchem Anblick die Etymologie des Wortes verheeren in den Spuren, die ein Heer hinter sich läßt.

Am 23. wurde das Hauptquartier nach Commercy verlegt, einem freundlichen Städtchen, von dem ich freilich vor lauter Arbeit nur eine Straße gesehen, die auf das Palais des Königs Stanislaus Leszynski führt. Hier war ich bei einem employé de la sous-préfecture einquartiert, der mich mit seiner liebenswürdigen jungen Frau auf das zuvorkommendste empfing und mit großem Takte jedes ihm oder mir unangenehme Gespräch vermied. Er hatte noch am 23. keine Ahnung davon, daß Bazaine in Metz fest eingeschlossen sei, und daß die französische

Armee abermals in zwei großen Schlachten geschlagen worden war. Seine einzige Sorge war eigentlich nur die, welchen neuen sous-préfet er nun bekommen werde, — das „Loos der Schlachten" ließ ihn kühl. Seine Frau setzte mir mit Stolz die berühmten Madelaines de Commerey — eine Art von Biscuit — vor, von denen ich denn auch pflichtschuldigst entzückt sein mußte. Bei der Ankunft empfing den König General v. Alvensleben, dessen IV. (sachsen-thüringisches) Korps sich von bis hierher vormarschirt war, und in dessen Stabe sich der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt und der Erbprinz von Anhalt-Dessau befanden. Abends spielte das Musikchor des Anhaltischen Infanterie-Regiments vor dem Quartier des Königs; aber auch nicht ein einziger Einwohner hörte der vortrefflichen Musik zu. Es war ein seltsamer Anblick, noch bei hellem Tage die ganze schnurgerade, breite Straße leer und auf dem Straßendamm in der Mitte ein Häuflein Musiker stehen zu sehen, dem niemand zuhörte.

Mein Wirth war erstaunt darüber, wie genau unsere Beamten von den Vermögensverhältnissen und der Leistungsfähigkeit der Bewohner von Commercy unterrichtet gewesen. Er selbst habe auf Befehl des Unterpräfekten alle Kataster, Steuerrollen, Rechnungsbücher der Verwaltung weit fortgeschafft, so daß eine amtliche Kenntnißnahme dieser Verhältnisse nicht möglich gewesen sei, und doch habe man den Beamten der Unterpräfektur Summen genannt, deren Richtigkeit sie wenigstens praeter propter zugestehen mußten. Da ich mich auf dergleichen auch nicht verstand, so erkundigte ich mich bei dem Feldpolizei-Direktor Dr. Stieber danach, der mir denn auch vollständige Aufklärung gab: „Für so dumm halten wir keinen Feind, daß er die Verwaltungsbücher der Stadt, des Departements, der Provinz nicht vor unserer Ankunft bei Seite schaffen sollte. Das versteht sich von selbst, und fragen wir gar nicht danach, weil wir die Antwort schon im voraus kennen. Aber wo eine Lebensversicherungs-Anstalt oder eine Sparkasse im Orte

ist, da sehen wir die Bücher nach, welche die Leutchen für ganz ungefährlich halten, die sie daher auch nicht auf die Seite schaffen. Daraus läßt sich der Wohlstand einer Stadt, die Vermögensverhältnisse der wohlhabenden wie der unteren Schichten der Einwohnerschaft nach erfahrungsmäßigen Prozenten wenigstens annähernd erkennen, und nur selten trügt diese Prozedur." Ich hütete mich sehr wohl, meinen verwunderten Wirth mit derselben bekannt zu machen, sehe aber noch sein Erstaunen und Entsetzen, als ich ihm kurz vor unserer Abreise am 24. mittags erzählen konnte, eben seien der neue preußische Präfekt für die deutsche Provinz Elsaß, Kühlwetter, und der Militärgouverneur derselben, Graf Bismarck-Bohlen, beim Könige gewesen, um sich zum Antritt ihrer Posten zu melden. Das war dem französischen employé ganz unfaßbar, weil das ja die ganze Büreaukratie der Verwaltung lähmen mußte und er ja Einschub bekommen könne! Es sei ja doch gar nicht möglich, daß Frankreich ein ganzes Departement verlieren könne! Ich tröstete ihn, daß es auch wohl nicht bei dem einen bleiben, sondern auch Lothringen noch dazu kommen werde, wo sich dann der Ausgleich im Avancement der Beamten vielleicht leichter machen ließe; ein Trost, der mich ein Gesicht „entièrement pétrifié“ sehen ließ.

Der Weg von Commercy nach Bar le Duc führte durch eine vortrefflich angebaute, offenbar reiche Gegend. Ueberall Wohlhabenheit oder Reichthum. In allen Häusern Komfort, ja Luxus! Auf halbem Wege, in Ligny, wurde Halt gemacht, weil hier der Kronprinz den König erwartete und ihn mit einem Dejeuner bewirthete. Wieder endloser Truppendurchmarsch, zwischen dem mit einem Wagen sich einzuschieben vollständig unmöglich war, und die Geduld stundenlang auf harte Proben gestellt blieb; aber die Marschleistungen unserer Truppen waren in der That auch ebenso bewunderungswürdig, wie ihre Haltung im Gefecht, und gerade in diesem Punkte haben sich Oesterreicher wie Franzosen am empfindlichsten in ihrer Schätzung der preußischen

Armee geirrt. Ich konnte immer nur aufs neue diese außer-ordentlichen Marschleistungen unserer Truppen bewundern.

Auch Bar le Duc liegt ungemein malerisch in einem von hohen Weinbergen umgebenen Thale und bietet in seinem alten Theile, der ville haute, mit seiner Kathedrale und seinen mittelalterlichen Häusern ein höchst anziehendes Bild für den Liebhaber der Geschichte. Ich hatte das Vergnügen, auf der Höhe im alten Klostergarten mit dem Prinzen Carl zusammenzutreffen, der mit seinem Gefolge diese ville haute am 25. besichtigte. Frankreich ist ja überhaupt überaus reich an interessanten alten Bauwerken, kirchlichen wie profanen, und Bar le Duc besitzt dergleichen in großer Menge. Freilich ist der moderne Theil der Stadt nicht um ein Haar anders, als alle modernen Städte, und wem fällt es wohl ein, die steile ville haute zu besuchen? Wer es aber thut und die allerdings nöthigen Kenntnisse dazu mitbringt, wird sich überraschend belohnt finden.

Bar le Duc wurde zu einem entscheidenden Wendepunkte in der Kriegführung. Das erfuhr ich allerdings nicht während des Aufenthaltes dort, sondern erst später, konnte nun aber desto sicherer rückwärts kombiniren, was damals in Bar le Duc alles vorgegangen. Es fiel mir zwar auf, daß der Generalsvortrag noch einmal am Abende des 25. zusammenberufen wurde; aber der Gedanke, daß es nun direkt auf Paris gehen werde, stand so fest, daß ich selbst schon auf dem Wege nach den Argonnen noch nicht an ein Abweichen von dieser Richtung glauben wollte. Am 26. früh sagte mir zwar der Polizeilieutenant v. Zernicki, daß er den Befehl erhalten, als Quartiermacher nach St. Menehould zu gehen, was eine entschiedene Wendung nach Norden bedeutete; aber kaum war er abgefahren, als der Marsch auf Clermont en Argonne befohlen wurde, also noch weiter östlich, in der Richtung auf Luxemburg und Belgien. 1814 hatte man Paris gewonnen, weil man dem lockenden Ausweichen Napoleons I. nicht gefolgt war, und jetzt wollte man dem an-

)eichenden Napoleon III. folgen? — Ein Sedan konnte doch 'amals noch niemand voraussehen. Der Zweifel und das Be- enken waren also sehr begreiflich.

Ich hatte in Bar le Duc bei einem Strumpfwaaren- Fabrikanten mein Quartier, welcher sehr kosmopolitisch den Durchmarsch unserer Truppen zu einem Lieferungsgeschäft be- utzen wollte und auf alle mögliche Weise bei mir anklopfte, ob ch ihm nicht dazu verhelfen könne. So lange er diese Spekulation verfolgte, war er die Zuvorkommenheit und Ge- fälligkeit selbst; als er aber sah, daß ich doch wohl nicht der Mann der Prozente und Douceurs sei, wurde er sehr viel kühler, und der Franzose kam zum Vorschein, freilich auch ohne eden Erfolg bei mir, denn ich glaubte nun einmal nicht an die Inbezwinglichkeit der französischen Armee.

Der Weg von Bar le Duc am 26. war für mich einer der eschwerlichsten der ganzen Kampagne. Anfangs ging es auf einer vortrefflichen Chaussee, dann aber von Dorf zu Dorf auf Vizinal- 'egen, die hin und wieder fast unpassirbar waren, weil vor ir viel Kavallerie marschirt war und stellenweise das Regen- 'etter förmliche Sümpfe erzeugt hatte. Ich war von morgens ' Uhr bis spät abends unterwegs und hatte fortwährend mit Hindernissen zu kämpfen. Endlich, noch eine Viertelmeile von Clermont, kam mir die Equipage des Prinzen Carl schon 'ieder entgegen, um nach Rarécourt zurückzufahren, wo die weite Staffel bleiben sollte, da faktisch in Clermont niemand ehr untergebracht werden könne. Eine böse Aussicht für mich, amentlich bei diesem unaufhörlich herabströmenden Regen; aber ' leicht war ich nicht abzuschrecken. In der That fand ich lermont so gestopft voll, daß hier alles zu mißlingen schien; 'er auch hier war endlich der Zufall mir günstig, und der Offourier führte mich, als die Nacht bereits hereingebrochen 'ir, in ein Reservequartier beim Notar und Adjoint du Maire. o mein Fuhrwerk untergekommen ist, weiß ich nicht. Rasch

stellte ich nur meinen Koffer in das unglaublich kleine Kämmerchen, warf meinen Mantel auf das Bett, um etwaigen Eindringlingen ein Mene tekel! zuzurufen, und eilte wieder auf die kothige Straße, weil eben Gardetruppen durch Clermont defilirten, unter denen ich beim Garde-Husaren-Regiment liebe Bekannte aus Potsdam suchte und fand. Das Städtchen hat eigentlich nur eine, bergige Straße, und war das Gewühl in derselben wirklich unbeschreiblich, wenigstens am Abende des 26. Die beiden folgenden Tage war es desto einsamer, wenn auch noch kothiger als beim Einrücken. In mein Quartier zurückgekehrt, fand ich die Frau des Notars in einer furchtbaren nervösen Aufregung, beschäftigt, mir ein Bett zu bereiten. Sie zitterte am ganzen Leibe, die Lippen zuckten, und die Augen traten fast aus dem Kopfe. Sie hatte gehört, es sei nicht unwahrscheinlich, daß es in unmittelbarer Nähe von Clermont zu einer Schlacht kommen werde, und dieser Gedanke machte sie fast sinnlos vor Angst. Vergebens suchte ich ihr Trost zuzusprechen, erklärte ihr, daß unsere Vortruppen schon weit über Clermont hinaus seien, und daß nach den bisherigen Erfahrungen ein Zurückwerfen derselben durch ihre Landsleute doch kaum noch anzunehmen sei. Sie hörte mir mit stieren Augen und fliegenden Pulsen zu, war aber nicht zu beruhigen. Endlich holte sie ihr Mann, der eben von der Mairie zurückgekommen war und sich ebenfalls in leidenschaftlicher Aufregung befand, da endlose Anforderungen an die Stadt gestellt wurden, die bei der notorischen Armuth derselben nicht zu erfüllen waren. Er kam bald darauf allein wieder und sagte mir, er müsse fürchten, daß seine arme Frau vor Schreck wahnsinnig werde. Sie spreche schon ganz verwirrt, habe aber Zutrauen zu mir gefaßt und ihm gesagt, ich würde das Haus wohl beschützen. Ob ich es denn nicht möglich machen könne, seine Frau von Clermont fort in ein ruhiges Departement zu schicken. Wie sollte ich das wol[illegible]

machen? Ich beruhigte, so viel ich konnte, mußte ihn aber doch so trostlos entlassen, wie er gekommen war.

Am nächsten Morgen war ich eben vom Könige zurückgekommen und saß am Schreibtische, als die unglückliche Frau mit aufgelöstem Haar, unordentlich angezogen in mein Zimmer stürzte, auf die Knie vor mir sank und herzzerreißend schrie: Sauvez moi! Sauvez nous! Es kostete Mühe, zu erfahren, was sie denn eigentlich wolle oder was ihr geschehen sei. Eine neben ihrem Hause wohnende Freundin war zu ihr herübergekommen und hatte ihr geklagt, daß ein bei ihr wohnender Arzt ihr unschickliche Anträge gemacht und sie so verfolgt habe, daß sie es nicht wage, in ihr Haus zurückzukehren, sondern hier bleiben wolle. Das könne ihr selbst ja auch widerfahren, und da ihr Mann permanent auf der Mairie bleiben müsse, so wäre sie und ihre Nachbarin ohne Schutz, wenn ich mich nicht ihrer annähme. Die Scene war im höchsten Grade peinlich, und ersichtlich steigerte sich die nervöse Aufregung der unglücklichen Frau mit jeder Minute, so daß ich an die Besorgniß des Mannes erinnert wurde, seine Frau werde wahnsinnig werden. Ich versprach, alles Mögliche zu thun, und gab ihr den Rath, sie möge sich mit ihrer Nachbarin irgendwo einschließen und nicht eher wieder zum Vorschein kommen, bis das große Hauptquartier abgerückt sei. Da ich sie nicht mehr wiedersah, so muß sie wohl meinen Rath befolgt haben. Bei meiner Abfahrt sagte mir der Mann, er habe jede Hoffnung aufgegeben, daß seine arme Frau jemals wieder geistig gesund werden könne. Der Schreck und die Angst hätten sie furchtbar mitgenommen.

Clermont war überhaupt für mich der unangenehmste Aufenthalt während des ganzen Feldzuges, und ich war froh, als es am 29. von dort nach Grand Pré ging.

Schon am Tage vorher hatte ich einen kaiserlich russischen Feldjäger auf der Straße stehen sehen, der Depeschen aus St. Petersburg gebracht und seine Abfertigung zur Rückreise

erwartete. Auch bei der Abfahrt nach Grand Pré stand er noch vor dem Hause des Königs, erhielt aber die Weisung, sich dem weiteren Vormarsche anzuschließen; man werde dann sehen, ob man ihn von Grand Pré aus abfertigen könne. Das war sehr leicht gesagt. Wie aber fortkommen, da er nicht beritten und auf den königlichen Wagen kein Platz übrig war. Als ich ihm in russischer Sprache einen Platz in meinem Wagen anbot, war er entzückt über mein Anerbieten, und da er weder deutsch noch französisch genügend sprechen konnte, so war er besonders froh, jemand zu haben, dem er sich verständlich zu machen vermochte. So ging es denn, diesmal auf besserem Wege, nach Grand Pré, und zwar über Varennes, wo der König wichtige Meldungen über die Richtung des feindlichen Marsches empfing und ein kurzer Aufenthalt zum Dejeuner stattfand. Ich stellte meinen Feldjäger so an den Eingang des Hauses, daß der König ihn sehen mußte, also an ihn erinnert wurde, und war er ganz glücklich, daß mehrere hohe Personen, auch Graf Bismarck, das Wort an ihn richteten; aber abgefertigt wurde er auch hier noch nicht. In den engen Straßen des Städtchens durfte mein Wagen nicht stehen bleiben, um die Passage nicht zu verengen; ich fuhr daher in die Vorstadt, um die Pferde füttern zu lassen, so lange der König beim Frühstück war. Nach den hier eingegangenen Meldungen war es kein Zweifel mehr, daß Mac Mahon den Plan hatte, sich mit Bazaine in Metz zu vereinigen, und so war denn in den nächsten Tagen eine Schlacht unvermeidlich, denn die beiden Kronprinzen-Armeen, III. und Maas-Armee, hatten schon Fühlung mit dem Feinde. Während mein Pferd gefüttert wurde, ging ich auf dem großen Platze der Vorstadt spazieren und gedachte der Gefangennehmung Ludwigs XVI. auf seinem Fluchtversuche hier in Varennes durch den Postmeister. An einem großen Hause hörte ich Kichern und Flüstern weiblicher Stimmen hinter den zwar geschlossenen, aber durch die querstehenden Brettchen doch durchsichtigen Ja-

lousien. Mädchenstimmen stritten sich, was ich wohl für eine Sorte von Feind sein könne: Aumonier, Médecin, Apothicaire waren die einzig wahrscheinlichen Erklärungen. Es machte mir Spaß, diesem Geplapper zuzuhören, und die Inschrift des Hauses: „Pensionat de jeunes filles“ klärte mich über die Persönlichkeiten auf. Ich trat daher an die Jalousien heran und sagte: „Pardon, mes dames! ni apothicaire, ni aumonier, mais bien, le rédacteur des bulletins des batailles de Sa Majesté le Roi de Prusse!“ Das Gekicher verstummte; bald darauf öffnete sich aber eine der Jalousien, und eine ganz erträgliche Unterhaltung entspann sich. Die Mädchen waren außerordentlich neugierig, den König, vor allen Dingen aber den Grafen Bismarck zu sehen, und erkundigten sich eifrig nach den Kennzeichen ihrer Equipagen. Es waren dies die einzigen jungen Mädchen aus besseren Ständen, welche ich während der ganzen Kampagne gesehen. Ueberall wurden sie sorgfältig den Blicken der Prussiens entzogen, selbst wenn man am Familientische aß, blieben die Töchter des Hauses in irgend einem abgelegenen Kämmerchen versteckt. Wäre eine Lehrerin, eine Supérieure in der Nähe gewesen, so würden auch die jungen Mädchen dieses Pensionats schwerlich die Jalousie geöffnet haben. Mein apothekerhaftes Aussehen mochte sie aber wohl zutraulich gemacht haben.

In Grand Pré, einem weitläufigen Flecken mit einem interessanten alten Schlosse, jetzt Amtshof, kamen wir schon früh an. Unterwegs war ich den Vortruppen des 2. bayerischen Armeekorps und dem 58. Infanterie-Regiment vom V. Korps begegnet, und in Grand Pré selbst marschirte das Königs-Grenadier-Regiment durch. Hier hatte ich wieder einmal ein gutes Quartier. Der Wirth, ein wüthender Gegner Napoleons, freute sich eigentlich über die verlorenen Schlachten, weil doch der Kaiser unmöglich in Frankreich fortregieren könne, nachdem er so entsetzlich geschlagen worden sei.

Daß wir wieder aus Frankreich hinausgetrieben werden

würden, wie 1792, darüber war der Mann nicht im geringsten Zweifel; vor der Hand waren ihm aber alle Unglücksfälle willkommen, die den Kaiser trafen. Es gab kein Schimpfwort, das er nicht angewendet hätte, um dem Gefallenen noch einen Stoß zu versetzen. Hier in Grand Pré gab es wieder Schwierigkeiten wegen des Pferdefutters, die erst gar nicht zu besiegen waren, denn bei der Masse der schon durchmarschirten Truppen konnte man es den Leuten schon glauben, daß sie nichts mehr hatten. Unsererseits wurde aber auch die Nachfuhr immer schwieriger, so daß ich mit Schrecken meiner Pferde gedachte, wenn es vielleicht auch einmal rückwärts gehen sollte.

Ich machte hier die Bekanntschaft eines Professors der Militärschule von St. Cyr, der Verwandte besuchte, eines so wohlunterrichteten, noch jungen Mannes, von so klarem, ungetrübtem Urtheil, wie ich in Frankreich wenige kennen gelernt. Ungar von Geburt, auf deutschen Universitäten gebildet, hatte er sich als Franzose naturalisiren lassen. Er benutzte seinen Aufenthalt in den Argonnen zu geschichtlichen Studien über Attilas Zug bis zu den catalaunischen Feldern und glaubte eines seiner Lager an derselben Stelle entdeckt zu haben, wo Dumouriez in der Kampagne von 1792 der preußischen Armee eine so entscheidende Diversion gemacht, die eigentlich den ganzen Erfolg des Feldzuges vereitelte. Er machte auf die Aehnlichkeit der Situation von 1792 mit der gegenwärtigen aufmerksam und hielt den Gedanken Mac Mahons, sich von Paris zu entfernen, für einen sehr glücklichen, der möglicherweise das Vorgehen unserer Armee gegen Paris eben so verhindern könne, wie das Lager Dumouriez' 1792 im Thale bei Grand Pré. Mit größter Bestimmtheit sagte er voraus, daß schon in einigen Wochen Frankreich zum dritten Male eine Republik sein werde, und behauptete, daß dann der Krieg erst anfangen werde. Alles, was bis jetzt geschehe, sei eigentlich doch nur ein Vorspiel und allerdings nöthig, um das Kaiserthum zu stürzen; aber bis zur

Ohnmacht könne Frankreich doch nicht besiegt werden, dazu sei das Land zu reich. Elsaß und den deutschen Theil von Lothringen müßten wir allerdings haben, und das lasse sich auch von Preußen festhalten; aber Paris würden wir nicht bekommen oder wenigstens nicht lange halten können. Es waren höchst interessante und lehrreiche Unterhaltungen, die ich mit diesem Professor hatte. Erst nachher fiel mir ein, daß der Aufenthalt eines so wohlunterrichteten und klarsehenden Mannes mitten in unserem Anmarsche und mit der von ihm ausgesprochenen Absicht, so bald als möglich nach St. Cyr, also Paris, zurückzukehren, denn doch seine Bedenken habe. Die Ereignisse drängten sich indessen in den nächsten Tagen so rasch aufeinander, daß ich bald nicht mehr daran dachte. Abends am 29. war wieder Kriegsrath beim Könige, denn eine Patrouille vom 3. Garde-Ulanen-Regiment hatte einen französischen Generalstabs-Offizier gefangen genommen, in dessen Brieftasche sich über die Marschrichtung des Feindes wichtige Aufklärungen vorfanden, welche wahrscheinlich die Schlacht bei Beaumont am 30. veranlaßten.

Der König verließ Grand Pré schon sehr früh, um bei Sommauthe zu Pferde zu steigen. Alle Zurückbleibenden erhielten den Befehl, sich jeden Augenblick zum Abmarsch fertig zu halten, da es ganz ungewiß sei, ob der König wieder zum Nachtlager nach Grand Pré zurückkommen werde. Bald genug war denn auch der Kanonendonner der Schlacht zu hören, aber die Siegeszuversicht allseitig schon so fest, daß man in größter Ruhe des Befehls zur Abfahrt harrte. Da mein russischer Feldjäger auch hier noch nicht abgefertigt wurde, so fuhr er noch bis Buzancy mit mir, wohin mittags aufgebrochen wurde. Es waren wieder Vizinalstraßen in sehr bergigem Terrain, die heute passirt werden mußten, und auf denen wir langen Zügen von französischen Gefangenen begegneten, die zu der überfallenen Division Failly gehört hatten, und deren Erzählungen auf eine vollständige Zerrüttung in der französischen Armee schließen

ließen. Auch diese Gefangenen schienen durchaus nicht niedergeschlagen, im Gegentheil vollkommen zufrieden damit, nun jeder Todesgefahr überhoben zu sein; nur der strikte und augenblickliche Gehorsam, den unsere eskortirenden Soldaten von ihnen verlangten und sofort erzwangen, war ihnen unbequem, weil er ihnen eben ungewohnt war. Widerwärtig war die Nichtachtung, welche sie ihren Offizieren zeigten, und das ganze Benehmen der Soldaten gegen ihre Vorgesetzten.

In Buzancy kam ich erst bei einbrechender Dunkelheit an. Mein Feldjäger war mir unterwegs krank geworden und litt heftige Schmerzen an einem Geschwür, welches von dem Stoßen des Wagens auf den steinigen Gebirgsstraßen in starke Entzündung übergegangen war. Es sah trostlos in dem kleinen Orte aus. Der König war noch nicht eingetroffen, und alles stand auf dem Sprunge, auf die erste Nachricht dem Könige dahin zu folgen, wo er nach der Schlacht sein Quartier nehmen würde. Erst mußte ich für meinen kranken Feldjäger sorgen, den ich endlich glücklich in einem Lazareth unterbrachte, nachdem ich mich vergebens an eine Kolonne freiwilliger Krankenpfleger gewandt, die aus Süddeutschland eingetroffen waren und sich mehr an dem Getümmel in den Straßen zu ergötzen, als geneigt schienen, irgend eine Mühwaltung zu übernehmen, wenigstens diejenigen dieser Herren, an welche ich mich mit meiner Bitte für den Feldjäger wandte. Dann galt es, ein Obdach für die Nacht ausfindig zu machen, denn die Fouriere erklärten mir, hier höre ihre Kunst auf. Sie waren gleichzeitig mit mir dort eingetroffen, fanden alle Autoritäten des Ortes geflohen und alle Häuser mit Verwundeten belegt. Endlich erlangte ich noch eine Kammer neben einem Stalle und hatte eben mein Schreibgeräth ausgepackt, als es draußen hieß: „Das ganze Hauptquartier sofort nach Beaumont, wo der König die Nacht bleiben wird!“ — Also rasch alles wieder aufgepackt, und fort in die Nacht hinein trotz der schon sehr ermüdeten Pferde. Kaum

waren wir aber aus Buzancy hinaus, als auch die Meldung kam, der König werde gleich eintreffen. War damit meinen Pferden gedient, so schien ich in desto größere Verlegenheit gerathen zu sollen; denn als ich nun wieder in meine Stallkammer wollte, fand ich das Gepäck von vier Beamten des Kriegsministeriums darin, die nach mir gekommen und gehört, daß ich schon wieder abgefahren, den Zufall benutzt und sich installirt hatten, indem sie meinen mit Kreide an die Thür geschriebenen Namen weggelöscht und „Beamte des Kriegsministeriums" dafür angeschrieben hatten. Glücklicherweise war der mir befreundete Kanzleirath Schirmer unter ihnen, so daß die Verständigung leicht wurde. Schmutziger, schlechter und ekelhafter habe ich während des ganzen Feldzuges kein Quartier gehabt. Alle von Beaumont zurückgekommenen Personen glaubten übrigens, daß es schon morgen zur Schlacht kommen werde. Ich ging noch um Mitternacht auf die Straße, um Erkundigungen einzuziehen, und sah den König noch nach 12 Uhr bei Licht in seinem Zimmer arbeiten, während Munitionskolonnen über das greuliche Steinpflaster durch Buzancy zogen, gerade wie in der Nacht vor der Schlacht bei Königgrätz durch Gitschin.

Obgleich ich am 31. schon sehr früh bei Wege war, weil ich während der Nacht nicht weniger als 17 Telegramme bekommen hatte, so war der Generalsvortrag doch schon um 7 Uhr angesetzt, so daß es schwer hielt, noch kurz meine Telegramme anzubringen. Um 8 Uhr verließ der König Buzancy abermals in der Richtung auf Sommauthe, wohin auch die Pferde befohlen waren. Hier erhielt mein Feldjäger endlich seine Abfertigung in einem Briefe, den der König in der Nacht an den Kaiser Alexander geschrieben. Was dann weiter aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Sein Platz in meinem Wagen sollte aber nicht unbesetzt bleiben, denn als ich eben über den Markt fuhr, kam ein Stabsoffizier der Infanterie an meinen Wagen und fragte an, ob ich ihn nicht bis zum nächsten Hauptquartier mitnehmen

wolle. Der Hoffourier habe ihm gesagt, ich hätte noch einen Platz und sei die Gefälligkeit selbst. Er sei der Oberstlieutenant v. Eberhardt, bis vor einigen Tagen Kommandant von Kosel, sei plötzlich zum Kommandeur des 46. Infanterie-Regiments ernannt worden und nun im Begriff, sein Regiment aufzusuchen, welches schon weit über Beaumont hinaus wahrscheinlich mit der Richtung auf Sedan marschire, und sein Wunsch, bald bei seinen Truppen zu sein, wohl natürlich, da ja nach allem Anschein eine entscheidende Schlacht bevorstehe. Damit war die Sache erledigt, und bald fuhren wir zusammen über Sommauthe nach Besace. — Das ganze Gepäck des Oberstlieutenants konnte freilich mein Wagen nicht mehr aufnehmen; es wurde daher einem Unteroffizier der königlichen Stabswache übergeben, bei dem es denn auch in Vendresse nach der Schlacht bei Sedan abgeholt wurde. Auf der Höhe vorwärts Sommauthe ließ sich das ganze Maasthal bis Bazeille übersehen, wir stiegen daher aus, um uns zu orientiren, weil so verschiedene Wege die Gegend kreuzten, daß wir uns ohne einen allgemeinen Ueberblick leicht verirren konnten, denn alle Wegweiser waren entfernt oder sogar absichtlich verwechselt. Als wir an den Rand der Höhe kamen, sahen wir die Generalstabswagen stehen und den General v. Moltke mit seiner ganzen Umgebung auf Feldstühlen sitzen und frühstücken. Obgleich in dem Terrain vor uns und zum Theil zu unseren Füßen mehrere Hunderttausende von Soldaten marschiren mußten, so sah man doch auf Meilen weit weder ein Bajonnett, noch eine Helmspitze blinken, und es lag ein so tiefer Friede, eine so vollständige Ruhe auf der ganzen Gegend, daß uns auch nicht entfernt der Gedanke kam, schon morgen könne eine so entscheidende Schlacht geschlagen werden. Oberstlieutenant v. Eberhardt verließ mich hier, weil er sich den Offizieren des Generalstabes anschließen wollte, welche sich zu den Truppen begaben. Noch hatte ich nicht erfahren können, wo heute Nacht das Hauptquartier sein werde, und fuhr eine Zeit lang in der Irre umher,

bis ich in Beaumont den König traf, der eben von dem Bereiten des Schlachtfeldes zurückkehrte und sich nach La Besace begab, um mit dem General v. Moltke zusammenzutreffen. Dort wurde, nach Vergleich aller eingegangenen Nachrichten, der Befehl zur Schlacht bei Sedan für den folgenden Tag gegeben, wovon ich begreiflicherweise damals noch nichts erfuhr. Von der Höhe bei Sommauthe hatte ich vor dem Abfahren einige weiße Rauchwolken in dem Walde aufsteigen sehen, hinter dem, nach der Karte, Bazeille liegen mußte. Es fand dort also ein Artilleriekampf statt, der leicht die Einleitung zu einem Gefecht sein konnte. Dahin wollte ich, kam aber nur bis Raucourt, wo ich hörte, daß der König bei La Besace sein Hauptquartier nach Vendresse bestimmt habe. Dieses Dorf lag aber so weit links zurück ins Land hinein, daß ich Bedenken tragen mußte, noch weiter nördlich über Raucourt hinaus vorzugehen. Ich kehrte daher um und suchte über Chémery und Chehéry Vendresse zu erreichen. Truppen des XI. Armeekorps marschirten dieselbe Straße und defilirten in Chémery vor dem Kronprinzen. Da ich mit meinem Wagen hatte mitten in der Kolonne bleiben müssen, so defilirte auch ich in meiner Mainzer Droschke zu nicht geringer Belustigung des Kronprinzen mit vorüber. In Chémery hätte ich nach Süden abbiegen müssen, wie ich leider erst später erfuhr; ich hatte nämlich das Dorf Chémery mit dem gleich darauf folgenden Chehéry verwechselt und folgte daher bis dorthin den Truppen des XI. Korps, welche aber hinter dem Dorfe rechts in die Berge abbogen, so daß ich mich bald allein auf einer ganz menschenleeren Landstraße befand. In einer sonderbaren Verblendung hielt ich das links im Thale liegende Dorf Cheveuge für Vendresse und fuhr auf dasselbe zu. Der Weg dahin bog plötzlich links von der Chaussee ab, und wäre das Hauptquartier wirklich in Cheveuge oder auch nur preußische Truppen darin gewesen, so hätte, wie ich nachher sehr gut Bescheid wußte, ein Doppelposten an dem Punkte stehen

müssen, wo der Vizinalweg die Chaussee verließ. Auch bei der Einfahrt in das Dorf kein Posten, wohl aber Gruppen von Bauern, die lebhaft gestikulirten und nichts weniger als erfreut — ja, was noch schlimmer war, nichts weniger als erschreckt — über meine Ankunft schienen. Einige hatten Gewehre, alle anderen Mistgabeln oder Knüttel in den Händen. Ich fragte einen, der näher herangekommen, ob dies nicht Vendresse sei. „Comment Vendresse?“ „Le quartier général du roi de Prusse!“ „Ah! Venez, je vais vous montrer votre chemin, tout droit, tout droit!“ Dabei machte der Bauer ein so bitterböses Gesicht, daß mir plötzlich die Augen aufgingen, der Kutscher umdrehen und, was das Zeug halten wollte, zur Chaussee zurückfahren mußte. Wäre nicht auf der Chaussee eben eine starke Munitionskolonne in Sicht gekommen, so würden die Bauern mir wahrscheinlich einige Schüsse nachgeschickt haben. Wieder auf die Chaussee gekommen, wendete ich mich nach Chehéry zurück; die Pferde waren aber schon so müde geworden, daß ich bei dem einsam stehenden Hause eines Mr. Alexandre, „ébéniste et fabricant de billards“ anhalten und füttern lassen mußte. Hier hörte ich denn, daß ich sehr bedeutend irre gefahren und ganz nahe bei der Festung Sedan sei, daß ich mir gratuliren könne, nicht weiter in Cheveuge hineingefahren zu sein, da die Bauern „fameux grédins de franctireurs“ seien, die bisher noch keinen preußischen Soldaten in ihrem Dorfe gehabt hätten, während er an der Chaussee seit vorgestern sie immer zu Hunderten in seinem Hause gehabt. Zwei Stunden müsse ich wenigstens noch bis Vendresse fahren und im Dunkeln mich sehr in Acht nehmen, nicht in einen der Kanäle dort zu gerathen. In dem halb devastirten Hause kochte ich mir Thee, denn es war nicht das Geringste mehr zu haben, und machte mich dann auf den wirklich schwer zu erkennenden Weg nach Vendresse, wo ich erst spät abends ankam und bei einem médecin de village Unterkommen fand. Ich ging zwar rasch noch in

das Schloß, wo der König abgestiegen war, hörte aber nur, daß nach der Rückkehr vom Schlachtfelde noch Generalsvortrag gewesen und sonst alles ruhig sei. Ich war todmüde von der langen Fahrt in brennender Hitze, so müde, daß ich sogar nichts mehr essen konnte und mich so schnell als möglich zur Ruhe begab.

Am 1. September ging ich, wie gewöhnlich, früh 7 Uhr zum Könige, mußte aber hören, daß er schon um 6 Uhr weggefahren sei, um die Vorposten und unsere ganze Stellung gegen Sedan zu bereiten. Die Zurückgebliebenen sagten mir, daß sie gestern Abend gehört, Mac Mahon werde wohl mit seiner ganzen Armee nach Belgien übertreten, dessen Grenze ja in der Nähe sei. Da ich den ganzen gestrigen Tag nicht zum Schreiben gekommen, dafür freilich desto reicheres Material gesammelt hatte, so setzte ich mich gleich an den Schreibtisch, um das Versäumte nachzuholen. Gegen Mittag wollte ich zwar dem Könige nachfahren, aber der Kutscher erklärte mir, die Pferde seien von der gestrigen Forcetour so hinfällig, daß sie jedenfalls auch einmal einen Tag Ruhe haben müßten; sonst könne es kommen, daß sie mich in Stich ließen, wenn es vielleicht am nöthigsten sei. Dagegen war nichts zu sagen, und so brachte ich den ganzen Tag einsam arbeitend in Vendresse zu, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Geschicke sich wenige Stunden von mir entschieden! Erst, als ich nachmittags 5 Uhr meinen Bericht in die Heimat zur Feldpost gebracht, konnte ich mich ein wenig in dem Orte umsehen und hörte, als es gegen Abend windstill wurde, dumpfen Kanonendonner von Norden her. Erst mit dem Dunkelwerden verbreitete sich die Nachricht, daß die Truppen schon seit dem Morgen im Gefecht seien, und dieser Nachricht folgten auch bald Verwundete, welche aber nur vom Anfange des Gefechts sprechen konnten und keine Kenntniß von der Bedeutung der Schlacht hatten, welche sich gegen Mittag in ihrer ganzen Furchtbarkeit entwickelt hatte. Jedenfalls mußte nach

diesen, wenn auch unvollkommenen Nachrichten etwas Großes dort vorgehen, und bald sammelte sich alles, was zurückgeblieben war, auf den Straßen, um zu hören, sich zu erkundigen. Es litt keinen mehr in seinem Quartier, und so einsam und todtenstill es den Tag über in Vendresse gewesen war, so lebhaft wurde es am Abend. Endlich kam die Nachricht: „Große Schlacht gewonnen! Festung Sedan kapitulirt! Der Kaiser Napoleon kriegsgefangen!“ So unglaublich und überwältigend das klang, waren wir doch alle schon so verwöhnt durch die bisherigen Erfolge, daß jeder sofort die Nachricht glaubte. Die Wirkung war eine elektrisirende; aber sie war es nicht weniger in der Heimat, und kann ich es mir sparen, sie schildern zu wollen. Jeder, der zu Preußen und Deutschland stand, hat sie an sich selber erfahren, und für Gegner und Uebelwollende war sie ja in gleichem Grade niederschmetternd. Im Umsehen zwang jeder seinen Wirth zum Illuminiren der Fenster. Wir wollten Holz zu einem Scheiterhaufen herbeischleppen, damit ein hellloderndes Freudenfeuer den König bei seiner Rückkehr nach Vendresse begrüßte; aber wir mußten uns mit Stroh begnügen, da alles nur irgend erreichbare Holz für die Truppen in Beschlag genommen worden war. Kaum waren die Strohhaufen zusammengetragen, so kam auch der König schon die Straße heraufgefahren, und rasch flammten sie auf dem Markte unter wahrhaft betäubendem Jubelrufen. Es war zu viel! Je mehr man über die unerhörte Begebenheit und ihre Folgen nachdachte, desto wirrer wurde der Sinn. Ich konnte vor Erregung weder schreiben, noch schlafen. Kaum graute der Morgen, so litt es mich nicht länger auf dem ruhelosen Bette, ich mußte schreiben, der Heimat den ganzen Jubel mittheilen, obgleich der Telegraph mich längst überholt haben mußte, wenn mein Geschreibsel in der Heimat ankam. Und gerade diese Berichte sind infolge der Aufhebung unserer Feldpost durch Franktireurs verloren gegangen.

An einer andern Stelle habe ich geschildert, was ich am . September mit erlebt. Ich bemerke hier nur, daß alles, as ich dort über die Haltung des Königs niedergeschrieben, ir vom Prinzen Carl, dem Flügeladjutanten und vielen Per- nen des Gefolges so erzählt worden, ich also das vervoll- ändigen konnte, was mir der König selbst von seinen Ein- rücken mitgetheilt.

Nach zwei so bewegten Tagen war der 3. September in endresse ein auffallend ruhiger. Zwar kamen Prinz Albrecht on Preußen und der Kronprinz von Sachsen auf ihrem Vor- tarsch nach Paris durch den Ort, der letztere, um sich für as Eiserne Kreuz erster Klasse zu bedanken, und beim Diner rachte der König den Toast auf seine Gehülfen bei dem großen Berke aus; sonst aber blieb es den ganzen Tag so stille, als ob ian sich im Kantonnement eines Friedensmanövers befände. Gegen Mittag begegnete ich einer auffallenden Menge von reußischen Kavalleristen, die bei Mars la Tour in französische Kriegsgefangenschaft gefallen und nun durch unsern Sieg aus Sedan befreit worden waren. Namentlich waren unsere gelben Kürassiere stark vertreten. Ich fragte nach den Ursachen: „Ja", hieß es, „was sollten wir denn machen? Wir bekamen beim Choc auf die Franzosen ein so mörderisches Feuer, daß gleich Dutzende von den Pferden stürzten. Da lagen wir denn mit dem schweren Küraß, Helm und Pallasch, manchmal das Pferd im Todeskampfe auf unseren Beinen. Von Aufstehen und Zurück- laufen war in unseren hohen Stiefeln keine Rede. Da kamen denn die Franzosen nachher an uns heran und pflückten uns vom Boden wie Veilchen und Vergißmeinnicht. Was soll man denn thun, wenn einem das Pferd todtgeschossen ist!"

Vor Tische, zu dem mein Wirth, der médecin du village, noch einen ausnehmend alten Hahn aufgetrieben hatte, kam mein Trainsoldat mit einem höchst wichtigen und bedenklichen Gesicht in mein Zimmer und beschwor mich, doch nur ja recht vorsichtig

zu sein, denn der Wirth gehe offenbar damit um, uns alle zu vergiften. Er war dahinter gekommen, daß in einem Zimmer des oberen Stockwerkes ein ganzes Repositorium voller Giftflaschen stand, an welchen sogar mit großen Buchstaben das Wort „Gift“ in deutscher Sprache, wenn auch mit französischen Buchstaben, angeschrieben war. Ich ahnte gleich den Zusammenhang, und mein Wirth bestätigte beim Diner meine Vermuthung. Als Arzt auf dem Lande hatte er selbst eine kleine Apotheke und viele Präparate, unter denen allerdings auch einige Gifte waren. Da er nun gesehen, daß sowohl mein Trainsoldat als mein Kutscher ebenso außerordentlichen wie lange anhaltenden Durst hatten, und er ihnen, umherschnuppernd, auch in der Nähe seines Laboratoriums begegnet war, so hatte er in einem Lehrbuch der Toxikologie nachgeschlagen, wie das deutsche Wort für poison lautet, dieses auf Zettel geschrieben und damit seinen Spirituspräparaten allerdings die beste sauvegarde gegeben. Ich ließ beide Liebhaber starker Getränke bei ihrem Glauben und ihrer Besorgniß, und war es amüsant, die scheuen Gesichter beider zu sehen, wenn sie etwas essen oder trinken sollten.

Beim Dunkelwerden holte man mich plötzlich auf den Marktplatz, um als Dolmetscher zu dienen. Der König hatte nämlich befohlen, daß alle Gardes mobiles, welche bei Sedan mit der ganzen Mac Mahonschen Armee in unsere Hände gefallen waren, entlassen werden und auf dem nächsten Wege in ihre Heimat zurückkehren sollten. Etwa 1500 waren auf diese Weise eben nach Vendresse gekommen und verlangten, daß man ihnen Certifikate ausstelle, damit sie die preußischen Posten passiren könnten. Unsere Feldpolizei-Beamten waren diesem Ausnahmefalle gegenüber in Verlegenheit. Die Leute waren sämmtlich in Blousen und sonstigen ländlichen Kleidern, denn man hatte sie noch nicht einkleiden können, als die Schlacht begann. Da die Nacht hereinbrach, nur eine Laterne vorhanden war, bei deren Scheine auf offenem Marktplatze 1500 Livrets gar nicht zu lesen und

:xpediren waren, so wurde ihnen gesagt, sie möchten sehen,
sie bis zu ihren Dörfern durchkämen; hier in Vendresse
'ten sie aber auf keinen Fall die Nacht über bleiben. Jedem
zelnen konnte man doch keine Eskorte mitgeben, und nur
:ige Mann Eskorte mit dieser erregten Masse in die Nacht
:inzuschicken, war ebenso wenig angänglich. Ich mußte ihnen
eine Rede halten, ihnen einschärfen, daß der König von
ußen sie begnadigt habe, daß sie vollkommen frei in ihre
rfer zurückgehen könnten, daß sie ja die Wege besser kennen
ßten als wir, und daß sie nur sagen möchten, sie hätten die Nacht
r nicht in Vendresse bleiben können, weil noch 20 000 Mann
klich Kriegsgefangener aus Sedan hier erwartet würden. So
z die Masse mit einem Merci, Monsieur! nach allen Seiten
einander. Kaum saß ich aber wieder am Schreibtische, als
auch schon wieder auf den Markt geholt wurde, wo ich die
ze Gesellschaft schreiend, gestikulirend und unruhig durch-
inder laufend schon versammelt fand. Mit meiner Rede
:en sie gerade bis an die Ausgänge des Ortes gekommen,
t aber von den Posten zurückgewiesen, auch zurückgetrieben
:den, also mit Recht sehr schlechter Laune. Da meine Rede
so durchaus unwirksam auf das Gemüth unserer Feldwachen
iesen, so hatten die Herren Mobilen auch keine besondere
tung mehr vor mir, und es kostete Mühe, nur Ruhe unter
:n zu erhalten. Unterdessen war der Maire herbeigeholt
den, und mit diesem wurde berathen, wie der Knoten sich
n lasse. Das Anfertigen von 1500 Certifikaten, oder auch
der Vermerk in den Livrets der Leute würde jedenfalls die
ze Nacht in Anspruch genommen haben, und ohne diese
orisation würden sie doch auf jeden Schritt in das Land
in bei unseren Truppen auf Hindernisse gestoßen sein. Im
e selbst war aber nicht allein kein Unterkommen für diese
sse unkontrolirbarer Menschen, sondern man durfte sie doch
nicht in die Nähe der königlichen Wohnung lassen, die ja

nur von einigen Posten bewacht war. Endlich schlug der Maire einen großen Viehstall vor, der außerhalb des Ortes und durch einen Wasserlauf von diesem getrennt war. Er diente zu den hier abgehaltenen Viehmärkten und war leer, also ein besseres Nachtquartier, als Hunderttausende von deutschen Soldaten und französischen Kriegsgefangenen in dieser Nacht hatten. Sie blieben auch in ihrem Viehstall, bis am Tage darauf das Hauptquartier nach Rethel abgerückt war.

Am 4. machte ich mich schon früh auf den Weg nach Rethel, da der König um 10 Uhr abfahren wollte und ich immer gern früher am Bestimmungsorte eintraf. Anfangs schlechte, bergige Landwege, dann die schöne von Norden über Rethel nach Reims führende Chaussee. Ueberall stieß ich auch hier wieder auf marschirende Truppen, die diesmal direkt nach Paris bestimmt waren. Es war dieselbe Chaussee, auf welcher die Armee Mac Mahons kaum eine Woche vorher von Chalons nach Sedan gezogen. Unterwegs begegnete mir der Hauptmann Graf Seckendorf, der aus Belgien zurückkam, wohin er den Kaiser Napoleon von Sedan aus begleitet hatte. Er erzählte mir viele interessante Details von dem Enthusiasmus der Belgier für den Kaiser und die Franzosen und ihrer Abneigung gegen uns. Ueberhaupt kamen auf diesem Wege, dann in Rethel und Reims erst die besten Nachrichten über die wunderbaren Ereignisse der ersten Septembertage zur allgemeinen Kenntniß, denn nun erst erzählten sich Begegnende davon. Jeder wußte eben nur das, was er von seinem Standpunkte aus hatte sehen können. Jetzt erst rundete sich das Bild ab. Jetzt erst übersah man das großartige Ganze.

In Lamary wurde auf dem Hofe einer großen Auberge ein Dejeuner improvisirt, weil nicht durchzukommen war, da das ganze V. Korps eben auf der Chaussee defilirte. Es hieß auch, Rethel sei noch gar nicht von uns besetzt, wir würden also doch gut thun, hier die Ankunft des Königs zu erwarten. Es war das eine sehr leere Befürchtung, denn nach einem solchen Siege

und bei einer so allgemeinen Niedergeschlagenheit des Besiegten kann man so ziemlich alles wagen. Erst wenn das Nachdenken wieder eingetreten ist, wird die Bevölkerung gefährlich.

Es mußte zu diesem improvisirten Frühstücke, dem sich Beamte aller Branchen des großen Hauptquartiers anschlossen, alles aus allen möglichen Verstecken hervorgeholt werden. Jedermann hielt, wie nach Königgrätz, den Krieg für beendet, und es wurde nur von der baldigen Rückkehr nach Berlin gesprochen. Wie anders würde diese Unterhaltung geklungen haben, wenn wir gewußt hätten, daß in demselben Augenblicke, wo wir so fröhlich der Heimat gedachten, in Paris der Aufruhr gegen die Kaiserin-Regentin tobte und uns die Fortsetzung des Krieges brachte. Niemand glaubte damals an einen noch weiteren Widerstand der Franzosen, alle an einen baldigen Frieden in oder unter den Wällen von Paris.

In Rethel, einer der ältesten französischen Städte, reich an mittelalterlichen Bauwerken, kamen wir schon um 4 Uhr an. Die württembergische Division hatte die Stadt längst besetzt, und ganz im Gegensatze zu den Gerüchten in Lamary fanden wir alles schon in der besten Ordnung. Ich kam hier zu einem Epicier ins Quartier, der noch ganz erfüllt von der kürzlichen Anwesenheit des Kaisers Napoleon war und gar nicht zu glauben schien, daß diese formidable Armee Mac Mahons, die zum Theil hier durchgezogen, wirklich geschlagen sein konnte. Wenn von der Gefangenschaft des Kaisers gesprochen wurde, blinzelte er nur schlau mit den Augen, als wollte er sagen: Connu! und wenn er hörte, daß wir jetzt direkt auf Paris marschirten, so zuckte er die Schultern, als bedauerte er aufs tiefste das schreckliche Loos, welches uns dort erwartete. Er war der festen Ueberzeugung, wir seien von Mac Mahon bei Sedan geschlagen worden und zögen uns jetzt eiligst zurück. Ich gab sehr bald die Konversation mit ihm auf und besah mir auf einem Spaziergange die reizend an der Aisne gelegene Stadt.

Besonders interessirte mich die auf einem Hügel liegende Hauptkirche mit ihrem wunderbar schönen Eingangsportale und ihren vier Schiffen, eine der größten Seltenheiten in der Kirchenbaukunst. Es war, als ob zwei Kirchen, eine gewöhnliche dreischiffige und eine einschiffige, dicht neben einander gebaut und später vereinigt worden wären. Der Kaplan, der mich übrigens voller Angst fragte, ob auch nichts für die silbernen Kirchengeräthe zu fürchten sei, versicherte mir, daß diese vierschiffige Kirche die einzige dieser Art in ganz Frankreich sei. Er erzählte mir auch, daß bei den durch Rethel marschirenden Truppen Mac Mahons die Disziplin schon so gelockert gewesen sei, daß, wie in Reims auf dem Bahnhofe, ganz offen Plünderungen vorgekommen seien. Dagegen müsse er sich freuen, daß gleich nach dem Einrücken der württembergischen Truppen viele Soldaten in die Kirche gekommen seien und ihre Andacht verrichtet hätten. Das habe er leider von keinem französischen Soldaten gesehen.

Ich hatte den Abend und die halbe Nacht fleißig mit Pariser Zeitungen zu thun, die ich noch bei meinem Wirthe fand, und die Wichtiges über die Stimmungen in der Hauptstadt, allerdings noch vor dem 1. September, erzählten. Als ich endlich zu Bette ging, wurde ich zu meinem Schrecken gewahr, daß der Wirth sich auf das allerempfindlichste an dem Feinde seines Vaterlandes gerächt hatte; denn das Bett war in einer Weise von Wanzen bevölkert, wie ich es kaum für möglich gehalten hätte. Es muß wohl ein Gastbett gewesen sein, in dem lange niemand geschlafen; denn die Thiere fielen mit einer Wuth über mich her, daß ich schon nach wenigen Minuten wieder aufstehen und mich mitten im Zimmer auf einen Stuhl setzen mußte. Ich versuchte es, mich auf die Erde zu legen, aber das wollte doch mit den 65jährigen Gliedmaßen gar nicht gehen. So mußte ich Licht anzünden, mich wieder an den eben erst verlassenen Schreibtisch setzen und wollte, um mich wach zu erhalten, mir Thee kochen. Das ging aber auch nicht, da ich keinen Spiritus mehr

hatte; wie denn überhaupt die Beschaffung des Spiritus für meine Theemaschine mir während der ganzen Kampagne die größten Schwierigkeiten gemacht; selbst in Versailles mußte ich ihn mit Geld aufwiegen, wenn er überhaupt noch zu haben war. In der Verzweiflung schrieb ich einen langen Brief an die Meinigen nach Potsdam über die unglaubliche Insektenkolonie in dem mir bestimmten Bette. Es war eine Art von Henker-Humor, der mir diesen Brief diktirte und von dem Geräusch erzählte, welches die um ihr Opfer betrogenen gallischen Punaisen durch ihr blutgieriges Hin- und Herrennen in dem Bettzeuge machten. Manchmal glaubte ich sie in der Wuth quieken zu hören. Draußen in den ganz dunklen, von einem heftigen Regen gefegten Straßen gingen von Viertelstunde zu Viertelstunde bald schwache, bald starke Patrouillen, die mich verwundert ansahen, wenn ich, um den Schlaf abzuwehren, das Fenster öffnete und mich von dem naßkalten Winde anwehen ließ. Es mochte wohl das einzige Fenster sein, wo noch so spät Licht brannte. Es war eine greuliche Nacht, bis ich um 5 Uhr bei anbrechendem Tages-licht die Kerzen löschen, auf die Straße eilen und mich wenigstens an der Morgenluft erfrischen konnte.

Am 5. ging es von Rethel nach Reims, sehr zur Unlust unseres Feldpolizei-Direktors, dem das Aufschlagen des Haupt-quartiers in einer großen Stadt von 80 000 Einwohnern mit sehr üblen Elementen unter den Fabrikarbeitern durchaus nicht gefallen wollte. In einer kleinen Stadt, in einem Dorfe ist ein Hauptquartier mit seinem zahlreichen Personal und seiner Be-wachung durch die Stabswache unbedingt der Herr, und es lassen sich ausreichende Sicherheitsmaßregeln treffen. In einer großen Stadt ist das anders, und es bedarf erst längerer Er-fahrung und Lokalkenntniß, ehe man das Geeignete anordnen kann. In demselben Grade, wie die Franzosen denn doch nun endlich an ihre beispiellose Niederlage bei Sedan glauben mußten, stieg aber auch die Aufregung in den Massen, und man fühlte

es sehr bald heraus, daß es nur eines Funkens, des Aufrufs irgend eines aus der unerhörten Situation hervorgehenden Diktators bedurfte, um einen allgemeinen Aufstand zu erregen. Von Rethel bis Reims führte uns eine vortreffliche Chaussee. Es waren Gräben über dieselbe gezogen, durch gefällte Bäume Verhaue gemacht gewesen, aber von unseren Vortruppen auch längst beseitigt worden. In dem aus nur einer Straße bestehenden langen Dorfe Le Chatelet wurde gefüttert, und ich quartierte mich ohne viele Förmlichkeiten in dem Hause des Notarius loci ein, der mir mit sammt seinen weiblichen Hausgenossen auf das freundlichste entgegenkam und ganz erstaunt war, daß ich nichts weiter als Zuckerwasser von ihm annehmen wollte, obgleich die Damen sofort eine Flasche Champagner herbeigeholt hatten. Während ich ganz behaglich im Hause konversirte, gab es draußen Lärm, klagendes und drohendes Geschrei. Ein Marketender hatte im Nebenhause andere Dinge als Zuckerwasser verlangt. Erschrocken baten die Damen um meine Intervention. Ich ging mit meinem zum Imponiren mitgenommenen schwertumgürteten Trainsoldaten in das Nebenhaus, stellte ein kurzes Verhör an und wies den brutalen Kerl hinaus. Im Vorüberfahren konnte ich freilich nachher bemerken, daß es in mehreren anderen Häusern nicht viel besser zuging, und daß neben dem Nothwendigen auch allerlei Angenehmes gewünscht wurde. Krieg ist eben Krieg, und allen konnte ich nicht helfen; ja, ich wundere mich eigentlich darüber, daß ich in einigen Fällen wirklich helfen konnte, ohne einen militärischen Rang zu bekleiden.

Wir kamen gegen 4 Uhr in Reims an, dessen Kathedrale in den weitgestreckten Ebenen der kalkigen Champagne schon von fernher sichtbar wurde, und fanden in den Straßen eine heillose Verwirrung, da gleichzeitig mehrere Trainkolonnen eingerückt waren und die städtischen Behörden nicht alle auf sie einstürmenden Forderungen zu befriedigen vermochten. Es dauerte

stundenlang, ehe ich das mir bestimmte Quartier, unmittelbar hinter der Kathedrale, erreichen und mich nothdürftig installiren konnte. Ich mußte ja hinaus und Erkundigungen nach dem Stande der Dinge einziehen; denn gleich beim Einfahren in die Stadt hörte ich, daß in Paris eine Revolution die Kaiserin verjagt und uns als Feind eine Republik gegenübergestellt hatte. Alles, was ich erkunden konnte, war noch unbestimmt und trug den Stempel des Gerüchts — bei den Zuständen in Frankreich aber freilich eines sehr wahrscheinlichen Gerüchts. Mein Wirth, ein nobler alter Herr, kränklich und scheu, war Legitimist pur sang, der erste, dem ich diesmal in Frankreich begegnete. Der Fourier hatte seine Bibliothek und sein Studirzimmer mit Beschlag für mich belegt, weil er glaubte, mir werde in solcher Umgebung besonders wohl sein, und ich kam dazu, als man eben ein Bett und einen Waschstand zwischen die Mahagoni-Bücherschränke zwängte. Wie würde mir zu Muthe gewesen sein, wenn man mein Studirzimmer zu einem Invasionsquartier gemacht hätte! Ich ließ daher dem noch unbekannten Wirth sagen, er möge mir irgend ein Kämmerchen anweisen; wolle er mir erlauben, in seinem Sanktuarium zu schreiben, so würde ich sehr dankbar dafür sein. Sofort erfolgte eine Einladung zur Familientafel, und wir wurden sehr gute Freunde. Die verletzte Eitelkeit des Franzosen abgerechnet, ließ sich mit dem Manne nach allen Richtungen hin reden, schon weil wir uns in unseren politischen Ueberzeugungen verstanden. Seine Schwester, eine wahrhaft altfranzösische Chatelaine, benahm sich ungemein liebenswürdig. Auch eine Tochter soll im Hause gewesen sein. Ich habe sie aber nicht zu sehen bekommen. Nur einmal huschte ein elegantes weißes Kleid durch den Garten; möglich, daß es die Tochter gewesen ist.

Am Abende war großer Zapfenstreich im Hofe des erzbischöflichen Palastes, in welchem der König abgestiegen war. Ich hörte ihm aus dem Innern der wundervollen Kathedrale zu,

die ich im Dunkel des Abends betreten. Ich hatte mich hier auf eine Bank gesetzt und hing in dem kolossalen, nur von wenigen Altarampeln erleuchteten Hauptschiff meinen Gedanken nach. Sie waren seltsam widersprechender Natur. Nach Sedan eine Republik, Straßburg und Metz noch nicht in unseren Händen, und Paris keine offene Stadt mehr wie 1814, sondern eine Festung mit zwei Millionen von dem Schwindel einer Revolution erfaßter Einwohner. Unter wie anderen Verhältnissen war ich im Jahre 1825 bei der Krönung Karls X. hier in Reims und an derselben Stelle in dieser Kathedrale gewesen! Draußen der preußische Zapfenstreich, von vielen Musikchören des VI. Armeekorps ausgeführt; da drüben am Altare einer Seitenkapelle ein Priester, wenigen Knieenden einen stillen Gottesdienst haltend; nicht weit von mir zwei Blousenmänner an einem Pfeiler, eifrig debattirend, daß nun alles ganz anders werde, denn Napoleon sei fortgejagt und in Paris die Republik erklärt. Bis jetzt sei es wie 1814 gewesen, nun werde es 1792 werden! Knieend betende Soldaten unserer schlesischen Regimenter, während draußen auf dem Platze vor der Kathedrale ein Hurrah über das andere gerufen wurde. — Mitten hinein die Gedanken an die Heimat, und was für mich persönlich auf den Spiele stand, wenn wir nicht bis zu Ende siegten! — Ich war verwundert, zu erfahren, daß man in der Umgebung des Königs noch so wenig von den Vorgängen des gestrigen Tages in Paris wußte, als ich vor dem Nachhausegehen noch durch das erzbischöfliche Palais ging. Ich war erfreut, alles so siegesgewiß zu finden; während ich doch eben zwei Leute niederen Standes über den Umschwung hatte sprechen hören, der nun eintreten werde. Gewiß werden die Spitzen von der Verjagung der Kaiserin-Regentin gehört haben, aber es sollte wohl nicht davon gesprochen werden.

Der neuntägige Aufenthalt in Reims und mein mehr als behagliches Quartier standen in erfreulichem Kontrast zu dem

seit dem Beginne der Kampagne Durchlebten. Es fehlte allerdings auch nicht an Aufregungen und persönlich unangenehmen Erfahrungen, aber im ganzen kann ich die Tage vom 5. bis 14. September zu den angenehmeren den Kampagne rechnen. Zunächst war das Studium der alten Baulichkeiten, namentlich der Kirche St. Rémy neben dem der Kathedrale, der römischen Ruinen, der interessanten Geschichte der Stadt eine Quelle reichen Genusses für mich. Dann war ich durch Telegramme, durch die Redaktion der beiden unter meine Zensur gestellten Rheimser Zeitungen und durch meinen Wirth vollauf mit interessanten Mittheilungen für den König versehen, hatte also auch Stoff genug für meine Berichte in die Heimat. Ich schrieb und sammelte hier fleißig für meinen „Feld-Soldatenfreund" und konnte überhaupt hier zum ersten Male arbeiten.

Am 6., wo nun Offizielles über die Revolution am 4. in Paris bekannt wurde, schienen ähnliche Scenen sich auch für Reims vorzubereiten. Es machte sich eine unruhige Bewegung in den Straßen bemerklich, und die Besitzenden fürchteten einen Arbeiteraufstand. Da alle Geschäfte ins Stocken gerathen waren, so fühlten die Kaufleute und großen Industriellen die Nothwendigkeit, sich zu vereinigen und Maßregeln zu verabreden, um einem drohenden Ausbruch der wirklich Mangel leidenden Arbeiter zuvorzukommen. Mit Erlaubniß unserer Militärbehörden beriefen sie eine Versammlung, und ich wurde beauftragt, derselben beizuwohnen, um darüber zu wachen, daß die Herren nach keiner Richtung hin über ihre Aufgabe hinaus gingen. Mit sonderbaren Gefühlen trat ich mit dem Polizeilieutenant v. Zernicki in den Saal ein und nahm neben dem Büreau des Vorstandes Platz. Der Verlauf der Berathung war ein durchaus ruhiger und sachgemäßer. Im tiefsten Frieden hätte er nicht besser sein können. Allerdings waren auch nur gebildete, wohlhabende Leute anwesend; so konnte ich denn berichten, daß auch nicht eine Silbe gesprochen worden war, die

unserem Interesse zuwider gewesen wäre. Auffallend genug, da auch in Reims die politischen Parteien sich auf das heftigste bekämpften.

Hier in Reims hatte ich zum ersten Male die Ehre, vom Prinzen Carl zum Thee befohlen zu werden, nachdem ich in St. Avold an der prinzlichen Tafel gesessen. Gleich von diesem Abende an stellte sich das höchst angenehme Verhältniß heraus, welches später in Meaux, Lagny und besonders in Versailles mich in hohem Grade für die mancherlei Entbehrungen, Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten entschädigte, die ich zu überwinden hatte und zu meiner eigenen Verwunderung überwunden habe. Nicht allein die besondere Gnade und stete Freundlichkeit des Prinzen selbst, sondern auch die ungemeine Liebenswürdigkeit seiner ganzen Umgebung, des Hofmarschall Grafen Dönhoff, der Majore Graf Seyssel d'Aix und v. Zglinitzki und des Lieutenant Grafen Dönhoff, hat mir viele angenehme Stunden geschafft und mich vor allen Dingen über das Niveau gehoben[illegible] mit dem ich bei meiner sonstigen Zurückgezogenheit allein hätt[illegible] verkehren müssen. Ich wurde durch die Gunst der Verhältniss[illegible] bald zu einem gewohnten und gerngesehenen Gast und hab[illegible] mir meinerseits wenigstens alle Mühe gegeben, dies auch fü[illegible] die Dauer zu verdienen.

Eine Einladung zu einer Madame Pommerais, Besitzeri[illegible] großer Weinberge und einer umfänglichen Champagner-Fabrikatio[illegible] führte mich in die Mitte einer echt französischen Familie [illegible] allen ihren Liebenswürdigkeiten und einer unglaublichen Porti[illegible] von Eitelkeit, die sich nun einmal nicht über die Geringschätzu[illegible] anderer Nationen wegsetzen kann. In einem fürstlichen Wo[illegible] stande lebend, von dem raffinirten Luxus und der ganzen so [illegible]g fälligen Eleganz der französischen haute finance umgeben, [illegible]bo[illegible] die liebenswürdige Wirthin alles auf, um die Unterhaltung [illegible]un-befangen zu erhalten; ein Verwandter und, wie es schien, Geschäftsführer des Hauses konnte es aber doch nicht unterlassen,

durch einige Bemerkungen über die supériorité incontestable de sa nation mich zu einer derben und — ich bedaure das jetzt — leidenschaftlich werdenden Abfertigung herauszufordern. Dem noch ganz ungedemüthigten Uebermuthe diente ich in so kräftiger Weise, daß leider dadurch die Freude an der Gesellschaft verloren ging. Es thut mir jetzt beim Niederschreiben nach so langer Zeit leid, daß es eben so gekommen; ich würde aber freilich auch heute noch bei gleicher Veranlassung jedem Franzosen auf eben so wenig höfliche Weise meine Meinung sagen, obgleich ich ganz genau weiß, daß dies bei einem Franzosen vergebene Arbeit ist.

Am 10. wollte der König das nur einige Meilen entfernte Lager von Chalons besichtigen. Da das auch für mich die beste Gelegenheit dazu war, so fuhr ich mehrere Stunden vor ihm fort und kam natürlich auch erst mehrere Stunden nach ihm zurück. Es war eine interessante, an Eindrücken reiche Fahrt. Zunächst die durchaus menschenleere Gegend. Auf der ganzen Entfernung von Reims bis zu den beiden Mourmelons keine lebende Seele, nur hin und wieder bei einzelnen Häusern und hinter Gebüschen preußische Infanteriepikets, welche die Straße sichern sollten und sorgfältig nach allen Seiten hin auslugten. Schwerlich hätte ich den richtigen Weg gefunden, wenn eben diese Infanteriepikets mir nicht zur Orientirung gedient hätten, denn erkundigen konnte man sich eben bei niemandem, da meilenweit eine vollkommene Oede herrschte. Auf einer alten, vom Kaiser Napoleon III. wiederhergestellten Römerstraße erreichte ich endlich den Höhenzug, auf dem der Kaiser ein Monument errichtet hatte, und von wo aus man das weite Thal übersehen kann, in welchem die beiden Dörfer Le grand und Le petit Mourmelon liegen, und wo das ganze berühmte Lager von Chalons sich ausdehnte, das eben so gut jeden andern Namen hätte führen können, da es so weit von der Stadt Chalons entfernt liegt. Ausgebrannte Magazine, niedergeschwelte Heu-

miethen, umgeworfene Holzschuppen, in den Schmutz getretene und zerrissene Zelte kündigten die Nähe des Lagers an, welches von dem kaiserlichen Pavillon auf einer Höhe überragt wurde. Nach dieser Seite hin hatte der Brand gewüthet, den das Korps Mac Mahon bei seinem Abmarsche nach Norden angelegt. Der Franzose hat nun einmal die Neigung, nutzlos zu vernichten; davon gab jeder Schritt vorwärts in dieser Kampagne schlagende Beweise. Ob die Bevölkerung von unseren Pikets zurückgewiesen worden war, ob sie geflohen oder sich selbst vor der bekannt gewordenen Ankunft des Königs zurückgezogen hatte, — kurz, auch hier war kein Einwohner zu sehen. Ich mußte eben auf das Gerathewohl fahren. Der kaiserliche Pavillon, vor ihm ein großer Baldachin zur Abhaltung des Feld-Gottesdienstes, neben ihm Pavillons für die Kaiserin, den kaiserlichen Prinzen, die Generale vom persönlichen Dienst und ein Offizierkasino erinnerten an ähnliche Baulichkeiten im Lager bei Kalisch 1835. Von dort aus mußte der beste Ueberblick über das Ganze zu gewinnen sein! Ich fand bereits zwei Eskadrons württembergischer Kavallerie aufmarschirt, welche die Ankunft des Königs erwarteten. So hatte ich vollkommen Zeit, mir die ganze Anlage dieses kaiserlichen Hauptquartiers in allen seinen Details anzusehen. Allerdings gewährte es einen trostlosen Anblick der vollkommensten Verwüstung, wie eben der Krieg sie nur bringen kann. Die Franzosen sagen, unsere Truppen hätten ihre Wuth an diesen Gebäuden ausgelassen; unsere Soldaten erzählten dagegen, die Bewohner der beiden Mourmelons hätten gleich nach dem Abmarsche des Mac Mahonschen Korps alles geplündert, zerschlagen und vernichtet. Außer einer Vernichtung durch Brand konnte man aber in der That nichts Vollkommneres dieser Art sehen. Es war nicht allein Raub und Zerstörung, es war muthwillige, nutzlose Zerstörung. Alle Spiegel zerschlagen, alles Geräth zertrümmert! Es mußte ein furchtbares Hausen stattgefunden haben. Ich befand mich ganz allein in diesen Räumen, in denen sonst

der service de LL. MM. Impériales sich wichtig machte, in denen manch böses Wort gegen Preußen gesprochen, mancher Plan zu unserer Demüthigung gemacht worden war. Wie anders sahen sich heute die Dinge von der Höhe dieses kaiserlichen Pavillons an, als zur Zeit der großen Truppenschauen, die sich auf den Feldern da unten entfalteten! Nirgend habe ich das „Sic transit gloria mundi!“ ergreifender illustrirt gesehen, als hier und in St. Cloud. Beides Orte voll böser Gedanken gegen mein Vaterland! In dem Pavillon der Kaiserin dieselbe Devastation; dagegen war der große Saal des Offizierkasinos noch in wenigstens erträglichem Zustande und die Küche mit allen ihren glänzenden batteries noch in voller Arbeit, freilich nicht mehr für den kaiserlichen Hof, sondern für die das Lager bewachenden deutschen Truppen. Mit dem ganzen Geschick, welches die Franzosen nun einmal dafür haben, waren die kleinen Chalets, Blockhäuser mit nur einem Zimmer und Schlafkammer, für die Generale der Umgebung und die Hofbeamten hergestellt und eingerichtet. Auch hier war theils die Unordnung, theils die Zerstörung arg, namentlich alle Matratzen, Teppiche, Gardinen, Geräthschaften fortgeschleppt und die Möbel zerschlagen, kurz, das kleine Fleckchen Erde, auf dem diese Gruppe von Häusern und Häuschen isolirt sich erhebt, wußte nach allen Richtungen hin vom Kriege zu erzählen.

Als der König eintraf, war ich mit meiner Besichtigung schon fertig und hatte mir aus dem Schlafzimmer der Kaiserin einen herabgerissenen messingenen Ring von ihrer Bettgardine und aus dem Zimmer des Kaisers ein Stück Papier mit der gedruckten Bezeichnung: „Service de l'empereur“ zum Andenken mitgenommen. Nun fuhr ich durch die von Baracken eingefaßten großen Avenuen des Lagers, dann durch einen Theil des Zeltlagers, endlich durch Le grand Mourmelon, dessen Cabarets, Cafés chantants, petits Théâtres an den „Hamburger Berg“ erinnerten. Ich wunderte mich, daß mein Kutscher und mein

Trainsoldat vorn auf dem Bocke so hoch saßen, wie sie wenigstens von Mainz an bis dahin noch nie gesessen hatten. Als ich mich nach der Ursache dieser seltsamen Erhöhung erkundigte, wurde ich belehrt, man habe das Pferdefutter unter den Sitz gepackt. Das klang denn doch etwas unwahrscheinlich, da ja die Pferde eben gefüttert worden waren, während ich den kaiserlichen Pavillon besichtigte. Ich erlaubte mir einigen Zweifel an Futterfindung auszudrücken, und so kam es denn endlich heraus, daß sie einige wollene Decken „gefunden“, die ja doch nur unnütz umhergelegen hätten, und zwar waren es gleich ein ganzes Dutzend, die Auffälligkeit der Erhöhung also erklärt. Im ersten Augenblicke wollte ich sofort umkehren und die „gefundenen“ Gegenstände zurückbringen; aber noch war der König im Pavillon, wie ich von der Chaussee aus sehen konnte, und da hätte der Finderlohn ein recht unangenehmer werden können. Ueberdies fing es eben an zu regnen, und Kutscher wie Trainsoldat hatten keine Mäntel, holten auch gleich zwei Decken heraus, um sich einzuhüllen; ich dachte an die Möglichkeit kalter Nächte und Biwaks; so machte ich denn gute Miene zum bösen Spiele, sagte aber beiden, sie möchten thun, was sie wollten, dann aber auch die Verantwortung übernehmen, ich wolle ein für allemal nichts von dergleichen wissen und würde sie zuverlässig in dem Bade sitzen lassen, das sie sich selbst bereiteten. Als ich spät abends in Reims am Schreibtische saß, kam der Wachtmeister der Feldpolizei, der mit meinen Leuten zusammenwohnte, und bat mich, ihnen zu sagen, sie möchten ihm doch eine von den Decken ablassen, die ich aus dem Lager mitgebracht. Ich? Decken mitgebracht? Da war denn also die Sache richtig im Gange. Ich erklärte dem Wachtmeister, daß ich von dergleichen Decken nichts wisse, und damit endete für heute die Angelegenheit. Am nächsten Morgen meldete mein Trainsoldat aber mit sehr betrübter Miene, eine von den Decken hätten sie „auf meinen Befehl“ an den Wachtmeister gegeben, die anderen elf seien

Ihnen aber noch gestern Abend gestohlen worden. Gefunden, verbesserte ich, und hielt nun eine lange Strafpredigt, die aber, wie gleich die nächste Station hinter Reims lehrte, durchaus wirkungslos blieb. Mein Trainsoldat that mir übrigens leid. In Buzancy hatte man seinen Militärmantel „gefunden", und entbehrte er wirklich hart das wärmende Kleidungsstück, namentlich während der Regentage. Erst im November und in Versailles ertappte er den Dieb mit seinem Mantel auf dem Leibe. Natürlich hatte dieser sich in Buzancy nur vergriffen, und bei einem Militärmantel läßt sich das wenigstens hören. Der im Futter eingezeichnete Name war aber entscheidend, und so bekam mein Adlatus seinen Mantel wieder.

Am 11. September kam Prinz Albrecht mit einem Theile seiner Kavallerie-Division durch Reims, und hielt ich es für meine Schuldigkeit, den Prinzen, der stets so großes Wohlwollen für mich bewiesen, zu begrüßen. Ich fand ihn damals noch in vollkommener Frische und Gesundheit, mit Recht stolz auf die vorzüglichen Leistungen seiner sechs schönen Regimenter. Wieder fand ich die gewohnte freundliche Aufnahme und erhielt das Versprechen, mir Berichte über die weiteren Bewegungen der Division, sowohl zur Mittheilung für den König, als für die Zeitungen in der Heimat zu senden, was denn auch pünktlich und nicht ohne Nutzen für die Sache geschehen ist. Der Prinz hatte beim Ausbruche dieses Krieges ein höchst achtungswerthes Beispiel fürstlicher und militärischer Abnegation gegeben. Im Jahre 1866 an die Spitze eines ganzen Reserve-Kavalleriekorps gestellt, war er durch Abkommandirung und das Abverlangen mehrerer Regimenter von seiner Kavalleriemasse zu keiner entscheidenden Wirkung als Kommandeur dieses Reservekorps gekommen, so daß man überhaupt für den Feldzug 1870 von der Bildung solcher Korps absah und dagegen Divisionen von sechs Regimentern formirte. Der Prinz wußte das, ehe er seinen königlichen Bruder bat, über ihn zu verfügen, und erklärte, er

werde jedes, auch das kleinste Kommando annehmen, wenn er nur dem Vaterlande in der Armee dienen könne. Gewiß eine seltene, aus vollem Pflichtgefühl entsprungene Selbstverleugnung für einen General der Kavallerie, der schon ein Reserve-Kavalleriekorps kommandirt hatte, nun ohne Zögern oder Bedingung eine Division von nur sechs Regimentern zu übernehmen! Mit welcher Energie, mit welcher Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und, vor allen Dingen, mit welchem Erfolge er sie geführt, ist allgemein in der Armee bekannt und anerkannt worden; leider zu dauerndem Schaden für seine Gesundheit!

Am 14. wurde das Hauptquartier von Reims nach Chateau Thierry verlegt. Der Weg ging über Dormans, wo der König frühstücken wollte. Schon vor der Ankunft dort bemerkte ich, daß das eine Pferd kaum noch fort konnte und beim Füttern in Dormans jeden Augenblick zusammenzubrechen drohte. Der Kutscher erklärte mir denn auch, so gehe es nicht mehr mit dem Thiere, und ich riskirte, daß es vor dem Wagen verendete, wenn ich noch weiter fahren wolle. Nun war guter Rath theuer. Wo sollte ich hier ein Pferd herbekommen? Vergebens wandte ich mich an den Train der Feldpolizei, bei welchem sich ein Reservepferd befand. Bei aller Freundschaft und Achtung ist doch jeder im Felde sich selbst der Nächste. Vergebens ging ich zum Maire und bot Geld über Geld. Ich wurde von einem zum andern geschickt, überall taube Ohren. Trostlos kehrte ich zu meinem Wagen zurück, der von der Hauptstraße in eine Seitengasse abgebogen war, und sah schon von ferne mein krankes Pferd ausgespannt, zitternd und mit schlagenden Flanken in der Mitte der Hauptstraße stehen, vor meinem Wagen aber ein muthiges Pferd in das Geschirr des kranken eingespannt und den Kutscher ungeduldig winkend, ich möge doch nur kommen, damit weitergefahren werden könne. Auf meine erfreute Frage, wo er denn so rasch das Pferd herbekommen habe, hatte er einstweilen keine andere Antwort, als, ich solle doch nur einsteigen,

sonst komme der König uns vor und wir in den ganzen großen Train, bei dem wir dann in der Reihe bleiben müßten. Wenn ich auch sofort wieder einen „glücklichen Fund“ ahnte, so war ich doch froh, das Gespann wieder in Ordnung zu haben, und freute mich des überaus munteren Schrittes, mit dem der Kutscher seine Pferde Dormans verlassen ließ. Unterwegs erzählte mir der Kutscher denn, daß er das Pferd gekauft; das sei ja seine Pflicht, da mir sein Herr ein vollständiges Gespann vermiethet habe, und ich es so gut bezahlte. Ich hütete mich sehr wohl, noch weitere Erkundigungen einzuziehen, denn zunächst mußte ich doch weiter. Comme à la guerre! Damit war ich denn auch sehr bald getröstet. Spät nachmittags kam ich in Chateau Thierry an und erhielt ein sehr schlechtes Quartier, aber der Wohnung des Königs gegenüber, also erwünscht. Es hatte den ganzen Tag über geregnet, und herrschte in dem bergigen Städtchen großer Schmutz. Im Bureau des Postes fanden sich einige ziemlich neue Pariser Zeitungen, die ich bis spät in die Nacht durcharbeitete, und so eine genügende Uebersicht der Situation in der Hauptstadt gewann, der wir uns nun mit raschen Schritten näherten. Von Chateau Thierry habe ich nur die Straßen gesehen, die ich bei der Ankunft durchfahren; denn ich hatte so viel zu thun, daß ich das Quartier nicht verlassen konnte, außer für den Morgenvortrag beim Könige am 15., von welchem aus ich mich sofort auf den Weg nach Meaux machte. Beim Herauskommen vom Könige traf ich auf der Straße den Minister Delbrück und sah auch den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der von Toul her eingetroffen war. Schon bei der Abfahrt hörte ich, daß es von nun an mit dem Quartier und mit der Verpflegung sehr übel bestellt sein werde, da die Pariser Regierung befohlen, daß alle Einwohner sich vor dem Feinde nach Paris zurückziehen sollten. Das klang indeß — wenigstens was Meaux betrifft, wohin es am 15. gehen sollte —

drohender, als es sich in Wirklichkeit erwies, während es für einzelne Dörfer seine vollkommene Richtigkeit hatte.

Von Chateau Thierry an kamen wir in das reizende Marnethal, reich an landschaftlichen Schönheiten, noch reicher aber durch die intensive Wohlhabenheit aller Orte. Die Fahrt zeugte von einer musterhaften Kultur und Verwaltung, selbst von da an, wo wir plötzlich in die künstlich geschaffene Einöde halbwegs vor Meaux eintraten. Der Kontrast des letzten bewohnten mit dem ersten von seinen Einwohnern verlassenen Dorfe machte einen tiefen Eindruck auf uns. Bis jetzt hatten sich die Einwohner wohl zurückgehalten, hatten ihre Frauen und Töchter versteckt oder weggeschickt, waren uns aus dem Wege gegangen; hier aber waren sie mit allen ihren Habseligkeiten geflohen, auch nicht ein menschliches Wesen war zurückgeblieben, nur hungernde Hunde und Katzen schlichen an den Häusern entlang. Bei einem Uebergange über die Marne, wo eine Pontonbrücke die gesprengte steinerne ersetzte, trat mir dieser peinliche Anblick zum ersten Male entgegen. Der ganze Weg auf dem linken Ufer der Marne war überall, wo Wald an denselben herantrat, mit Infanteriepikets besetzt, welche nach allen Richtungen hin das Dickicht abpatrouillirten. Ich hörte, daß in der letzten Nacht Flintenschüsse in der Nähe gehört worden seien und große Lagerplätze in den Wäldern vorhanden sein sollten, wohin die Bauern ihr Vieh getrieben, um es vor Feind und Freund zu retten. Auf einer Höhe, zu deren Füßen an der Marne eine Fabrik lag, die aber ebenfalls verlassen war, sah mein Kutscher ein herrenloses Pferd umherlaufen und begab sich auch sofort auf die Jagd nach demselben, aber vergebens. Das Pferd — mir schien es von edler Race zu sein — hatte sich in den letzten Tagen wahrscheinlich schon öfter solchen Treibjagden ausgesetzt gesehen, denn auf die geringste Annäherung eines Menschen war es im Fluge davon. Auch bei La Besace, am Tage vor der Schlacht bei Sedan, hatte mein Kutscher eine

ähnliche Jagd auf herrenlos umherirrende Pferde gemacht, aber mit demselben Mißerfolge wie hier. Als wir die erwähnte Pontonbrücke über die Marne passirt hatten, schied sich der Weg für die Wagen. Kavallerie-Vedetten benachrichtigten uns, daß die Chaussee bis Meaux durch Sprengungen und Abgrabungen nicht fahrbar sei, und daß wir einen bedeutenden Umweg machen müßten, um in die Stadt zu gelangen. Die Angabe erwies sich später als vollkommen unbegründet, und ich weiß noch heute nicht, was den Unteroffizier veranlaßt haben konnte, uns auf jenen Umweg zu schicken. Wie hätte ich aber einer Weisung nicht nachkommen sollen, die, wie es schien, in unserem Interesse erfolgte. Stunden lang mußte ich über tiefsandige Feldwege fahren und kam dabei auch über einen Kanal, an dessen Brücke zwei Landwehrleute als Posten standen und uns den Rath gaben, vorsichtig über dieselbe zu fahren, da die Sprengladung, welche die Franzosen hineingelegt, noch nicht weggenommen worden sei. Ein Photograph würde an dem unbeschreiblichen Gesicht meines Kutschers bei dieser Nachricht seine Freude gehabt haben.

Spät nachmittags kamen wir in Meaux an, dessen Kathedrale wir schon Stunden lang vorher gesehen. Nur Wohlhabende schienen die Stadt verlassen zu haben, denn belebt genug fanden wir die Straßen, aber freilich nur von den untersten Volksklassen. Wieder, und wie immer in den größeren Städen, hatte ich Mühe, das bestimmte Quartier zu finden, wo ich mürrisch und nichtachtend genug aufgenommen wurde. An derlei gewöhnt man sich indessen in Feindesland sehr bald und weiß auch die geeigneten Mittel für die Entgegnung zu finden. Mit Hülfe meines Truffaldino war alles bald nach meinen Bedürfnissen in Ordnung gebracht, und als ich von dem Empfang zurückkam, der für den König durch das Generalkommando des VI. Armeekorps vor dem Quartier auf dem Boulevard veranstaltet worden war, fand ich meinen Wirth schon sehr viel zuthulicher.

Wir blieben drei Tage, bis zum 19., in Meaux, und war

diese Zeit eine verhältnißmäßig ruhige; wenn auch die Zahl von Telegrammen, die hier während der Nacht für den König in meine Hände gelangten, eine außerordentlich große war, so daß ich selten mehr als zwei Stunden schlafen konnte, so schien sich doch alles günstig für die beabsichtigten Operationen gegen Paris anzulassen. Schon am 16., während der Anwesenheit des Kronprinzen in Meaux, wurde, je nachdem die Rapporte von den vormarschirenden Truppen eingingen, alles für die Berennung und Blokade der Hauptstadt mit ihren Forts vorbereitet. Zu keiner Zeit schwirrten wohl so viele Hypothesen durch die Luft des Hauptquartiers, wie hier in Meaux; daß wir aber Paris bekommen würden, gleichviel auf welche Art, darüber war — bei den Truppen wenigstens — nicht der geringste Zweifel. Da noch Verkehr mit Paris war, so wußten wir ziemlich genau, was dort vorging, und die Hoffnung auf Unruhen, einen der Hauptvortheile für unsere Kriegführung, schien ihrer Erfüllung ziemlich nahe; freilich war das gerade der Punkt, über den sich die meisten täuschten.

Die Kathedrale von Meaux, ein vortreffliches Bauwerk aus dem elften Jahrhundert, zog mich wegen ihres durchaus und rein gothischen Styls ungemein an. Die in der großen Revolution heruntergeschlagenen Statuen der Heiligen, sowie das zerbrochene Stab- und Laubwerk an der Außenseite, das Denkmal für Bossuet im Innern predigten ein hübsches Stück französischer Geschichte, und unsere auf dem Kirchplatze stehende Trainkolonne vervollständigte sie. Meaux hatte sich übrigens dem Verwüstungsdekrete der Pariser Regierung nicht unterworfen, aber allerdings die Sprengung seiner Brücken sich gefallen lassen müssen, und war selbst um Lebensmittel in Verlegenheit, da alle Dörfer der Umgegend von ihren Einwohnern verlassen waren.

Prinz Carl, der mich auch in Meaux zweimal zum Thee einlud, während ich einmal in seiner Abwesenheit mit seiner Um-

gebung dinirte, jedenfalls besser als mit meiner Portion von einem Pfund Rindfleisch, wohnte in einem schloßartigen Edelsitze in der Vorstadt, mitten in einem großen, von mächtigen alten Bäumen beschatteten Park. Es war schon dunkel, als ich das erste Mal zum Thee kam, und es kostete Mühe, sich durch die in dem Park aufgestellten Posten hindurch zu legitimiren, weil die wirklich abgelegene Lage des Edelsitzes Vorsicht gebot. Ueberhaupt wurde man, je mehr das Hauptquartier sich Paris näherte, auch besorgter um die Sicherheit des Königs und der hohen Personen. An Warnungen und Denunziationen fehlte es wahrlich nicht, und leider hatten sie in den Umständen nur zu viele Wahrscheinlichkeit für sich.

Am 19. wurde auf die Nachricht, daß unsere Vortruppen bereits bei St. Denis im Gefecht gegen die Pariser Besatzung seien, das Hauptquartier nach Ferrieres verlegt, von welchem Prachtschloß des Barons v. Rothschild schon Tage lang in Meaux die Rede gewesen war. Man hatte nach allen Seiten hin debattirt, ob es schicklich, ob es zweckmäßig und ungefährlich sei, gerade dieses Schloß zum Hauptquartier zu wählen. Jedenfalls war es nicht geräumig genug, auch das dabei liegende Dorf so unbedeutend, daß nicht das ganze Personal des Hauptquartiers dort untergebracht werden konnte. Für die zweite Staffel wurde also sofort Lagny bestimmt. Ich hatte keinen rechten Glauben an Ferrieres, weil die Pferde des Königs nicht südlich von Lagny, sondern weit nordwestlich über Aubry nach Bondy im Nordosten von Paris befohlen worden waren, der König also dort zu Pferde steigen wollte. Es stand wieder eben solche Ungewißheit in Aussicht, wie am Tage vor Sedan, und so dirigirte ich mich denn nach Lagny, von wo aus ich mich leicht dahin begeben konnte, wo der König sein Hauptquartier befehlen würde; denn kam es heute wirklich unter den Kanonen von Paris zu einer Schlacht, so war gar keine Voraussicht möglich, wo der König die Nacht zubringen werde. Fast wäre

ich mit dem General-Postdirektor Stephan und einigen seiner Beamten gefahren, welche, unmittelbar den Truppen folgend, sofort für Installirung der Feldpost-Anstalten rund um Paris sorgen wollten. Wäre ich eben nur militärischer Tourist gewesen, so hätte eine solche Aussicht mich gewiß verführt; aber dann hätte ich den Vorzug aufgeben müssen, am Morgen nach einem vielleicht wichtigen Tage beim Könige zu sein und von ihm die zuverlässige Weisung für meine Berichte zu erhalten. So fuhr ich denn allein. Daß ich unterwegs dem Herrn Jules Favre begegnete, habe ich anderweitig schon erzählt.

Schon früh nachmittags in Lagny angekommen, fuhr ich beim Hotel de Ville vor, um einstweilen Quartier zu bekommen, wo ich weitere Befehle erwarten konnte. Der Maire war nicht da, und ich mußte über eine Stunde, angegafft von der sich versammelnden Menge, auf dem Platze vor der Kirche warten, bis der ganz verwilderte Maire herbeigeholt war. Er hatte auf die Nachricht, daß ein Theil des Hauptquartiers gegen Abend in Lagny eintreffen werde, für Quartiere gesorgt und offenbar bei all den Forderungen, die auf einmal an ihn gestellt wurden, den Kopf verloren. Mit stierem Blick starrte er mich an, als auch ich für mich, meine Leute und Pferde ein Unterkommen verlangte; als er aber hörte, wer ich sei, schien er plötzlich wie verwandelt und bot mir sein eigenes Haus an. Er hat mir später gesagt, daß mein weißes Haar und das bescheidene Aussehen meines Fuhrwerks ihm Vertrauen eingeflößt, und er sich berechnet habe, daß ich doch wohl kein so exigeanter Gast sein möchte, wie eine hohe Militärperson. So setzte er sich zu mir in den Wagen und fuhr mich vor sein Haus. Es hatte einen wohlgepflegten Vorgarten und hinten einen überraschend schönen Park, der bis zur Marne ging. Hier war ich sehr bald und komfortabel installirt, auch für meine Leute gut gesorgt. Mein Wirth, ancien médecin, war ein pflichttreuer Bürgermeister und bis auf den Punkt der Unbesieglichkeit und

supériorité seiner Nation auch ein vernünftiger Mann, mit dem sich ganz ruhig sprechen ließ, so lange es nicht auf das Thema der „gloire“ und „victoire“ kam. Er hatte von den Mobilgarden und einem besonderen Korps Pariser Freiwilliger einige Tage vor unserer Ankunft schwer zu leiden gehabt, weil er von der geforderten „Einöde um Paris“ nichts wissen wollte, war sogar persönlich bedroht gewesen, als er keinen Enthusiasmus für die Republik merken ließ, und hatte selbst von dem Pöbel Lagnys zu leiden gehabt, der sich mit der Erklärung der Republik sofort alles gestattet glaubte. Leider war er brustkrank und wird kaum die Drangperiode überlebt haben, welche ihm die siebenmonatliche Gegenwart des Feindes in Lagny brachte; denn Lagny wurde jetzt Knotenpunkt für alle Kommunikation mit der Heimat. Seine Dienstleute waren entflohen; seine Frau war eine durchaus nicht alt werden wollende Dame, die in der Erinnerung an ihre Jugend schwelgte, nun aber doch auch mit Hand an die Wirthschaft legen mußte, die nur von einer alten Verwandten geführt wurde, einem Wesen, an deren giftigen Blick ich stets denken mußte, wenn ich später zur Zeit der Kommune von Petroleusen las. Sie sorgte mit Aufopferung für alles im Hause, auch für Pferdefutter, und da bald vollständiger Mangel an Lebensmitteln eintrat, mag es ihr schwer genug geworden sein; dafür hatte sie aber auch einen wahrhaft wüthenden Haß gegen die „Oppresseurs“ ihres Vaterlandes und gab sich auch nicht die geringste Mühe, das zu verbergen. Erst als meine Anwesenheit das Haus denn doch gegen allerlei Zumuthungen schützte, wurde sie etwas freundlicher. Eine Unterhaltung mit ihr war aber nicht möglich, obgleich sie immer wieder von mir explizirt haben wollte, wie es denn eigentlich nur zugegangen und möglich gewesen sei, daß wir über eine französische Armee gesiegt. Es mag dieser Familie, nachdem ich sie verlassen, noch traurig genug gegangen sein. Bei der Rückkehr in die Heimat, als ich hier in Lagny zum ersten Male nach

acht Monaten wieder die Eisenbahn bestieg, hatte ich keine Zeit, sie aufzusuchen, und habe auch seitdem nichts mehr von ihr erfahren.

Als ich einen Bericht geschrieben, nach der Feldpost mich umgesehen, einen Gang durch das Städtchen gemacht, welches fast ganz von seinen Einwohnern verlassen war, Erkundigungen eingezogen, ob es bei St. Denis zu einem Gefechte gekommen und erst spät abends meine Fleisch- und Brotration erhalten hatte, war ich noch auf der Straße, als der König von seinem Ritte bis zum Point d'Iblon zurückkam und sich nach Ferrieres begab, nachdem es einige Zeit fraglich gewesen, ob er nicht bei seinem Bruder, dem Prinzen Carl, übernachten werde. Nun wußte ich, wohin ich am nächsten Morgen zu fahren hatte. Mein Wirth war ganz außer sich, daß der König nicht in Lagny wohnen wolle. Sehr richtig hatte er herausgefühlt, daß ein Ort, in dem sich das Hauptquartier befindet, verhältnißmäßig weniger zu leiden hat. Er bat mich dringend, ich möge doch dem Könige zureden, lieber in Lagny zu wohnen. Gleich den ersten Abend ging ich fast hungrig zu Bette, denn das frisch geschlachtete Rindfleisch, welches ich geliefert erhalten, war in der That nicht zu essen, namentlich da es an Salz fehlte. Ein pot de confiture mit Kommißbrot mußte aushelfen und half aus.

Früh 5½ Uhr am 20. fuhr ich von Lagny über Guermantes nach Ferrieres. Da auf der ganzen Landstraße kein Mensch zu sehen war, so kostete es Mühe, den richtigen Weg zu erkennen. Endlich war ich nach einigen Kreuz- und Querfahrten an Ort und Stelle und in hohem Grade überrascht, als ich plötzlich vor der Grille des Parks hielt und diese wahrhaft fürstliche Anlage überschaute. Bis auf wenige hundert Schritt verräth in der weiten Ebene nichts die Nähe des Schlosses und seines Parkes, und ist der Wechsel aus gut kultivirten Ackerfeldern in die Pracht und Eleganz des Rothschildschen Lust-

chlosses in hohem Grade überraschend. Seit dem Eintritt in Frankreich hatte der König nicht so prächtig gewohnt, und ich onnte jetzt noch weniger als in Meaux die Debatten darüber egreifen, ob der König überhaupt sein Hauptquartier nach Ferrieres verlegen sollte; denn daß der Baron v. Rothschild sich n hohem Grade feindselig gegen Preußen benahm, konnte doch vahrlich kein Grund sein, sein Besitzthum frei zu lassen. Es var alles nobel und zugleich komfortabel untergebracht, fast am venigsten der König selbst. Da es noch sehr früh war, so onnte ich alle Gesellschaftsräume der Hauptetage besehen, ehe ch beim Könige eintrat. Der Mittelsaal, zugleich Bibliothek, Kunst- und Raritäten-Museum, Musiksalon, dürfte kaum an Reichthum und Eleganz von irgend einem Gesellschaftssaale in Europa überboten werden. Auf dem Lesetische lag eine alte Chronik des Marquisat de Ferrières, ein Memento für die Gäste, daß die haute finance das blason ausgekauft, daß die Vorfahren des jetzigen Besitzers am Bache Kidron ansässig waren und nun ein altes Marquisat an der Marne besitzen. Je länger man in diesen Räumen weilte, je mehr man die gediegene Pracht und Kostbarkeit in allen Ecken und Winkeln anstaunte, desto mehr machte das Ganze doch den Eindruck der Ostentation und der Reklame, nicht den der Vornehmheit.

Der Generalstab war in den Marstallgebäuden, die Feldpolizei in der Gärtnerwohnung untergebracht. Die militärische Bewachung des Hauptquartiers war sehr schwach; ich wenigstens habe kaum das Allernothwendigste von Wachtposten gesehen, und doch hatte ich in Lagny vom Maire gehört, daß alle Steinbrüche, alle Gehölze voll geflohener Bauern steckten, bei der Nähe von Paris also eigentlich verdoppelte Vorsicht geboten war. Gleich an diesem ersten Tage ging es bewegt genug in Ferrieres zu, denn gleichzeitig mit den näheren Nachrichten über die am Tage vorher gelungene Einschließung von Paris auf allen Seiten, infolge der Gefechte bei Sceaux, unterhandelte

Jules Favre mit dem Grafen Bismarck in einem niedrigen Zimmer des Parterregeschosses und waren zehn Generale zum Generalsvortrage beim Könige befohlen. Daß der Minister des Auswärtigen der Republik überhaupt nach Ferrieres gekommen war, ließ das Ende des Krieges nahe erscheinen. Man glaubte allgemein, die Sache sei aus, und die Unterhandlungen könnten nur den Frieden bringen. Selbst die Abreise Jules Favres machte dieses Vertrauen nicht geringer, denn man erfuhr, daß er seinem Wirth im Dorfe gesagt, er möge ihm die Wohnung offen halten, da er am Tage darauf wiederkommen werde. Für mich war kein Unterkommen weder im Schlosse, noch im Dorfe zu finden, und da ich in Lagny ein gutes Quartier hatte, so kehrte ich dahin zurück und machte bis zur Verlegung des Hauptquartiers nach Versailles den Weg täglich in der Frühe um 6 Uhr von dort nach Ferrieres. Wenn ich im Schlosse ankam, fand ich stets im Vorzimmer mein Frühstück servirt, welches mich für die Hungerkur in Lagny schadlos hielt. Bei der Rückkehr nach Lagny mußte ich jedesmal an der Villa des Prinzen Carl vorüber und hielt es gleich am ersten Tage für Pflicht, zu berichten, was ich in Ferrieres Wichtiges gesehen oder gehört, so daß ich bald der sehnlichst erwartete Neuigkeitsbote wurde, was sich auch in Versailles, ja bis zur Rückkehr nach Berlin fortsetzte. Hin und wieder brachte ich auch Bestellungen des Königs an seinen Bruder oder wurde mit Anfragen und Erkundigungen dort beauftragt, so daß ich die große Freundlichkeit, welche Prinz Carl mir während des ganzen Feldzuges erwies, wenigstens zu verdienen bemüht war. Einladungen zum Diner und fast allabendlich zum Thee waren die Folge davon und halfen mir über die Verlegenheiten in der Verpflegung hinweg. Telegramme erreichten mich in Lagny fast gar nicht. Gewöhnlich fand ich sie morgens aufgesammelt im Schloß Ferrieres, wo das Portierhaus am Eingange zum Park zu einer Telegraphenstation eingerichtet war. Ehe ich dann zum

Könige ging, besuchte ich die Feldpolizei in der Gärtnerwohnung und hörte dort, was am Tage vorher vorgegangen. Kam ich vom Könige, so besuchte ich meist den Flügeladjutanten Grafen Waldersee, dessen nähere Bekanntschaft ich in Ferrieres machte, und den ich als einen der bedeutendsten Männer in der Umgebung des Königs schätzen lernte. Ein überaus klarer Kopf, scharfsinniges Urtheil, auffallend richtige Diagnose für Personen und Dinge und weite Gesichtskreise. Dabei durch und durch Soldat, aber ebenso auch ein geborener, prädestinirter Diplomat, blieb er während des ganzen Feldzuges eine meiner interessantesten Bekanntschaften. Daß auch der König seinen Werth erkannt, beweisen die wiederholten besonderen Aufträge, die der Graf Waldersee erhielt, und die ihn bald wie einen beneideten Günstling erscheinen ließen. Mit richtigem Takte erkannte er die Macht der Presse an, sah nicht mit souveräner Hoheit auf die Dienste herab, die sie, gut gebraucht, leisten kann, und hatte schon beim Beginn der Kampagne an Dinge und Nothwendigkeiten gedacht, deren Wichtigkeit sich erst später herausstellte. So hatte er einen Finanzmann bei sich, der, wohl vertraut mit den Pariser Geldverhältnissen, dazu bestimmt war, bei den späteren Friedensunterhandlungen seinen Rath zu geben, einen gewissen Herrn Pätzolt, der lange in Paris gelebt hatte und bereit war, Dienste zu leisten. Ich lernte ihn beim Hofrath Taglioni kennen, der als Kurier in das Hauptquartier gekommen und vom Grafen Bismarck zurückgehalten worden war, da seine Lokalkenntniß von Paris, wo er unserer Gesandtschaft attachirt gewesen war, nützlich werden konnte. Taglioni war der Sohn des mir langjährig befreundeten Balletmeisters Taglioni, und wir waren namentlich später in Versailles, wo er mit mir in einem Hause wohnte, oft zusammen. War diese Runde im Schlosse gemacht, so kehrte ich direkt nach Lagny zurück, um nun ganz behaglich und ungestört zu arbeiten, meist bei offenem Fenster — denn das Wetter war fast durchweg vortrefflich — und mit einer

reizenden Aussicht auf den Park und die Marne. Nur selten ging ich aus; waren doch die öden Straßen und der Zustand greulicher Verwüstung ein nichts weniger als einladender Anblick. Erst in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Lagny kamen einige hundert der geflohenen Einwohner zurück, aber auch dann noch blieb es ein trauriger Aufenthalt, wie denn überhaupt Lagny wohl mit am meisten während des Krieges gelitten hat. Nur die Kirche, welche anfangs zu einem Lazarethe eingerichtet werden sollte, besuchte ich mehrere Male. In einem so großartigen Maßstabe angelegt, wie etwa der Kölner Dom, besteht sie nur noch aus dem hohen Chor und einem Theile des Transepts, während die Schiffe nie zur Ausführung gekommen sind; doch lassen ihre Fundamente, deren Ausdehnung über den ganzen Marktplatz vor der Kirche mir der Maire mit Stolz auf seine antiquarischen Kenntnisse zeigte, erkennen, welch kolossalen Plan die Erbauer mit dieser Kathedrale hatten. Namentlich ist die Form und Verbindung der Apsiden des hohen Chors so durchaus eigenthümlich, daß die Kirche von Lagny vielleicht in dieser Beziehung ein Unikum ist. Der Pfarrer der Kirche, der sich an meinem Interesse für dieselbe erfreute, benutzte einen Besuch des Prinzen Carl, den ich auf das merkwürdige Bauwerk aufmerksam gemacht, um eine möglichst munifizente Unterstützung für seinen Baufonds zu erhalten, und angelte auch nach einem Besuche des Königs, von dem er wahrscheinlich ebenfalls — trotz der Feindschaft — einige tausend Francs mit keuschem Widerstreben angenommen haben würde. Die Eisenbahn war während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in Lagny nicht wieder in Stand gesetzt worden; eben so blieb die gesprengte, halb im Wasser liegende Marnebrücke eine Ruine.

Die Aussicht auf ein baldiges Ende des Krieges schwand von dem Augenblicke an, wo Herr Jules Favre nicht wieder nach Ferrieres zurückkehrte, und man fing an, sich mit den Eventualitäten einer langen Belagerung vertraut zu machen, hatte

aber noch keine Ahnung von den Armeen, die bald darauf aus der Erde zu wachsen begannen. Noch hielt man die französische Nation für so total entnervt und entmuthigt, daß ein weiterer Widerstand in offenem Felde kaum noch in die Berechnung gezogen wurde. In schneidendem Kontrast zu unserer Zuversicht standen die Ansichten, welche man von Franzosen vernahm, so weit eine ruhige Unterhaltung mit ihnen überhaupt möglich war. Sie gaben alle Niederlagen ihrer Armeen zu, gestanden, daß sie diesmal besiegt worden, behaupteten aber mit voller Bestimmtheit und Ueberzeugung, Paris würden wir doch nie bekommen. Wir glaubten nicht an den Heldenmuth der Entsagung und des Leidens, wie ihn die Pariser später beinahe ein halbes Jahr lang bewiesen. Jeder Franzose sagte uns aber voraus, daß es so kommen werde und kommen müsse, wie es nachher wirklich gekommen ist. — Selbst als Straßburg in unsere Hände gefallen war, blieben Maire und Pfarrer dabei, Metz und Paris bekämen wir nicht. Die Nachricht von dem Falle Straßburgs kam am 28. September, und ich war in Gonesse gegenwärtig, als der König sie den dort versammelten Offizieren der 1. Garde-Division mittheilte. Es war eine im höchsten Grade interessante Fahrt, die ich an diesem Tage in dem Norden unserer Einschließung bis in die Quartiere des Gardekorps machte. Herr Dr. Kayßler, Mitredakteur der Spenerschen Zeitung, welcher den ehrenvollen Auftrag hatte, für die gesammte Berliner Presse als Berichterstatter zu fungiren, begleitete mich auf dieser Fahrt. Er war mit gerechtfertigt großen Hoffnungen in das Hauptquartier gekommen, fand aber seine Stellung und Thätigkeit außerordentlich erschwert, da er zwar als Berichterstatter offiziell geduldet, aber weder für seine Einquartierung noch Verpflegung oder gar Fortschaffung gesorgt wurde. Ich hatte schon auf dem Wege nach Meaux Gelegenheit genommen, mit dem Kriegsminister General v. Roon, dem ich auf der Chaussee begegnete, von der üblen Lage des Dr. Kayßler zu sprechen und um größere Berück-

sichtigung für ihn zu bitten, aber keinen günstigen Bescheid erhalten. „Ich habe nur bewilligt, daß ein Berichterstatter für sämmtliche Berliner Zeitungen sich innerhalb unserer Armee ungehindert bewegen kann, mehr nicht! Alles Uebrige muß ich dem Herrn Berichterstatter selbst überlassen." Mir war diese Art, die Presse zu behandeln, nichts Neues. Dr. Kayßler war aber natürlich auf das unangenehmste davon berührt, und der Vergleich mit der Art und Weise, wie englische Reporter im Hauptquartier des Kronprinzen behandelt wurden, lag leider sehr nahe. Ich that alles nur Mögliche, um das Peinliche einer solchen Stellung für den Dr. Kayßler zu mildern; es gelang mir aber nicht, ihn über einzelne Momente einer bittern Stimmung hinwegzuheben. Auf dieser Fahrt bis Gonesse und nach Lagny zurück lernte ich ihn näher kennen und erfreute mich an seiner Tüchtigkeit.

Wir fuhren schon früh morgens ab, unterhalb Lagny über eine Pontonbrücke, dann fast ununterbrochen zwischen Landhäusern und großen Parks bis Chelles gerade westlich und von Chelles an nördlich und nordwestlich bis Gonesse, natürlich auf Umwegen in weitem Kreisbogen um die auf dieser Seite vorliegenden Forts. Ueberall hatte der Krieg schon seinen häßlichen Stempel aufgedrückt, aber man sah doch den außerordentlichen Wohlstand und den Lebensgenuß, der in dieser ganzen Gegend geherrscht haben mußte. Ich brauche hier nicht zu wiederholen, was ich anderweitig von dieser interessanten Fahrt erzählt, deren Höhepunkt die Nachricht von der Kapitulation Straßburgs war. Obgleich der Fall von Toul am 23. eigentlich für die aktive Kriegführung sehr viel bedeutender war als der Straßburgs, so hatte er doch nur einen schwachen Eindruck im Vergleiche zu dem von Straßburg gemacht. Toul sicherte uns unsere Verbindung mit der deutschen Heimat und war somit strategisch von größter Wichtigkeit; aber Straßburg hatte eine politische Bedeutung und sicherte den endlichen Erfolg. Auch der spätere Fall von Metz

machte einen großen Eindruck, aber doch keinen so mächtigen, wie der von Straßburg. Mit ihm war ein Jahrhunderte langes Sehnen der deutschen Nation erfüllt und wenigstens dieses Stück alter deutscher Erde wieder eingeheimst.

In Gonesse traf ich mit vielen Bekannten und Befreundeten aus Potsdam und Berlin zusammen, und es gab viel zu erzählen und mitzutheilen. Von allen Seiten hörte ich nur Freundliches über meine Berichte in der „Neuen Preußischen Zeitung", die auch hierher ihren Weg gefunden. Hat mich je eine schriftstellerische Arbeit schon im Augenblick des Schaffens erfreut, so waren es diese Berichte in der Kreuzzeitung, nicht weil ich sie für besonders gelungen oder auch nur gelungener als anderes hielt, sondern weil ich schon im Schreiben die positive Gewißheit hatte, daß wenige Tage nachher sich Hunderttausende in der Heimat darüber freuen würden. Diese Ueberzeugung wog schon so manche Unannehmlichkeiten auf, die bei dieser Art von Schriftstellerei gar nicht zu vermeiden sind, selbst unter den sonst bevorzugtesten Verhältnissen, in denen ich mich ja doch befand.

Leider konnte ich dem Könige von Gonesse aus nicht noch weiter bis in die Positionen des IV. Armeekorps folgen, denn meine Pferde hätten mir sonst auf den steilen Wegen bis Lagny den Dienst versagt; ging es doch schon langsam genug bei der Rückkehr. Auch der König kam erst sehr spät abends nach Ferrieres zurück.

Am Tage darauf begann wieder das gewöhnliche Hinüberfahren nach Ferrieres, wie auch weiter täglich bis zur Verlegung des Hauptquartiers nach Versailles. Neben dem Mangel an Lebensmitteln machte sich auch der Futtermangel für mein Gespann sehr fühlbar, so daß mir mein Wirth erklärte, er sei nunmehr außer Stande, etwas anzuschaffen, da ohne Ausnahme alles mit Beschlag belegt worden sei, und er keine Verfügung mehr über irgend etwas Eßbares habe. Er gab mir aber den

Rath, in dem Schlosse Guermantes, auf halbem Wege zwischen Lagny und Ferrieres, vorzusprechen. Dort seien noch reiche Vorräthe vorhanden, die vielleicht zu holen seien. Es lag auf diesem Schlosse ein württembergischer Artilleriestab, also war es immerhin sehr fraglich, ob man mir irgend etwas ablassen werde. Ich benutzte aber die Gelegenheit, als Prinz Carl eine Spazierfahrt nach Guermantes machte, und fuhr voraus dahin, um den fürstlichen Besuch anzukündigen, unter diesem Vorwande aber wo möglich etwas Pferdefutter zu erlangen. Anfangs imponirte ich dem Besitzer und seinem Haushofmeister als Abgesandter eines Prinzen, und mein Futterbedürfniß schien ein geneigtes Ohr finden zu sollen. Die dort einquartierten württembergischen Offiziere, denen ich meine kleine Kriegslist eingestand, versicherten aber, ich würde nichts bekommen; denn was der Herr Marquis nicht geben müsse, rücke er gewiß nicht heraus, und so kam es denn auch. Dagegen war sein Chateau ein wahres Museum der französischen Rococozeit, namentlich die Bildniß-Gallerie aus der Zeit Ludwigs XIV. Alle berühmten Personen de la cour du grand roi und der Regence fanden sich in vortrefflichen Oelbildern repräsentirt und füllten alle Räume, von dem großen Familiensaale in der Mitte mit seiner Aussicht auf den immensen Park und das Marnethal bis in die kleinsten Nebengemächer. Hier war wirkliche altaristokratische Pracht im schlagendsten Gegensatze zu der Börsenpracht in Ferrieres. Freilich lag auf Guermantes auch ein air de vétusté, ein Streiflicht aus der Haushaltung des Don Ranudo de Colibrades, während in Ferrieres noch alles neu und funkelnd war; freilich bekam ich in Ferrieres das Futter aufs reichlichste, welches mir in Guermantes schließlich mit hinreißender Höflichkeit abgeschlagen wurde; aber lieber war uns Guermantes doch!

Am 30. war in Ferrieres ein bewegter Tag. Der Ingenieur-General v. Kleist, welcher die ganze Umgebung von Paris zum Zwecke eines formellen Angriffs rekognoszirt hatte, stattete dem

Könige seinen Bericht ab; es fand Gratulation zum Geburtsfest Ihrer Majestät der Königin statt, und sollte dieses durch eine große Tafel gefeiert werden, zu welcher der Kronprinz von Versailles nach Ferrieres kommen wollte. Statt seiner kam aber die Nachricht, daß er auf seiner Fahrt plötzlich in ein sich entspinnendes Gefecht gerathen sei und vor Beendigung desselben nicht eintreffen werde. Es war der bekannte Ausfall gegen l'Hay und Villejuif. Gleich waren alle möglichen Kombinationen im Gange. Die Pariser hatten doch also trotz aller bisherigen Niederlagen noch den Muth und auch die verläßliche Truppenzahl, einen Ausfall zu unternehmen! Das sah nicht nach einer baldigen Unterwerfung aus. In allen Feldschlachten waren wir in der Zahl den Franzosen überlegen gewesen. Bei jedem Ausfalle mußten wir naturgemäß, namentlich in den ersten Phasen des Gefechts, schwächer sein; das konnte unerwartet einmal zu einem sehr unliebsamen Resultate führen. Stimmten doch alle Nachrichten aus Paris dahin überein, daß wirklich 600 000 bewaffnete Männer in der Stadt und in den Forts vorhanden waren. So herrschte denn keine besonders erfreuliche Stimmung in Ferrieres, bis die Nachricht eintraf, daß der Ausfall glänzend zurückgeschlagen worden sei. Die Nachricht, daß die Pariser unsere Truppen angegriffen, hatte sich übrigens mit unglaublicher Schnelligkeit in der ganzen Gegend verbreitet, und in Lagny sah ich zum ersten Male Gruppen von Einwohnern auf der Straße, die jeden vorübergehenden Preußen giftig anblickten und keineswegs wie bisher ihm aus dem Wege gingen.

Die Abendgesellschaften beim Prinzen Carl und beim Großherzoge von Sachsen-Weimar, zu denen ich fast täglich eingeladen wurde, waren in Lagny ungemein interessant. Nach der Reihe erschienen hier die bedeutendsten Persönlichkeiten und jede mit neuen, wenigstens verschiedenen Gesichtspunkten oder Nachrichten. In wenigen Minuten erfuhr ich dort mehr, als durch tagelange Erkundigungen und Besuche in den verschiedenen

Kanzleien. Da es an jeder anderen Vergnügung oder Zerstreuung fehlte, so drängte sich in dieser Abendunterhaltung alles zusammen, was den Reiz und die Wichtigkeit der Aktualität hatte. Man wußte sehr gut, daß ich Berichterstatter für die Staatszeitung und für die Neue Preußische Zeitung war, ließ mich vielleicht gerade deswegen vieles hören, was sonst wohl nur in vertraulichstem Gespräch berührt wurde, machte mich dafür aber auch für alles verantwortlich, was Falsches oder Ungeschicktes in irgend einer Zeitung erschien. Das folgende Billet des Prinzen Carl, welches ich ungefähr um diese Zeit in Lagny erhielt, giebt Zeugniß davon.

„In der Kreuzzeitung vom 15. September ist auf der vierten Spalte im Bericht über die Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser im Schlößchen Bellevue vor Sedan zu lesen, wie der Herzog von Koburg und der Prinz Wilhelm von Württemberg ihn bei dieser Gelegenheit begleitet hätten. Da nun aber der Kronprinz mit den beiden Brüdern des Königs lange Zeit die einzigen waren, die mit dem Könige vom Pferde stiegen, der Kronprinz im offenen Gartensaal, wir nebst dem Landgrafen von Hessen, Herzog Eugen von Württemberg, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und anderen Fürstlichkeiten unmittelbar vor dem Schlößchen im Garten eine halbe Stunde stehen blieben, so ist es mehr als auffallend, daß der Berichterstatter sein Wollende nur den Herzog von Koburg und den Prinzen W. von Württemberg gesehen haben will. C."

Natürlich mußte das erklärt werden, denn offenbar war der „Berichterstatter sein Wollende" auf mich gemünzt. An anderer Stelle habe ich bereits erwähnt, daß gerade mein Bericht über jene Zusammenkunft durch Aufhebung der Feldpost verloren gegangen war; so hatte die Redaktion, da sie nichts von mir erhielt, nach anderen Berichten greifen müssen. Offenkundig war der in der Noth gewählte aus dem Hauptquartier des Kronprinzen gekommen, welchem die genannten beiden Prinzen

attachirt waren; daher denn auch ihre vorzugsweise namentliche Anführung mit Uebergehung derjenigen Fürstlichkeiten, welche sich im Hauptquartier des Königs befanden. Es kostete denn auch keine Mühe, den Prinzen Carl von dem richtigen Sachverhalte zu überzeugen. Dergleichen Preßkontrolen und Empfindlichkeiten kamen während des Feldzuges noch öfter vor und über Dinge oder von Personen, von denen man das kaum glauben sollte. Es ist aber nun einmal ein eigenes Ding um das Gedrucktwerden, und kann man dabei seltsame, unerwartete Erfahrungen machen. Jedermann verleugnet sie und jedermann braucht sie, diese nun einmal ihrer Natur nach indiskrete Presse!

Am 5. Oktober wurde endlich das große königliche Hauptquartier nach Versailles verlegt. Beide Staffeln desselben machten sich von Ferrieres und Lagny aus gleichzeitig auf den Weg dahin, den anstrengendsten, den meine Pferde in der ganzen Kampagne zurückgelegt haben. Der schöne Herbsttag paßte so gar nicht zu dem traurigen Schauspiel, welches sich auf dem ganzen weiten Umwege über Villeneuve St. George und Le Roi darbot. Ueberall Verwüstung und Verlassenheit. Nur das reizende Chateau le Piple, wo kurze Zeit angehalten wurde, machte eine Ausnahme. Es lagen dort verwundete Offiziere, und die ganze Haushaltung war noch in Funktion. Aus dem Mansardenfenster des luxuriös eingerichteten Schlosses konnte man einen Theil des hell von der Sonne bestrahlten Paris vor sich liegen sehen. Mit wie verschiedenen Gefühlen, Hoffnungen und Befürchtungen mag es heute betrachtet worden sein! Da ich nicht mit dem großen Train der königlichen Equipagen fuhr, sondern mir auf eigene Hand nach einer vortrefflichen Spezialkarte meinen Weg durchs Land suchte, so wurde es mir schwer genug gemacht, mich zurecht zu finden, wenigstens bis ich den sogenannten „Kolonnenweg für den Belagerungspark“ erreicht hatte. Auf diese vielversprechende Benennung hin schrieb ich gleich unterwegs, als meine Pferde eine Zeit lang ausruhen mußten,

einen Bericht nach Berlin, daß das Belagerungsgeschütz bereits vor Paris angekommen sei; denn da stand es ja groß und breit: „Kolonnenweg für den Belagerungspark!“ und ich fuhr ganz lustig auf demselben nach Versailles. Der Bericht erwies sich denn auch sehr bald als einstweilen noch verfrüht. Später erst habe ich aus den Gefechtsrelationen und aus dem Tableau der französischen Stellungen an diesem Tage ersehen, daß ich einige Male doch sehr viel näher als rathsam in den Bereich der Kugeln hineingerathen war. Aber mein gutes Glück bewahrte mich auch hier vor einem verdienten Denkzettel. Die Glanzpunkte des Tages waren das Dejeuner im Garten des Hauptquartiers des VI. Armeekorps in Villeneuve le Roi und dann die Truppenbesichtigungen bei Wissour. Wer eine besondere Neigung zu Kontrasten hat, dem ist anzurathen, daß er sich einem Hauptquartier attachiren läßt. Mit dem Könige, aber keineswegs in seinem unmittelbaren Gefolge, waren auch einige Kanzleibeamte in Villeneuve le Roi angekommen und im höchsten Grade entrüstet, daß das Generalkommando VI. Armeekorps nicht auch für sie ein Dejeuner servirt hatte. Sie hatten so wenig wie ich etwas in dem Garten des Generalkommandos zu suchen oder irgend ein Anrecht, auf ihrer Durchreise von irgend jemand bewirthet zu werden. Mir wenigstens, der ich nur sehen wollte und allerdings auch sehen mußte, wenn ich in die Heimat berichten sollte, war es auch nicht im entferntesten eingefallen, daß man mich zur Theilnahme an dem Dejeuner einladen könnte. Die Herren eiferten aber so gewaltig gegen die Nichtachtung, welche ihnen dadurch widerfahren sei, daß ich lebhaft an den Streit der beiden Damen im Potsdamer Stadtschlosse über ein etwas besseres oder schlechteres Zimmer denken mußte, als der König und die Königin im Herbst 1848 Sanssouci verließen, um im Stadtschlosse gegen den drohenden Aufruhr gesicherter zu sein. Während die Truppen im Schloßhofe bei Wachtfeuern biwakirten, wildes Geschrei der Volksmassen

vor dem Schlosse Böses verkündete und selbst ein Pistolenschuß fiel, zankten sich die Damen über ein mehr oder weniger bequemes Zimmer! Où, diable, se niche donc la vanité!

Kurz vor Versailles fuhr ich über das Gefechtsfeld aus dem Jahre 1815, auf dem die Kavallerie-Brigade v. Sohr eine so empfindliche Niederlage erlitten. Ich hatte früher den Hergang ausführlich für den Soldatenfreund bearbeitet und konnte mich daher leicht orientiren. Unter wie anderen Verhältnissen näherten wir uns jetzt Versailles als damals! Wie anders stand Preußen jetzt! Vor allen Dingen war es jetzt keine alliirte, sondern eine durchaus einheitliche Kriegführung. Nur die Entschlüsse des königlichen Feldherrn waren maßgebend, und nur solche Rücksichten brauchten beachtet zu werden, welche von den allgemeinen politischen Verhältnissen geboten wurden. Eine durchaus nationale Armee mit aller Liebe und allem Haß, mit allen Vortheilen und bis jetzt ohne alle Nachtheile einer solchen. Bei unzweifelhafter Verdienstlichkeit auch ein beispielloses Glück. So zogen wir diesmal in Versailles ein.

Zum ersten Male sah ich in Frankreich neugierige Menschenmassen, offene Läden, einen ungestörten Verkehr, und man hörte vielfach die Aeußerung, so werde es auch bei dem Einzuge in Paris sein, wenn man sich nur von prahlenden Worten nicht irre machen lasse. Jedenfalls glaubte damals niemand, daß das Jahr und beinahe noch ein Vierteljahr vergehen werde, bis wir Versailles wieder verließen. Der Empfang des Königs durch seine Truppen war ein begeisterter. Schien es doch allen, als bedürfe es eben nur der Ankunft des Königs, um die Sache rasch zu Ende zu bringen. Freilich ließ die Enttäuschung nicht lange auf sich warten.

Nachdem ich die Einfahrt des Königs in das Präfekturgebäude mit angesehen, bezog ich mein Quartier, welches mir der Fourier dicht neben der Wohnung des Königs in dem Gebäude der früheren Post bei einer Dame Le Duc, der Eigen-

thümerin des Hauses, ausgesucht. Auch der Stallmeister des Königs, Rieck, der Assistenzarzt des Hauptquartiers und Hofrath Taglioni waren in diesem Hause einquartiert, welches übrigens noch alle Unbequemlichkeiten alter französischer Stadthäuser hatte, z. B. das Fliesenpflaster des kleinen Schlafzimmers, die Undichtigkeit aller Thüren und Fenster, dunkle Gänge. Die Wirthin, von aristokratischer Färbung, kränklich durch theilweise Lähmung, kam mir gleich mit vehementen Klagen entgegen, daß dieser Krieg sie vollständig ruinire, daß sie diese Unruhe nicht ertragen könne, daß man sie überbürde. Ich hatte, da mein Schreibtisch wartete, keine Zeit, mich von dem Grund oder Ungrund dieser Klagen zu überzeugen, erklärte, mit dem Schlafzimmer allein vorlieb nehmen zu wollen, beruhigte sie auch darüber, daß ich alle meine Bedürfnisse bezahlen würde und auch ganz bereit sei, ein anderes Quartier zu beziehen, wenn es nur nahe an der Wohnung des Königs zu beschaffen sei. Nur für das Mittagessen müsse ich allerdings den nach vorn heraus liegenden Salon in Anspruch nehmen, eben so, wenn ich Besuch erhielte. Sonst würde ich sie in meinem kleinen Schlafzimmer so wenig als möglich belästigen. Für meine Leute fand sich ein Bodenkämmerchen und für das Fuhrwerk Stallung und Wagenremise; so war ich denn für 153 Tage installirt, und als ich nach einer Woche anfragte, ob Madame Le Duc noch wünsche, daß ich mir ein anderes Quartier suchen möge, wurde ich eben so weinerlich wie beim Empfange beschworen, doch nur ja zu bleiben und vorlieb zu nehmen; Madame gratulire sich, eine so wenig exigeante Einquartierung erhalten zu haben.

Ein gar so ruhiger Gast war ich aber doch nicht, namentlich wenn nachts eine Ordonnanz nach der andern Telegramme für den König brachte und die Köchin einmal über das andere aus dem Bette mußte, um zu öffnen. Ebenso nahmen die Besuche oft kein Ende, obgleich ich mir diejenigen der Herren Reporters und Zeitungskorrespondenten alle auf die Zeit des

Mittagessens verlegte, wo sie sich in pleno ihre Neuigkeiten holten. Es war ihnen das ersichtlich nicht behaglich, weil jeder gern allein ernten wollte; aber nicht nur meine angestrengte Arbeit zwang mich zu diesem Arrangement, sondern auch die Vorsicht, mit keinem dieser Herren allein zu verkehren. Ich wußte zwar genau, was ich ihnen sagen sollte und sagen durfte; aber ich wollte für alles, was ich ihnen sagte, Zeugen haben und zwar eifersüchtige Zeugen, die sich gegenseitig auf die Finger sahen, so daß mich keiner in Verlegenheiten bringen konnte, die ja erfahrungsmäßig bei Zeitungskorrespondenten unvermeidlich sind und mir trotz meiner Vorsicht nicht erspart blieben. Anfangs kam eben einer nach dem andern, zuerst Mr. Kingston, Own-Korrespondent des Londoner „Daily Telegraph“, eine ungemein interessante Persönlichkeit. Einer aristokratischen Familie entsprossen, vereinigte er umfassendes Wissen mit einem erstaunlichen Sprachtalent und seltener Virtuosität in der Musik. Früher österreichischer Offizier, schien er so erfüllt von den Leistungen unserer Armee, daß er sich in seinen Artikeln unumwunden auf die Seite der preußischen Politik und Kriegführung stellte. Ich habe ihn in dieser Beziehung nie auf einer falschen Fährte betroffen. Mit großer Energie trotzte er allen Schwierigkeiten, scheute keine persönliche Gefahr, hatte aber allerdings auch die überaus reichen Mittel der Redaktion seiner Zeitung in einer Fülle zu seiner Disposition, die sich jedem Vergleich mit deutschen Verhältnissen dieser Art entzieht. Er war der Einzige, der täglich zu mir kam, wenn ihn seine wagehalsigen Exkursionen nicht aus Versailles entfernten, aber auch der Einzige, der nach der allgemeinen Sitzung beim Mittagessen noch allein bei mir blieb und ein halbes Stündchen am Kaminfeuer verplauderte. In seiner Begleitung befand sich ein junger Lord Adair, über dessen Verhältniß zu ihm ich nie ganz klar geworden bin. Der junge, sehr gescheite und resolute Mann trug eine englische Militäruniform und lebte grand train. Von anderer Seite

hörte ich, daß er der Zeitung „Daily Telegraph" freiwillig als Korrespondent diente, nur um einen Vorwand für seinen Aufenthalt im Hauptquartier zu haben. Er machte oft Exkursionen nach Metz, Straßburg, Orleans, war auch fast bei allen Ausfallgefechten gegenwärtig, der Typus eines militärischen Touristen.

Mac Lean hieß der Korrespondent des „Manchester Guardian" und einer New-Yorker Zeitung. Er hatte auf deutschen Universitäten, auch in Berlin, studirt, war Major in der Artillerie der Vereinigten Staaten Nordamerikas und hatte als solcher den Krieg gegen die Südstaaten mitgemacht. Die Schärfe seines Urtheils und sein militärischer Ueberblick frappirten mich oft. Doch war ich besonders vorsichtig gegen ihn, da alle anderen Korrespondenten eine entschiedene Abneigung gegen ihn hatten und sogar eine Art litterarischen Ehrengerichtes über ihn gehalten haben sollten. Er war scheu in Gegenwart anderer und ich gerade deswegen nie allein mit ihm.

Mac Duff, Artilleriegeneral der Vereinigten Staaten, ein Schotte von Geburt und Gesinnung, korrespondirte ebenfalls für ein New-Yorker Blatt, ich glaube, den „Herald". Ein durchaus gediegener Charakter, konservativ in einem Grade, wie ich bei einem Nordamerikaner nie gefunden. Er schien sich ungewöhnlich zu mir hingezogen zu fühlen; aber auch das verführte mich nicht, ihm mehr als den allgemeinen Mittagsbesuch zu gestatten. In artilleristischen Dingen bekundete er umfassende Kenntniß. In seinem Urtheil hatte er keine Vorliebe oder vorgefaßte Meinung und war in der That ein unparteiischer Beobachter, verlangte weniger nach Tagesneuigkeiten, als jede Erscheinung in ihren Motiven zu erkennen.

Dr. Löwinsohn, Korrespondent der Kölnischen Zeitung, hatte lange in Paris gelebt, war vertrieben worden und wurde mir durch seine Kenntniß der Dinge und Personen in Paris sehr nützlich. Natürlich liberal in landläufigster Bedeutung, wie es

sich für seine Zeitung schickte, machte er sich einiger Unvorsichtigkeiten in seiner Korrespondenz schuldig, welche ihm die Ausweisung aus dem Hauptquartiere zuzogen, vor der ich ihn schützte, wie ich dies anderweitig erzählt habe. In der Lösung seines Auftrages, die Bibliothek von St. Cyr betreffend, war ich vollkommen mit ihm zufrieden.

Dr. Hassel aus Berlin, Berichterstatter aus dem Hauptquartier des Kronprinzen für den Staatsanzeiger. Da ich mich beim Eintreffen in Versailles so bald als möglich der Berichterstattung für den Staatsanzeiger entledigte, weil ja beide Hauptquartiere nun in derselben Stadt vereinigt waren und die Berichte Dr. Hassels keiner Zensur von Seiten des Generalstabes unterlagen, so gab ich ihm täglich, was vom Könige und aus seiner Umgebung sich für die Oeffentlichkeit eignete. In den letzten Monaten nahm auch er entweder Theil an der Mittagsversammlung oder kam abends, oder ich ging, wenn er krank war, zu ihm, um ihn au courant zu erhalten. Mit ihm, dem Preußen, machte ich natürlich eine Ausnahme und konnte es, da er Takt hatte und überdies durch seine Stellung im kronprinzlichen Hauptquartier gedeckt war. Er tadelte es entschieden, daß ich auch den anderen Korrespondenten mittheilte, was ihre Berichte interessant machen konnte, und glaubte, daß wir das Beste nur für uns behalten müßten. Ich will aber in meiner ganzen Thätigkeit nicht einer Zeitung, nicht meinem Vortheil und meinen Geltungen, sondern ich will meinem Herrn dienen, wie und wo ich kann, wohlverstanden: nach meinem Ermessen und in vollständiger Unabhängigkeit.

Sonst kam täglich ohne Ausnahme der in Versailles stationirte persönliche Adjutant des Prinzen Albrecht von Preußen, erst Major v. Hagen vom litthauischen Dragoner-Regiment, dann der Hauptmann v. Schleinitz, zu mir, um für seine Berichte aufzuzeichnen, was den Prinzen, der sich bei der Süd-Armee befand, interessiren konnte. Bei meiner dankbaren Anhänglichkeit

für den Prinzen diente ich gern und erfuhr durch diese Besuche auch manches, was ich sonst kaum erfahren haben würde, da beide Herren ja auch anderweitig den ganzen Tag über Erkundigungen einzogen. Das war mir besonders deswegen wichtig, weil ich durchaus keinen öffentlichen Ort, keine Zusammenkunft besuchte, also auch in manchen Dingen nichts erfuhr, während ich in anderen sehr viel mehr wußte, als irgend einer. Der Herzog von Sachsen-Koburg hatte zwar die Gnade, mich zu dem alle Abende im Hotel des Reservoirs stattfindenden Klub einzuladen; ich bin aber nie hingegangen und habe überhaupt nur einmal, als Gast des Prinzen Albrecht, dort gegessen. So viel ich auch exzitirt wurde, an abendlichen Zusammenkünften Theil zu nehmen, hielt ich mich doch konstant fern davon und glaube noch heute, gut daran gethan zu haben; denn namentlich das Hotes des Reservoirs war die Brutstätte mancher Unannehmlichkeit, leider auch der chronique scandaleuse, mir also doppelt zuwider.

Trotz dieses anscheinend so bewegten Lebens war mein Dasein in Versailles ein sehr einförmiges. Obgleich oft morgens durch die vielen während der Nacht erhaltenen Telegramme sehr ermüdet, stand ich doch in den Herbst-, wie in den Wintermonaten täglich um 6 Uhr auf. Mein Trainsoldat heizte ein, reinigte die Kleider, forderte und erhielt die Verhaltungsbefehle für den Tag. Wie immer, erschien ich auch im Felde stets im Frack und weißer Halsbinde beim Könige und wartete im Zimmer des dienstthuenden Kammerdieners, bis der König aus seinem Schlafzimmer in das Arbeitszimmer trat. Entweder trank ich hier, während der Kammerdiener sich beim Könige befand, oder wenn ich vom Könige herauskam, Thee aus der königlichen Küche.

Beim Könige eingetreten, stand ich vor dem Tische, an welchem er seinen Kaffee trank. Die Photographie dieses Zimmers in der Versailler Präfektur ist ja allgemein bekannt, und ich

stand fünf Monate lang an jedem Morgen, meist bis 9 Uhr, genau da, wo der Photograph bei der Aufnahme gestanden hat. Während der noch dunklen Wintermorgen stand neben dem Kaffee eine Lampe auf dem Tische, und ich war gezwungen, beim Vorlesen das Blatt zwischen die Lampe und den Kopf des Königs, fast über das Kaffeeservis zu halten, so daß dadurch eine seltsame Gruppe entstand, die mich oft in Verlegenheit setzte. In der ersten Zeit waren es zu Versailles Nachrichten aus der Heimat und aus dem übrigen Europa, als aber hin und wieder, zuletzt sogar regelmäßig, Zeitungen aus Paris kamen, Auszüge aus diesen, welche ich vorzulesen hatte. Da ich jede Notiz, die ich vorlesen wollte, vorher roth anstrich und die sämmtlichen gebrauchten Zeitungen von dort mitgebracht und der Sammlung des Kaisers einverleibt habe, so kann man sich auch jetzt noch überzeugen, wie vollständig der Kaiser über alle Vorgänge unterrichtet war. Anfangs und in der Zeit der Erregung interessant, wurde mir das Zeitungslesen zum Behufe des Vortrages zuletzt nahezu unerträglich, besonders wegen des unflätigen Schimpfens und der geradezu unglaublichen Lügen der ganzen französischen Tagespresse, und doch mußte es gelesen werden, denn in dem Wuste der Verlogenheit und des Hasses fanden sich doch Körnchen, die zu brauchen waren.

Meine Wohnung, dicht neben der Präfektur in der Avenue de Paris, mit den Fenstern des Vorderzimmers auf die Straße, gab mir die Möglichkeit, alle Vorgänge mit anzusehen, zu deren Mittelpunkt die Wohnung des Königs wurde. Alle Durchmärsche von Truppen, alle Besichtigungen und Begrüßungen der Regimenter und Korps durch den König, alle Deputationen, Ankommende und Abreisende von Bedeutung konnte ich sehen. So wenig ich ausging, so fehlte ich doch nie bei dem großen Zapfenstreich, der jedesmal dem Eintreffen einer Siegesnachricht folgte und so ziemlich das ganze Personal des Hauptquartiers vor der cour d'honneur der Präfektur versammelte. Es waren das

auch Momente höchster Begeisterung. Freilich standen sie oft in schrofffstem Gegensatze zu den Nachrichten, die ich am Morgen überbracht, und über die ich besorgte Urtheile gehört; denn die Dinge standen doch manchmal wesentlich anders, als sie in den Zeitungen zu lesen waren, namentlich zur Zeit der Kämpfe um Orleans und bei Le Mans. Wer wollte leugnen, daß wir bei aller Tüchtigkeit, Bravour und Verdienstlichkeit doch auch ein unverschämtes Glück gehabt! Die feindlichen Generale waren zum Theil mit einer Blindheit geschlagen, die in der Kriegsgeschichte ihres Gleichen sucht, und die Masse der von den Franzosen begangenen Fehler überwiegt bedeutend die Zahl unserer Erfolge und gelungenen Kombinationen.

Zweimal gelang es den Franzosen, selbst den Grafen Bismarck zu überlisten, das erste Mal in Ferrieres bei den Unterhandlungen über den Waffenstillstand, den die Franzosen erklärten nur dann eingehen zu können, wenn während desselben die Proviantirung von Paris gestattet werde. Da dies mit der äußersten Hartnäckigkeit verlangt und sogar die Verhandlung abgebrochen wurde, so mußte man daraus schließen, daß Paris nur noch auf kurze Zeit mit Lebensmitteln versehen sei, und in diesem Glauben wendete man nicht gleich im Anfange die ganze militärische Kraft an. Hätte man gewußt, daß die Verproviantirung der Stadt noch auf fünf Monate ausreichte, so würde man mit dem ernsten Angriffe nicht so lange gezögert haben. Jules Favre muß es aber gewußt haben; daher war sein Beharren und Lamentiren, sein Drohen und Beschwören ein geschickter diplomatischer Schachzug, der den Bundeskanzler wie den Chef des großen Generalstabes irre führte. Man glaubte eben an eine schon vorhandene Noth und war getäuscht worden.

Die zweite Täuschung verdanken wir dem alten Thiers, als er vorgab, zur Ratifikation der Friedensbedingungen durch die Nationalversammlung in Bordeaux wenigstens einer Woche zu bedürfen. Darauf hin baute der König seine Berechnung,

daß alle seine Truppen, die um Paris gestanden, wenigstens einen Tag in der Hauptstadt gewesen sein sollten, ehe der Abmarsch bis zur Grenze oder in die Heimat erfolgte. Am ersten Tage sollten 30 000 Mann einrücken, die Nacht über dort bleiben und am Mittage des nächsten durch andere 30 000 Mann abgelöst worden. Da sich dann im Moment der Ablösung 60 000 Mann in Paris befinden mußten, so wollte der König eine Woche lang jeden Tag eine große Parade in den Champs élysées abhalten, so daß nach und nach jeder Soldat Paris betreten haben würde. Diesen ganzen Kalkül warf die Schlauheit des späteren Präsidenten der Republik über den Haufen, denn er erlangte in einem Tage, wozu er Wochen zu gebrauchen vorgegeben hatte. Mit welchen Gefühlen die Armee diese Botschaft aufnahm, weiß jeder, der den Feldzug mitgemacht, und mag sich jeder denken, der die Berichte über ihre Thaten gelesen. Es war eine harte Probe, auf welche das Gefühl des Königs und seiner braven Armee gestellt wurde!

So gleichmäßig mein Leben in Versailles, so bewegt war es doch auch. Hier der Tageslauf: Jeden Morgen 6 Uhr auf, obgleich das im Winter und in dem mit Steinfliesen gepflasterten Schlafzimmer oft in hohem Grade unerfreulich war; dann Toilette für den Vortrag beim Könige gemacht, denn auch hier vernachlässigte ich nie die äußere Erscheinung. Hatte ich, gewöhnlich um 9 Uhr, geendet, so stieg ich in den unterdessen angespannten Wagen und begann meine Runde zum Oberst Grafen Waldersee, zum Feldpolizei-Direktor Stieber, zum General v. Werder, unserem Militärbevollmächtigten in Petersburg, zum Dr. Hassel, zur Post, in das Proviantamt und zu einem der englischen Korrespondenten, zuletzt immer in das Quartier des Prinzen Carl, wo ich aber des morgens nie ihn selbst, sondern nur seine Umgebung, besonders den Hofmarschall Grafen Dönhof, sprach. So kam ich jeden Tag reich mit Neuigkeiten, Nachrichten und Zeitungen versehen nach Hause zurück, kochte mir

nun selbst meinen Thee und aß während ganzer fünf Monate rohen Schinken dazu, den ich der königlichen Küche verdankte. Dann ging es an die Arbeit, damit alles zum Abgang der Post für die Zeitungen, für Frau und Kind und für den Feld-Soldatenfreund fertig war. Ließ sich dann Zeit gewinnen, so besuchte ich wohl auf eine halbe Stunde die Galerien im Schloß, die ja eben nur durch wiederholte Besuche in ihrem immensen Umfange ganz kennen zu lernen sind. Einige Monate nahm auch das Ordnen der St. Cloud-Bibliothek in einem Hinterzimmer der Präfektur in Anspruch. Mein Mittagessen bestand 150 Tage lang, einen Tag wie alle Tage, aus Kohlsuppe (soupe aux choux) und einem Stück Rindfleisch, allerdings abwechselnd zubereitet. Während desselben kamen die Reporter und Korrespondenten, die oft mit Verwunderung meiner einfachen Kost zusahen und meine eigensinnige Mäßigkeit nicht begreifen konnten. Auch die Köchin und das Stubenmädchen der Madame Le Duc konnten sich nicht genug verwundern, daß ich nicht eben so kopios und glänzend frühstückte und dinirte wie die anderen im Hause einquartierten Herren; denn das Déjeûner à la fourchette ist nun einmal in Frankreich der eigentliche Mittelpunkt des Tages, um den sich alles dreht. Dann ging es wieder an die Arbeit und abends, meist einen Tag um den andern, zum Thee beim Prinzen Carl. Einige Wochen lang gab ich abends 9 Uhr dem Grafen Waldersee Unterricht in der englischen Sprache. Zur Ruhe kam ich selten vor 12 Uhr und konnte fast nie ohne Unterbrechung durch eine telegraphische Depesche schlafen. War sie wichtig, drohte irgend etwas, so war es meist um die übrige Nachtruhe geschehen; nach unwichtigen hatte ich mich bald an rasches Wiedereinschlafen gewöhnt. Auch der nächtliche Kanonendonner störte mich nicht erheblich, obgleich mein Fenster oft heftig davon erklirrte; als aber endlich auch unsere Batterien zu feuern begannen, konnte ich nur schwer einschlafen.

Mein Trainsoldat, über den ich bis Weihnachten keinerlei Klage gehabt, konnte den Wein nicht vertragen, den er theils geliefert, theils von dem Dienstmädchen zugesteckt erhielt und, da er mehr Geld bekam, als ihm gut war, auch noch kaufte; er machte dumme Streiche und mußte erst in Arrest gesetzt, dann aber, als er sich dadurch nicht warnen ließ, in Reih' und Glied zurückgestellt werden. Schade! Wäre er mit mir zurückgekehrt, würde ich für seine Zukunft gesorgt haben, und ich glaube, er hat sein Glück verscherzt. Sonst tüchtig und zuverlässig in allen Dingen, diensteifrig und anhänglich, konnte er dem guten Wein und den Frauenzimmern nicht widerstehen. Kurz, es ging eben nicht mehr. Statt seiner wurden nach einander drei andere Soldaten zu mir kommandirt; endlich fand sich zur Heimreise ein Mensch, dem daran gelegen war, überhaupt nach Hause zu kommen, — er schien einen Cigarrenhandel betrieben zu haben, — und sich mir zur Bedienung anbot. Als ich ihn bis nach Berlin mit zurückgebracht, verschwand er spurlos, und ich habe ihn nie wiedergesehen; einer von den wenigen Menschen, die mir Dienste geleistet und sich nachher nicht gemeldet, damit ich ihnen dergleichen leisten möge. Da ich so gar nichts von ihm erfahren konnte, wer und was er oder seine Eltern, sein Beruf u. s. w. waren, so vermuthe ich fast, ich habe ihm einen größeren Dienst geleistet, ihn aus Frankreich herauszubringen, so daß niemand ihn fangen konnte, als er mir durch seine kurze Bedienten-thätigkeit.

So regelmäßig im ganzen das Leben in Versailles war, so fehlte es doch auch nicht an Episoden, zu denen ja auch die verschiedenen Ausflüge zu den Truppen gehören. Ueber St. Cloud habe ich schon anderweitig erzählt. Einmal fuhr ich auch mit dem Grafen Waldersee dorthin, als der Waffenstillstand schon geschlossen war, um uns die Batterien zwischen der Lanterne de Diogène und Sèvres zu besehen. Ein schöner Tag, Aussicht auf baldige Heimkehr, das Bewußtsein vollendeten

Sieges und des Einmarsches in Paris hatten uns froh gestimmt. Diesmal durchwanderte ich die Ruinen des Schlosses doch etwas sorgloser, als damals beim Retten der Bibliothek, und selbst mein Kutscher hatte unter diesen Umständen, wo keine Granaten zu fürchten waren, nichts mehr gegen meine Spazierfahrt einzuwenden. Bei der Batterie fanden wir mehrere Offiziere. Die Erscheinung eines kleinen, korpulenten Mannes mit weißem Haar in so kriegerischer Umgebung und in Begleitung eines Flügeladjutanten des Königs mochte ihnen auffallen, und die Offiziere erkundigten sich bei ihm, wer ich sei. Ich hörte das nicht, aber ich sah es, oder vielmehr ich fühlte es heraus. Merken wir doch stets, wenn von uns die Rede ist. Als Graf Waldersee dann zu mir zurückkam, war er auffallend dienstfertig und beflissen um mich herum, und als ich darauf an den Offizieren vorüberging, grüßten diese sämmtlich in fast ehrerbietiger Haltung, so daß es mir auffiel und ich in Verlegenheit gerieth. Erst als wir zurückfuhren, erklärte mir Graf Waldersee das Räthsel. Die Offiziere hatten mich für Thiers gehalten, der ja damals die Waffenstillstandsverhandlungen so lebhaft führte; daher der Eindruck, den ich auf die Herren machte, die schön gelacht haben mögen, als sie später erfuhren, daß man sie in dem Irrthum bestärkt hatte.

Ein drittes Mal machte ich denselben Weg mit Hackländer und einem der Brüder Hallberger aus Stuttgart. Auch ein seltsames Zusammentreffen. Hackländer war gewissermaßen mein Doppelgänger oder ich der seinige. Seine Schriften als Unteroffizier der Artillerie waren eben so populär in der Armee wie mein Soldatenfreund, er war, wenigstens einige Zeit, Schauspieler gewesen, hatte Romane und Novellen geschrieben, hatte eine Hofkarriere gemacht, kurz, es gab der Berührungspunkte so manche zwischen uns, daß wir uns eigentlich schon öfter im Leben hätte begegnen müssen, um so mehr, als wir später auch in dem liebenswürdigen Eduard v. Hallberger einen gemein-

schaftlichen Verbindungspunkt hatten; aber wenn ich nach Stuttgart kam, war er, kam er nach Berlin oder Potsdam, war ich verreist. Kurz, es wollte sich fast 30 Jahre lang — das mag wohl die Zeit unseres gleichartigen Wirkens sein — nicht fügen, daß wir zusammentrafen. Nun sollte es in Versailles geschehen, wo er mich mit Karl Hallberger besuchte, aber nur wenige Tage blieb. Mit beiden machte ich den dritten Ausflug nach der St. Cloud-Batterie, einer der wichtigsten während des ganzen Bombardements. Ich denke, wir haben uns gegenseitig gefallen.

Beim Erwähnen des Thiers-Quidproquo kommt mir ein ähnlicher Scherz aus dem Jahre 1851 in Erinnerung, wo ich König Friedrich Wilhelm IV. zur Huldigung nach Hohenzollern begleitete. Ich fuhr mit dem Kabinetssekretär Noël und bemerkte zum ersten Male in Haigerloch, daß mich die in dichten Gruppen die Ankunft des Königs erwartenden Bewohner mit besonderer Ehrfurcht begrüßten und mir selbst dahin nachgingen, wo man eben nicht gesehen werden will. Mein Wagengefährte hatte die Parole ausgegeben, ich sei der Ministerpräsident v. Manteuffel. — Der Scherz dauerte, bis wir in Hechingen ankamen, und mag den Verschworenen Spaß genug gemacht haben.

Außer St. Cloud war St. Germain das Ziel wiederholter Ausflüge, das erste Mal zu einem überaus glänzenden Déjeûner dinatoire im Pavillon Louis XIV., in welchem le grand Monarque geboren sein soll; wenigstens fehlt es in den Stuckaturen und Emblemen nicht an Hinweisungen auf dieses Ereigniß. Die Geschichte weiß es indessen besser, als der Stuckateur. Der Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, Gemahl unserer Prinzessin Anna Carl, hatte mit seinem Schwiegervater, dem Prinzen Carl, und dessen Gefolge auch mich eingeladen, wahrscheinlich, weil er mich manchmal in Lagny in den Abendgesellschaften des Prinzen Carl gesehen. Ich war um so erstaunter über diese Einladung, aber auch erfreuter, als ich nicht glaubte, daß der Prinz mir

eine Aeußerung vergeben habe, zu der er mich in Lagny herausgefordert. Prinz Carl hatte mich nämlich dort zum Diner befohlen, wo ich mit seinem Schwiegersohne zusammentraf, der sich im Jahre 1866 ebensowenig wie seine Gemahlin zu Preußen gehalten, im Gegentheil, zu dessen entschiedenen Gegnern gezählt worden war, sich aber für den Feldzug 1870 vollständig mit dem preußischen Hofe ralliirt hatte. Das Diner war sehr animirt gewesen, und der Prinz schien in einer sehr frohen Laune, als er nach Tische meinen Arm nahm und mit mir vor dem Hause spazieren ging. Er sprach viel von seinem Regimente, den Thüringischen Ulanen Nr. 6, rühmte deren Tapferkeit und sprach seine Freude aus, Chef gerade dieses Regiments zu sein. Dabei fragte er mich: „Nicht wahr, Schneider, jetzt gefalle ich Ihnen?“ Ich konnte meine Zunge nicht halten und antwortete: „O ja! Eure Hoheit. Jetzt in der That!“ „Warum betonen Sie das Jetzt so?“ „— Weil Eure Hoheit es selbst betont haben, und weil Eure Hoheit mir allerdings 1866 in Ihrer Haltung gegen meinen königlichen Herrn nicht gefallen haben.“ Der Prinz ließ meinen Arm los und sah mich mit einem unbeschreiblichen Gesichte an. Der Zufall wollte, daß eben Prinz Carl selbst herantrat und das Gespäch eine ganz andere Wendung nahm. Ich glaubte kaum, daß ich wieder die Ehre haben würde, von dem Prinzen angeredet zu werden; mochte er aber meine Aufrichtigkeit ehren, oder war meine Aeußerung mit der frohen Laune zusammen vergessen worden, kurz, ich war erstaunt und erfreut, als ich jene Einladung nach St. Germain erhielt, wo die dem Prinzen gewordene Verleihung des Eisernen Kreuzes gefeiert werden sollte. Ich fuhr mit dem Grafen Kleist, einem Delegirten des Johanniter-Ordens, dorthin und darf wohl sagen, daß ich einen der angenehmsten Tage in St. Germain verlebt habe. Es wurde bei offenen Fenstern, die gerade auf den Mont Valerien gingen, gegessen und fleißig das mächtige Fernrohr benutzt, durch welches man das Ablösen

der Posten auf den Wällen sehen konnte. Einmal kam eine starke Kolonne in der Richtung auf La Malmaison aus dem Fort, und es gewann fast den Anschein, als solle ein Ausfall gemacht werden. Der Garçon sagte aber, das sei nichts, das thäten die Truppen auf dem Valerien täglich, um die Kartoffeln von den Feldern zu ernten. Der Prinz lag in St. Germain im Quartier, und wir besahen auch eine von ihren Bewohnern verlassene Villa, in welche er übersiedeln wollte. Dort fand ich in einem wohlassortirten Bücherschranke auch eine Ausgabe der Gedichte Alfred Mussets, las mit Vergnügen die schnöde Antwort des Dichters auf das Beckersche Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!" denn ein glücklicherer Gegensatz, als ein Diner preußischer Prinzen in St. Germain mit der Aussicht auf das belagerte Paris war für die Lektüre des Mussetschen Gedichtes: „Nous l'avons eu, Votre Rhin allemand!" nicht zu wünschen. Ich konnte mich nicht enthalten, das Buch aufgeschlagen auf den Bibliothektisch zu legen und unter die Seite zu schreiben: „Non, Vous ne l'aurez jamais, notre Rhin allemand! Lu et approuvé par nous, und nun folgten die Namen der fürstlichen Personen, die ich um ihre Unterschrift in dieses zum Album gemachte Buch bat. Der zurückgekehrte Besitzer der Villa wird sich über dies lu et approuvé par nous nicht besonders gefreut haben; hat er sich das Buch der Kuriosität wegen aufgehoben, so kann es zu einer historischen Merkwürdigkeit werden! Wir fuhren auf dem breiten, gepflasterten Wege zurück, auf welchem sich 1815 die Kavallerie-Brigade v. Sohr nach dem unglücklichen Ueberfallgefechte bei und in Versailles am 1. Juli hatte zurückziehen müssen. Da gab es denn allerlei Erinnerungen und Vergleiche.

Ein zweiter Ausflug nach St. Germain galt dem napoleonischen Museum daselbst, das ich am Tage jenes Dejeuners nicht hatte besuchen können. Welch ein reicher, unvergeßlicher Genuß! In diesem Museum hat sich Kaiser Napoleon III. ein Denkmal

gesetzt, welches sein Unglück lange überdauern wird, und haben sich nur erst die Leidenschaften abgekühlt, gelangt nur erst eine gerechte Würdigung zur Geltung, so wird man auch erkennen, was er in dieser Schöpfung für die Wissenschaft geleistet. Man hat wohl Aehnliches, aber nichts Gleiches und namentlich nichts so Einheitliches, Abgeschlossenes. Hier ist allerdings nicht der Ort, einen räsonnirenden Katalog dieser wunderbaren Sammlung zu schreiben. Er würde auch wie ein Panegyrikus auf den Kaiser Louis Napoleon klingen, und ein solcher gehört freilich nicht in die Erinnerungen an den Feldzug gegen ihn. Ich kann nur sagen, daß ich fünfmal nach St. Germain fuhr, um dieses Museum so recht nach Herzenslust zu studiren.

Einmal fuhr ich nach Bougival an der Seine, um mich bei dem dort stehenden 46. Infanterie-Regiment nach dem Unteroffizier Bock, Sohn des Buchhändlers Bock in Berlin, zu erkundigen; ich glaubte, bei dem Kommandeur des Regiments, Oberst v. Eberhardt, demselben, den ich von Buzancy bis Besace in meinem Wagen mitgenommen, die beste Nachricht darüber zu erhalten; leider hatte ich die Nummer verwechselt; der junge Bock stand beim 47. Regiment. Doch war mir das Wiedersehen mit dem Oberst v. Eberhardt unter so veränderten Umständen sehr interessant, um so mehr, als ich mich überzeugte, daß Bougival einer der exponirtesten Punkte unserer Stellung gegen Paris war. Die Fenster des Zimmers, in welchem ich mit dem Obersten saß, gingen in einen kleinen Berggarten, in welchen kaum zehn Schritt vor den Fenstern kurz vorher eine der Riesengranaten des Mont Valerien eingeschlagen war, sich einen tiefen Trichter in den Rasenboden gebohrt und ihre Sprengstücke gegen das Haus geschleudert hatte. Beim Abschiede wollte ich versuchen, die Straße am linken Seine-Ufer entlang zu fahren, stand aber bald davon ab, da die Chassepotkugeln vom andern Ufer her herüberschlugen. Unter solchen Umständen und ohne

jeden Zweck der Gefahr trotzen, sie herausfordern wollen, ist kein Muth, sondern Uebermuth und jedenfalls ganz unnütz.

Weitere Ausflüge, obgleich ich vielfach dazu aufgefordert wurde und manche auch meinen Wünschen entsprochen hätten, z. B. nach Fontainebleau, Maintenon, Dreux, St. Denis, Montmorenci, Compiegne, machte ich nicht, weil mir die Zeit für meine Arbeiten zu kostbar war. Ich war nicht zu meinem Vergnügen, sondern zur Arbeit mitgenommen worden und hätte um keinen Preis einen Vortragsmorgen beim Könige versäumt. Allerdings habe ich dadurch auch sehr viel weniger gesehen und erlebt, als viele andere im Hauptquartier Verkehrende. Dafür entschädigte mich aber ein Vorzug, dessen Wichtigkeit und Bedeutung mich so vollständig erfüllte, daß alles Andere mich kühl ließ.

Mit den Herren der Versailler Stadtbibliothek hatte ich einige interessante Unterhaltungen. Die Theeabende beim Könige fingen sehr bald an langweilig zu werden; wie man sich denn überhaupt die Gesellschaften bei fürstlichen Personen sehr viel interessanter denkt, als sie sind, oder vielmehr, als sie sein können. Von wirklich wichtigen Dingen spricht weder der König, noch giebt er zu, daß in seiner Gegenwart von dergleichen gesprochen wird. Das wäre in der That, noch dazu in einem Hauptquartier, denn doch eine zu verantwortliche Sache! Gerade von den gleichgültigsten Dingen wird gesprochen, und auch diese werden nur mit Auswahl und Vorsicht berührt. Anfangs halfen die illustrirten Werke aus, welche ich beim Ordnen der St. Cloud-Bibliothek für die Theeabende heraussuchte. Sie waren aber meist belehrend, wenige nur unterhaltend. So kam ich denn auf den Gedanken, einmal nachzusehen, ob die Stadtbibliothek nicht aushelfen könne. Sie verdient ihren guten Ruf, ist reichhaltig und vortrefflich geordnet, ob auch in gleichem Maße benutzt, ist eine andere Frage. Die Herren Kustoden schienen mir wenigstens sehr exklusiv und geneigt, die litterarischen Schätze mehr wie eine Domäne zu eigenem und zum Hausgebrauch zu

betrachten, als für das Publikum. Als ich das große Haus betrat, schien alles ausgestorben, die Thüren waren geschlossen, die Gänge verödet. Mit Mühe erwischte ich endlich einen aus Angst in das Hinterhaus geflüchteten Concierge und fragte ihn nach dem Vorsteher und den Beamten der Bibliothek.

„Alle abgereist!" meinte er.

„Also wirklich niemand mehr in ganz Versailles, der diese schöne Bibliothek bewacht und sie vor Beschädigung schützt?"

„Non, Monsieur."

„Nun, so muß ich wohl dafür sorgen; denn ich bin der Bibliothekar des Königs von Preußen und werde morgen eine Kompagnie Soldaten zum Schutze der kostbaren Sammlung hier in dies Haus legen lassen."

„Mais, Monsieur!"

„Il n'y a pas de mais, Monsieur le concierge. Je reviendrai demain, et j'espère trouver un ou deux de ces Messieurs à leur poste. Si non, je m'installerai dans le corps de logis de Mr. le chef, et je soignerai moi-même Votre bibliothèque. Tachez, de trouver les employés, et dites leur, que je compte demain sur leur présence."

Vollständig pétrifié sah mir der Concierge nach; meine Alternative mußte aber doch wohl gewirkt haben; denn als ich am nächsten Tage eintrat, fand ich die Thüren zu den Bibliotheksälen geöffnet und die Schreibpulte im Geschäftszimmer besetzt. Mit verbindlichster Höflichkeit wandte ich mich an den ältesten der anwesenden Herrn und sagte ihm, er möge einige Ethnographika, Illustrirtes und dergleichen, besonders auf Versailles Bezügliches sofort in die Präfektur senden. Nach gemachtem Gebrauche beim Thee Seiner Majestät würden die Werke zurückgesandt werden und andere, soweit die Bibliothek damit versehen sei, zu senden sein.

Mit äußerstem Entsetzen hatte mein Interlocutor das Ansinnen gehört. „Mais, Monsieur, — le règlement de la

bibliothèque préscrit une permission de la part des autorités de la ville. Vous comprenez —"

„Non, Monsieur, je ne comprends rien! Il s'agit d'un ordre de Sa Majesté, mon auguste maître —"

„Je suis désolé — mais — Mr. le maire et les autorités — il me faudrait toujours une permission. Vous concevez —"

„Pardon, je ne conçois rien. S'il Vous faut un ordre, je Vous le donne, et je Vous préviens, que Vous seriez beaucoup plus desolé, qu'à présent, si cet ordre ne serait pas strictement obéi. Ainsi, j'attends Votre premier envoi pour ce soir! Maintenant, l'affaire terminée — causons en bons confrères. —

Und siehe da, nachdem ich dem Herrn seinen Standpunkt zum Herrn Maire und zum Könige von Preußen klar gemacht, plauderten wir in der That ganz behaglich von Bibliotheken, Bibliophilen, Bibliomanen, Elzevirs, Incunabeln u. s. w. Die Sache war arrangirt. Es wurden mehrere Sendungen illustrirter Werke in die Präfektur gebracht; ich machte es mir aber auch zur besonderen Pflicht, für die pünktliche Rücksendung zu sorgen.

Ein Hauptquartier ist überhaupt ein Gegenstand der seltsamsten Kontraste, die aber doch alle nebeneinander laufen und einem, alles Andere ausschließenden Ziele zustreben müssen. Je höher die Stellung, desto weniger gewahrt man allerdings diese Kontraste, weil man sich eben nothgedrungen nur in der einen engbegrenzten Sphäre bewegen muß und sehr begreiflich diese auch für die Hauptsache hält. Wer aber, wie ich, theils durch seine persönlichen Verhältnisse, theils durch seine Aufgaben mit den verschiedensten Radien dieses Zauberkreises in Berührung kam, der konnte hin und wieder diesen Cercle zu einem cercle vicieux werden sehen. So sehr ich an mein Quartier und meinen recht unbehaglichen Schreibtisch gefesselt war, so wenig ich ausging, so kamen doch in den fünf Monaten meines Aufenthaltes in Ver-

failles mehrere Fälle vor, in denen mir jedesmal dieser Kontrast zum Bewußtsein kam und ich inmitten der einen Gesellschaft an den so ganz verschiedenen Charakter der anderen denken mußte.

Heute aß ich mit den Offizieren der königlichen Stabswache, welche sich einen besonderen Mittagstisch zusammen eingerichtet hatten. Hier war nur von militärischen Operationen, Anwendung äußerster, rücksichtsloser Gewalt die Rede. Jede Zögerung, jede Schonung, jede Rücksicht auf künftige Verhältnisse, in denen doch weiter gelebt werden mußte, wurde hier bei Seite gesetzt, nur das zunächst Dringende anerkannt. Keine Politik, keine Vorausberechnung, keine Abwägung der Verhältnisse, nur gewichtigster Nachdruck im Vorgehen und nicht allein vollständige Niederwerfung, sondern auch Zertretung des Feindes; zugleich aber höchster Anstand in Beurtheilung der Führung, die ja auch allerdings keine Gelegenheit zu rascher, unbedachter Kritik gab, welche dagegen bei den Vorposten und Detachirungen um so ungenirter gewesen sein soll. Die Stabswache war eine eigenthümliche Erscheinung. Mitten im Kriege der exakteste Garnisondienst im Anzug, in der Haltung, in dem Wachtdienst untadelhafte Griffe, sorgfältigste Propretät, nirgend die so leicht im Felde eintretende Nachlässigkeit und das sogenannte Gehenlassen. Niemand konnte dieser Truppe ansehen, daß sie eigentlich permanent auf Feldwacht war; nie Versailles und Krieg — immer Potsdam und Wachtparade. Man konnte aber auch nichts Schöneres sehen als diese Truppe, sowohl die Kavallerie im Eskortendienst, als die Infanterie beim Besetzen der Posten. Dem entsprechend auch die Unterhaltung bei den Diners ihrer Offiziere; sie hätten eben so gut im Berliner Kasino oder im Potsdamer Regimentshause stattfinden können.

Wie anders am Tage darauf bei dem Korrespondenten der „Times", Kapitän Russel, bei dem ich den britischen Chargé d'affaires, später Botschafter in Berlin, Mr. Odo Russel, und einige andere englische Korrespondenten fand. — Hier nur Politik,

die sich mehr um St. Petersburg, Florenz, Konstantinopel und London drehte, als um Paris und Frankreich, den Charakter der Souveräne und Minister mehr in Betracht zog, als den der feindlichen und der deutschen Generale. Aber es waren auch Männer, die in ganz Europa umher gewesen und zu Hause waren, die den Krieg en amateur oder en observateur mitmachten und aus den Vorgängen der Gegenwart immer nur die Zukunft, aus dem fait accompli immer nur die Konsequenzen zogen. Die Unterhaltung nur in englischer, französischer und spanischer Sprache. Man wollte verschwiegen sein, affichirte Diskretion, plauderte aber desto ungenirter auch das Wichtigste aus. Hier war vollkommene und sehr umfassende Kenntniß der Verhältnisse, und man wußte Dinge, die ich sorgfältig verheimlicht glaubte, von denen ich auch nicht begreifen konnte, durch wen sie dieselben erfahren haben könnten. Daß ich es nicht erfuhr, versteht sich bei so gewiegten Leuten von selbst. Das Tirer les vers du nez war bei ihnen ein sehr vergebliches Bemühen, die Unterhaltung aber in hohem Grade interessant, weil sie eben weit über den gewöhnlichen Horizont hinausging und den Blick in die Weite hervorrief. Es schien sich dort die Elite der Korrespondenten zu versammeln, und das Gespräch bewegte sich in durchaus diplomatischen Formen, während in anderen Kategorien dieser „own reporters“ sich eine große Neigung zu glänzendem Lebensgenuß, sobald die Pflicht auf das exakteste erfüllt war, breit machte. Kapitän Russel bewegte sich vorzugsweise in der Sphäre des kronprinzlichen Hauptquartiers, wo er mit großer Rücksicht behandelt wurde. In seiner Reporterthätigkeit leistete er in diesem Kriege nicht so viel, wie im Krimkriege und im Kriege 1866. „Daily News“ und „Daily Telegraph“ überholten ihn diesmal, theils durch große Rührigkeit, theils durch Geldverschwendung, von der man in deutschen Preßverhältnissen gar keinen Begriff hat. „Daily Telegraph“ jagte Kuriere mit Relais von Versailles bis an die belgische Grenze und warf

dort ein Telegramm auf den Draht, welches 70 Pfund Sterling, gegen 500 Thaler, kostete. Kapitän Russel war in seiner Stellung zum Hauptquartiere sicherer, darum vielleicht auch ruhiger und bedächtiger geworden. Wir hatten verabredet, noch einmal zusammen zu essen, sobald die Kapitulation von Paris unterschrieben sei; es kam aber leider nicht dazu, weil die Ereignisse um diese Zeit sich drängten, jede Thätigkeit steigerten und keine langen Diners gestatteten.

Einmal beim Kronprinzen zur Tafel befohlen, — und am Tage darauf bei dem Feldpolizei-Direktor Stieber, der seine Gattin und eine Tochter aus Berlin hatte nach Versailles kommen lassen. Abermals seltsame Kontraste. Es war ein für mich sehr merkwürdiger Abend beim Kronprinzen in der Villa aux ombrages mit ihrer reizenden Fernsicht auf das Versailler Schloß. Ein ungemein ungezwungener Ton der Gesellschaft, welcher der Kronprinz selbst mit großer Courtoisie präsidirte, und deren Mittelpunkt er jeden Augenblick blieb. Ich hatte bei Tische die Ehre, dem Kronprinzen gegenüber zu sitzen, und konnte während des ganzen Diners nicht satt werden, in seinem schönen Vollbart, seiner Haarfarbe und der Art, es zu tragen, seiner hohen Gestalt, dem kräftigen Körperbau und edlen Gesichtsausdruck den künftigen deutschen Kaiser vor mir zu sehen, den wahrlich kein Maler geeigneter bilden kann, als mit der Gestalt, den Zügen und dem Ausdruck, welche die Natur dem Kronprinzen gegeben. Das zunehmende Alter müßte ihn auffallend verändern, wenn die Zukunft ihn nicht für das Ideal einer deutschen Kaisergestalt erkennt. Nach Tische rief mich der Kronprinz in eine Fensternische und auch den Generalarzt Dr. Wegner, seinen Leibarzt, dazu, der in den höchsten Graden des Freimaurerordens steht und mit zu den leitenden Kräften des Bundes gehört. Hier wurde die Form besprochen, in welcher ein Flügeladjutant des Königs, der den Wunsch gegen mich ausgesprochen hatte, Freimaurer zu werden, wohl in eine Feldloge aufgenommen

werden könnte. Es wäre dies eine wichtige Begebenheit für den Orden gewesen, namentlich dem unsinnigen und verwerflichen Benehmen der französischen Freimaurer gegenüber; denn es stand die Theilnahme des Königs und des Kronprinzen zu erwarten, und ein Ueberschlag, den wir von bekannten Freimaurern im Hauptquartier wie bei den Einschließungstruppen machten, ergab eine vollständig besetzte, gerechte Loge. Entweder belegte man ohne weiteres das Logengebäude von Versailles mit Beschlag oder richtete eine Feldloge in geeigneter Lokalität ein, an der es ja in Versailles nicht fehlte. Ja, man konnte binnen acht Tagen alles nothwendige Geräth aus einer Berliner oder rheinischen Loge kommen lassen. Es wurde nichts aus der Sache, da der Betreffende schon am Tage darauf von Versailles abkommandirt wurde. Die Besprechung darüber führte auf die reformatorischen Gedanken, welche der Kronprinz vor dem Feldzuge bei feierlicher Gelegenheit gegen eine große Zahl von Brüdern ausgesprochen hatte, und zu deren Durchführung über lang oder kurz er entschlossen schien. Ich hörte mit Erstaunen, wie ernst und zuversichtlich der Kronprinz von dieser wichtigen Sache sprach, deren Inslebentreten wohl geeignet sein dürfte, dem so eigenthümlichen Bunde eine nicht berechenbare Bedeutung zu geben. Mehr davon gehört nicht in diese Aufzeichnungen. Vielleicht erinnern zukünftige Begebenheiten und Gestaltungen einmal an dieses merkwürdige Fensternischen-Gespräch in der Versailler Villa aux ombrages.

Und nun der Kontrast bei dem Familien-Diner der Feldpolizei-Direktion, ganz abgesehen von dem Diner selbst, seiner Servirung und Umgebung. Hier wurde nur von Spionen, von verdächtiger Korrespondenz, von zweifelhaften Persönlichkeiten, Haussuchungen, Ausweisungen, Prostitution, Agenten, Denunziationen, Unfähigkeit der militärischen Gewalt, eine gute Polizei zu machen, von der künftigen preußischen Präfektur in Paris, von Beschlagnahmen und Skandalosa aus Berlin ge-

sprochen. Hier und auch sonst bei meinen Besuchen hörte man von Dingen sprechen, die sich in den niederen Sphären des Hauptquartiers bewegten und zutrugen, von drohenden Gefahren, möglichen Attentaten, Sicherungsmaßregeln bei einem etwaigen Rückzuge, kurz, eine ganz neue, jedenfalls andere Welt, in die man blicken lernte, und die deswegen doch nicht weniger vorhanden war, weil man in den anderen Kreisen des Hauptquartiers eben nicht von diesen Dingen sprach und keine Ahnung von ihrer Existenz hatte. Es sind ja alle diese Momente von großer Wichtigkeit, und wer einen Einblick in dieselben gewinnt, überzeugt sich sehr bald, daß es ohne eine eben so scharfe wie umsichtige, eben so strenge wie je nach den Umständen oder Persönlichkeiten schonende Polizei gar nicht gehen würde. — Es ist eine nur zu häufig gehörte Redensart: „Alles geht ja so gut, daß gar keine Polizei nöthig wäre!" — Niemandem fällt es aber ein, zu sagen: „Es geht alles so gut, weil eben die Polizei da war!" Unleugbar hat sich gerade die Feldpolizei in diesem Kriege große Verdienste erworben. Wunderbar, wie ungern das im allgemeinen anerkannt war.

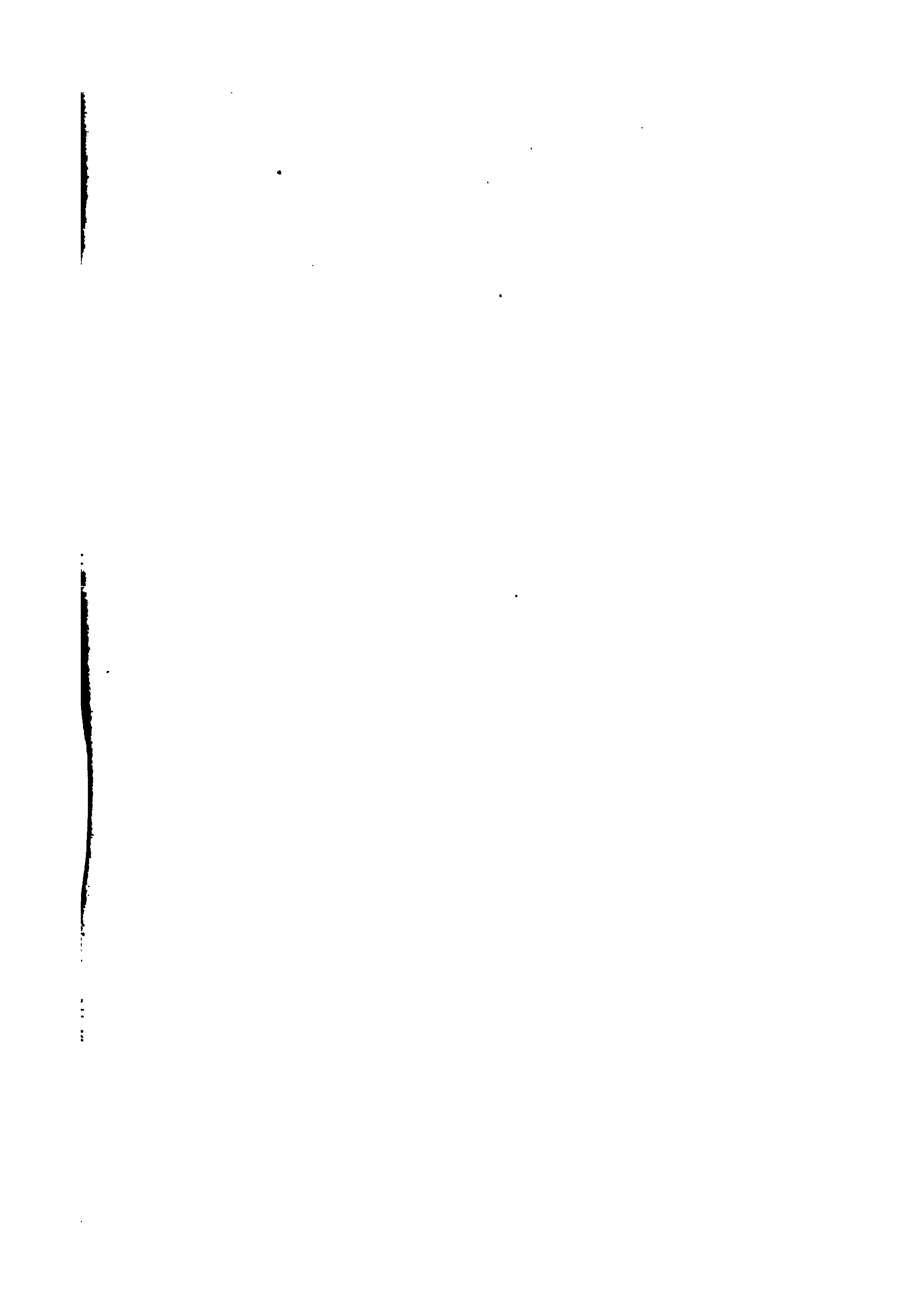
Was an Privatwünschen, Bitten und Spekulationen an mich herantrat und, wenn auch nur durch Antworten, erledigt sein wollte, davon geben die Briefe an meine Familie, die ich seitdem wieder durchlesen, geradezu unglaubliche Aufschlüsse. Ein Schwefelholzfabrikant sandte eine Kiste mit Schwefelhölzern und verlangte, ich sollte ihm das Prädikat eines Hof-Schwefelholzlieferanten verschaffen, — das Berliner Bäckergewerk wünschte durch Herrn Knönagel eine Probe des Brotes, welches die Pariser während der letzten Wochen der Belagerung gegessen. Gedichte, Photographien, Illustrationen und musikalische Kompositionen kamen aus allen Theilen Deutschlands mit dem dringenden Wunsche, sie dem Könige vorzulesen oder zu zeigen. Bescheidene Andeutungen wünschten Verwendung für das Eiserne Kreuz — wenn es auch nur zweiter Klasse wäre. Aus Reims

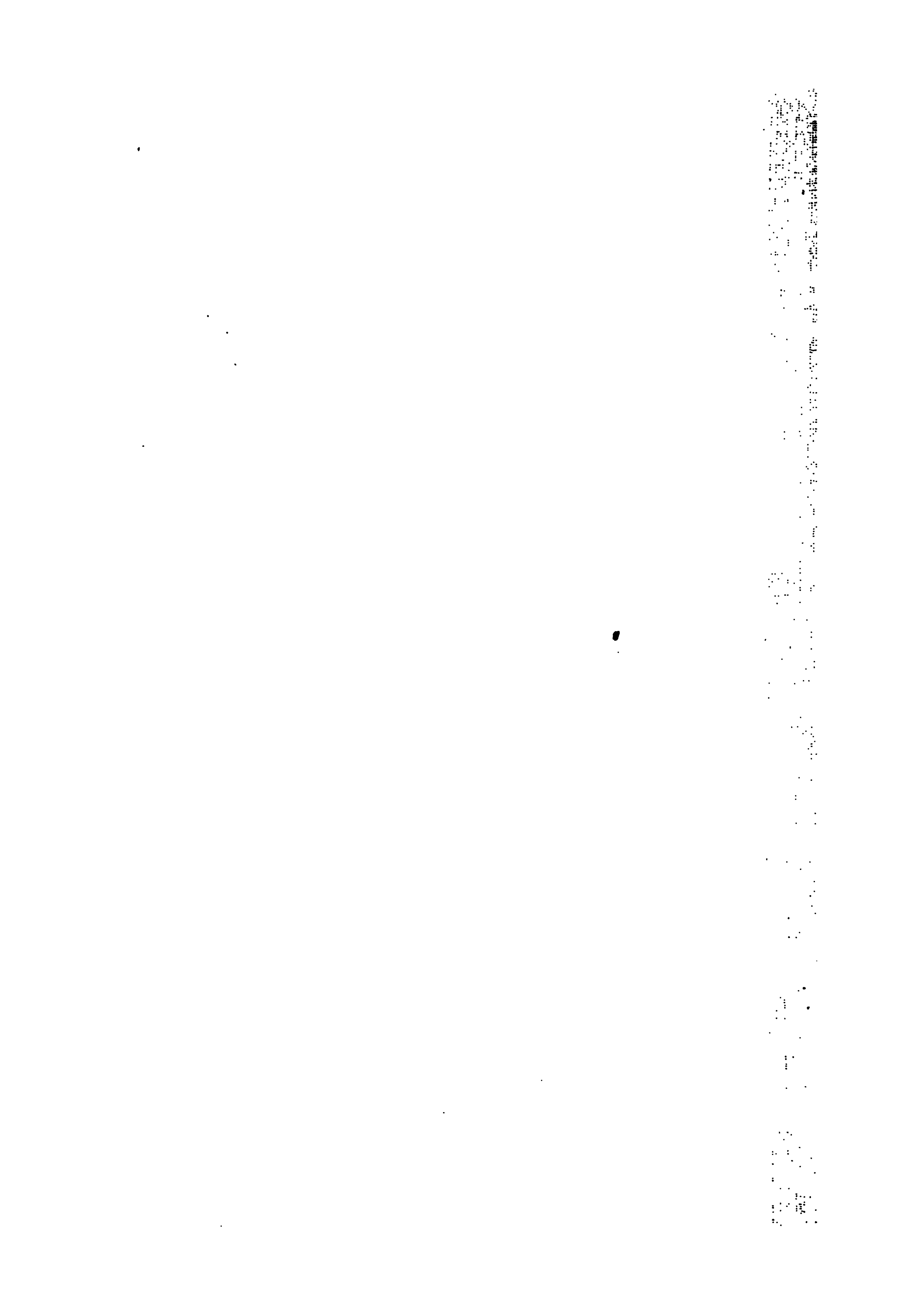
kam die verzweiflungsvolle Bitte einer Frau, ihrem zum Tode verurtheilten Manne das Leben zu retten; von Vätern und Müttern dringende Erkundigungen nach ihren Söhnen; litterarische Anträge für möglichst brillante Zeitungsartikel; — eine täglich wachsende Flut von Aufträgen, Bitten und Spekulationen, die manchen Anderen schon allein für die ganze Zeit in Anspruch genommen haben würden. Wenn ich jetzt dabei überschlage, was ich überhaupt neben meiner pflichtmäßigen Arbeit in jener Zeit fertig gebracht, so verwundere ich mich in der That über mich selber. Auch ein Aufsatz zum Stiftungsfest des „Vereins für die Geschichte Berlins" über die Versailler Gemäldegalerie und die preußischen Erinnerungen in derselben, sowie ein Aufsatz für den „Potsdamer Geschichtsverein" über die Aehnlichkeiten zwischen Versailles und Potsdam wanderten zu rechter Zeit in die Heimat. Kaum dürfte eine andere Person im Hauptquartiere die Feldpost so regelmäßig mit täglich wenigstens sechs Briefen in Thätigkeit erhalten haben wie ich. Die Berichte für den Staatsanzeiger und die Neue Preußische Zeitung allein würden zwei ganz handliche Bände füllen und sind jedenfalls von fast allen Schriftstellern benutzt worden, welche später über den Krieg geschrieben haben. Wahrlich, an Arbeit hat es mir nicht gefehlt! Glücklicherweise auch nicht am Fleiß und an der Gesundheit, die ihn ermöglichte.

Doch habe ich mich nach Beendigung des Krieges den Herren Geschichtsschreibern nicht anschließen wollen, die sofort das wahrlich interessante Thema ausbeuteten. Daß ich es gekonnt hätte, dafür liegen wohl in diesen Aufzeichnungen die vollgültigen Beweise vor. 1866 hatte ich in der ersten Begeisterung dem Drange nicht widerstehen können, ein kleines Buch über den König Wilhelm zu schreiben. Diesmal fühlte ich Scheu, meine durch Gunst und Zufall mannigfach bevorzugte Stellung zu einer — meinem Gefühl nach — Indiskretion zu mißbrauchen. Allerdings habe ich sorgfältig aufgezeichnet, was ich gesehen und er-

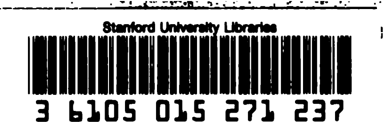
fahren, mir auch Urtheile aus meinem beschränkten Standpunkte erlaubt, aber alles erst dem König selbst zur Prüfung und Bewilligung vorgelegt; sind doch seine eigenen Korrekturen für die Zukunft das Werthvollste an meiner Arbeit. Eben so offen gestehe ich, daß ich hierin viele Dinge nicht aufgezeichnet, die ich mit eigenen Augen gesehen, oder von denen ich erfahren, weil ich sie nicht belegen konnte, und weil man nur meiner Erzählung ohne beizubringenden Beweis hätte glauben müssen. Sie liegen in Form von kurzen Notizen fertig, aber gesichert vor jeder indiskreten Benutzung. Mögen sie einst lange nach meinem und der Betheiligten Tode ein werthvoller Beitrag zur Geschichte dieses merkwürdigen Krieges werden! Wenigstens werden mir dann meine Aufzeichnungen schon Glauben und Vertrauen erworben haben und niemand glauben, daß ich meinen Vortheil dadurch erreichen wollte, weder einen materiellen Gewinn, der bei dem gegenwärtigen Stande des Preßmarktes ein recht bedeutender hätte sein können, noch eine Befriedigung meiner Eitelkeit, die mit dem Tode doch gewiß fortfällt.

Druck von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin, Kochstraße 69. 70.









Stanford University Libraries
3 6105 015 271 237

